Nr. 36 30. August 2007 62. Jahrgang

Der Deutsche Herbst – eine Chronik: www.zeit.de/deutscher-herbst

C 7451 C Preis Deutschland 3,20 €

DIE ZEIT

DKR 38,00 · FIN 5,80 € · E 4,30 € · F 4,30 € · NL 3,90 € · A 3,60 € CHF 6,00 · I 4,30 € · GR 5,00 € · B 3,90 € · P 4,30 € · L 3,90 € · HUF 1145,00

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK • WIRTSCHAFT • W KULTUR

VOR DREISSIG JAHREN WURDE HANNS MARTIN SCHLEYER ENTFÜHRT

„Ich bin in Schuld verstrickt“

HELMUT SCHMIDT im Gespräch mit **GIOVANNI DI LORENZO:** Seine dramatischen Stunden im Bonner Kanzleramt, die Überbewertung der RAF und einige Worte, die damals fielen und seither nie wieder ausgesprochen wurden **DOSSIER SEITE 17–21**

Titelfotos (v. l. n. r.): Hanns Martin Schleyer als Gefangener der RAF; Helmut Schmidt kondoliert Waltrude Schleyer in Stuttgart; Entführung Schleyers am 5. September 1977, vier Begleiter sterben; Ankunft der befreiten Geiseln in Frankfurt; Schmidt am 20. Oktober 1977 im Bundestag

Super macht sinnlich

Aufsteigermächte China und Russland: Peking übt die Spielregeln, Putin pfeift auf sie **VON JOSEF JOFFE**

China möge sich »auf gemeinsame Spielregeln einlassen« – das war die richtige Losung, die Angela Merkel in Peking ausgegeben hat. Gleiches sollte sie auch bei ihrem nächsten Besuch in Moskau tun. Denn diese beiden aufstrebenden Giganten – der eine ex-, der andere noch kommunistisch – verletzen die Spielregeln auf jeweils eigene Weise. Der Unterschied? China scheint beim Programmpunkt »internationaler Komment« williger zu sein als Russland.

Jedenfalls in Stilfragen: Selbstverständlich betreibe der chinesische Staat keine computergesteuerte Industriespionage in Deutschland, beteuerte die Regierungssprecherin, bot aber der Kanzlerin im selben Atemzug Zusammenarbeit bei der Hacker-Hatz an. Höfliche Augenwischerei? Gewiss. Bekanntlich aber ist die Heuchelei die Ehre, die das Laster der Tugend erweist (La Rochefoucauld), und so steckt in dieser Offerte schon mal ein Quantum Problembewusstsein, das sich trefflich nutzen lässt.

China wird nicht morgen aufhören, deutsche Autos zu kopieren und massenhaft »intellektuelles Eigentum« gratis abzusaugen; so ruchlos haben die Aufsteiger seit Menschengedenken gehandelt. Aber wer als »Werkbank der Welt« jährlich für Exporte in Höhe von 1000 Milliarden Dollar gut ist (und demnächst die Deutschen vom ersten Platz verdrängen wird), spürt irgendwann den Stachel des Eigeninteresses, der Verantwortung fordert. Integration in die Weltwirtschaft ist der erste Schritt zu jenen »gemeinsamen Spielregeln«, die Merkel angemahnt hat.

Pressefreiheit und andere bürgerliche Vorrechte? Frau Merkel hat (anders als ihre Vorgänger Helmut Kohl und Gerhard Schröder in Moskau) demonstrativ mit kritischen Journalisten geplaudert. Und siehe da: Das Signal geriet nicht zur Provokation; es folgten weder Zurechtweisung noch Eklat. Das Richtige zu tun, zeigt sich, ist so falsch nicht.

Mag sein, dass Peking ein Jahr vor Olympia seinerseits nicht provozieren will – oder sich so sicher fühlt wie noch keine totalitäre Führung zuvor. Denn China vollbringt derzeit ein Kunststück, das noch kein »autoritärer Modernisierer« auf Dauer geschafft hat. »Bereichert euch, aber wehe, wenn ihr nach den Zügeln greift«, lautet der Ukas des Einparteienregimes.

Das funktioniert glänzend seit dem Tiananmen-Massaker von 1989. Doch lehrt die Geschichte: Die zweigeteilte Modernisierung ist kein verlässliches Zukunftsprojekt. Wer Eigentum erwirbt, wer am Reichtum partizipiert, will bald auch die Macht. Ob das halbwegs glimpflich abläuft wie bei der Industrialisierung der Anglo-Länder oder auf dem Umweg der totalitären Konterrevolution wie in Deutschland und Japan im frühen 20. Jahrhundert, muss China noch beweisen.

Wer reich wird, warnt die Geschichte überdies, wird auch zum Risiko für den Rest der Welt – siehe die Aufsteiger Deutschland und Japan, die nach rasanter Industrialisierung gewaltsam ihren »Platz an der Sonne« einforderten. Die Chinesen haben deren imperiales Scheitern unter Wilhelm II., Hitler und Hirohito sorgfältig studiert, und sie beschreiten einen anderen Weg – einen anderen auch als Putins Russland, wo der neue Reichtum ins Rowdytum geführt hat.

China macht sich kleiner, als es ist, Russland macht sich größer. Putinland zählt auf seine Bodenschätze, auf Öl und Gas, und wähnt, auf ausgewogene Entwicklung (die letztlich auf dem freiheitlichen Rechtsstaat basiert) verzichten zu können. Im Inneren ein Geheimdienststaat, der zügig alle unabhängigen Machtzentren plattgemacht hat, gibt Russland im Äußeren die wiedergeborene Weltmacht, die zurück in die Zukunft will. Besitzheischend eine Flagge unter dem Nordpol-Eis zu pflanzen ist pures 19. Jahrhundert – zähnefletschende Nostalgie, das Gegenteil von »gemeinsamen Spielregeln«.

Dieser FSB-Staat wetzt keine Scharten mehr aus, die er glaubt, in der Nach-Gorbatschow-Zeit erlitten zu haben; er schlägt selber welche. Die wieder aufgenommenen Bomber-Patrouillen wären bloß eine theatralische Geste, wenn sie nicht zu einer Choreografie gehörten, die legitime Konkurrenz mit Aggressivität verwechselt. Und mit Verantwortungslosigkeit – siehe die Einschüchterung der Nachbarn durch Cyber-Krieg und Gas-Entzug, siehe die schützende Hand, die der Kreml über das iranische Atomprogramm hält. Apropos Verantwortung: Wo war die russische Zentralbank (Reserven: 407 Milliarden Dollar), als die amerikanischen und europäischen Kollegen eine Verteidigung gegen die weltweite Finanzkrise aufbauten?

Peking hat ebenfalls durch Nichtstun geglänzt. Auch ist China noch längst keine Verantwortungsmacht, seine Außenpolitik ist auf leise Art zutiefst egoistisch – sei's in Darfur, wo Peking das sudanesische Regime protegiert, sei's auf den Energie- und Rohstoffmärkten, wo die alleinige Devise »Mehr für mich« lautet. Derweil rüstet das Land rasant auf: mit Wachstumsraten von 15 Prozent seit 1990, gar mit 18 Prozent seit 2005. Dies aber auf einem schmalen Sockel. Selbst bei Verdopplung der offiziellen Angaben gab China 2004 nicht mehr fürs Militär aus als Frankreich.

Mag sein, dass sich Peking nicht zu früh mit dem US-Platzhirsch im Pazifik anlegen will – eingedenk des Desasters der Japaner nach Pearl Harbor. Vielleicht aber entfaltet die ökonomische Vernunft ihre eigene List. Wer für eine Billion Dollar exportiert, schätzt ein gedeihliches Verhältnis zum Rest der Welt; wer in Amerika einen Handelsüberschuss von 233 Milliarden einfährt, wird sich so schnell nicht mit der Supermacht anlegen. Putin verhält sich dagegen mit seinen Pipelines wie ein Despot von vorgestern: Der Reichtum ist ihm Motor der Macht, nicht der Entwicklung. Putin trägt zwar Designerbrillen, aber die Chinesen denken moderner.

Deshalb lässt sich das »Reich der Mitte«, das jenseits von Tributforderungen ein isolationistisches war, neuerdings in Netzwerke regionaler Kooperation einbinden – was die Russen allenfalls aus strategischen Gründen tun. Der Unterschied ist ein grundsätzlicher, jedenfalls aus optimistischer Sicht. Wer »ökonomistisch« denkt, lässt sich eher auf »Win-win-Spiele« ein, und wo der gemeinsame Gewinn winkt, streitet man sich um die Anteile, nicht um das Prinzip – oder gar um Ruhm, verletzte Ehre oder Vormacht. Zitat eines früheren philippinischen Außenministers: »Hat dieser Einbindungsprozess China ›sozialisiert‹? Gewiss doch.«

Mag sein, dass China irgendwann doch der Versuchung des neureichen Rowdys verfällt. Aber wer heute auf »gemeinsame Spielregeln« wetten will, sollte auf China, nicht auf Russland setzen. Putins Russland marschiert mit prallen Taschen zurück in die Vergangenheit, das China des Hu Jintao tastet sich voran in eine postmoderne Zukunft. Rückfall nicht ausgeschlossen.

Audio www.zeit.de/audio

Titelfotos (Ausschn.v.l.n.r.): dpa/Ullstein; H.Wieseler/dpa; dpa/picture-alliance; UPI/dpa/picture-alliance; Ulrich Wienke/Bundesbildstelle; Titel: ZEITmagazin Leben: Ferdinando Scianna/Magnum/Agentur Focus

Im neuen ZEITmagazin:

KAISER BOKASSA und seine Kinder: Zu Besuch bei einer weltweit berüchtigten Familie ***S. 12***

SENTA BERGER erinnert sich an ein Treffen mit Willy Brandt im Kanzleramt ***S. 10***

HARALD MARTENSTEIN über die Gedankenarmut der modernen Kunst ***S. 6***

Links und link

Warum gehen gerade Genossen oft so grob mit ihren Anführern um? Der nächste könnte Oskar Lafontaine sein **VON BERND ULRICH**

Wer selbst ein Linker ist oder auch nur mal einer war, dem tut es schon weh, dass die Ex-PDSWASG sich ungestraft Die Linke nennen darf. Nicht so sehr wegen des Monopolanspruchs, der sich darin ausdrückt, auch nicht wegen der Anmaßung oder der Schlitzohrigkeit, die hinter dieser Raubkopie steckt.

Nein, was daran wirklich verstört, das ist der Eindruck, dass immer diejenigen sich am innigsten als Linke fühlen, die am wenigsten dazugelernt haben. Oder die am besten verdrängen können, was die Linke in den zurückliegenden Jahrzehnten durchgemacht hat und hinzulernen musste.

SPD und Grüne haben sich immer wieder auf die Wirklichkeit eingelassen, mit all ihren Widersprüchen, mit all ihrer schmerzlichen Lebendigkeit und ideologischen Sperrigkeit. Ob in der Friedensfrage oder beim Umbau des Sozialstaats, bei der Demografie oder in der Ökologie. Ein ums andere Mal haben sich die beiden linken Parteien verändert, ohne dabei ihre linke Geschichte zu leugnen. Im Gegenteil: Die Spannung zwischen Realität und Tradition, zwischen, wenn man so will, Sozialisation und Sozialismus macht diese Linke gerade aus, sie gibt ihr etwas Skrupulöses und, oft, etwas sympathisch Gebrochenes.

Der Weg dahin war lang. Eine der schlimmsten Sünden der Linken hatte dabei mit Krieg und Frieden so wenig zu tun wie mit dem Sozialstaat, sie zeigt sich im ganz persönlichen Umgang untereinander. Selbstverständlich gilt auch hier das moralische Gleichverteilungsgesetz, nach dem die Summe der menschlichen Sauereien in allen Parteien auf lange Sicht gleich groß ist. Doch hat die Linke eine besondere Grobheit gegenüber ihren eigenen Führern ausgebildet, besonders wenn sie – strafverschärfend – auch noch charismatisch waren.

Wer zum Beispiel den Namen Willy Brandt hört, der denkt sich den früheren Kanzler in denkmalhafter Gestalt, und auch die SPD macht heute gern vergessen, wie sie den großen Vorsitzenden der Sozialdemokraten einst behandelt hat. Bei den Grünen hat sich Ähnliches vollzogen. Bevor Joschka Fischer mächtig genug war, um Rache zu nehmen, und alt genug, um dann auch milde gegenüber der eigenen Partei zu werden, haben die Grünen ihn, auch das wird leicht verdrängt, für seine Prominenz ausgiebig bestraft. Sie haben ihm lange nicht verziehen, dass er sie zum Erfolg geführt hat.

Dahinter steckten immer eine fast pietistische Linkshaberei wie auch plumper politischer Sozialneid. Und es hat bei SPD und Grünen lange gedauert, bis man sich wenigstens die schlimmsten Auswüchse dieses Basis-Sadismus verkniffen hat.

Das ist einer der Lernprozesse, den Die Linke noch vor sich hat. Oskar Lafontaine wird es bitter erfahren müssen. Denn er ist der Charismatiker seiner Partei, der Einzige, seit sich Gregor Gysi auf die Rolle des Fuchses zurückgezogen hat, der schon alle Gänse gerissen hat. Kaum dass Lafontaine die linkeste der linken Parteien in eine Erfolg versprechende Lage gebracht hat, fängt sie an, ihn zu bekämpfen. Erst der Ärger um die Äußerungen seiner Ehefrau zur Familienpolitik. Dann der Rückschlag in Hessen, wo die fundamentalistische Basis einen politikunwilligen Kommunisten an die Spitze wählte, es damit der dortigen SPD leicht macht und dem eigenen Parteivorsitzenden so schwer wie möglich.

Den muss man nicht allzu sehr dafür bedauern, dass seine Partei im Umgang mit ihrem einzigen Charismatiker nun die unter Linken üblichen Verhaltensweisen an den Tag legt. Schließlich setzt Lafontaine in der großen Politik selbst auf den Nicht-Lern-Erfolg der Partei. Da sollte er sich nicht wundern, wenn diese linke Unkultur auch vor ihm selbst nicht haltmacht.

Was sich Linke aller Schattierungen dabei fragen müssen, ist, was der neidische, rechthaberische Umgang mit den eigenen Spitzenleuten zu tun hat mit ihrer politischen Weltanschauung. Dabei dürfte es nicht allein die Überbetonung der Gleichheit sein, die dazu beiträgt, sondern auch das Verliebtsein in den Misserfolg. Nicht zuletzt der – geheime – Wunsch, lieber nicht zu regieren, damit das eigene hehre Menschenbild sich nicht zu sehr an den wirklichen Menschen reiben muss. Denn das heißt im Kern regieren: sich immer wieder zu entscheiden zwischen Weltbild und Welt, Menschenbild und Menschen. Und zwar zugunsten der Letzteren.

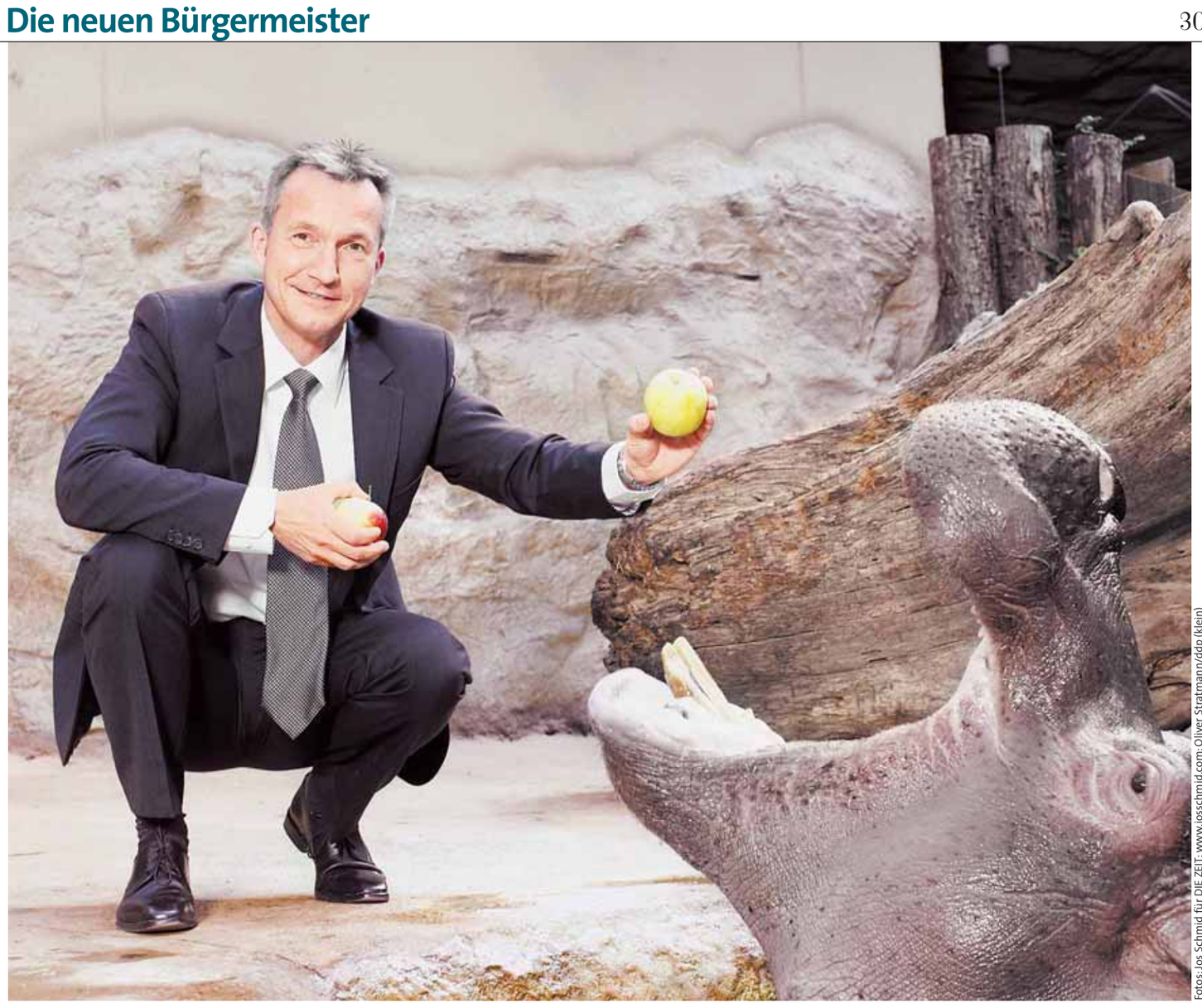
Ein Gutes hat übrigens das Auftauchen der angemaßten Linken: Man fängt wieder an, die SPD und die Grünen zu mögen.

Audio www.zeit.de/audio

ZEIT Online GmbH: www.zeit.de; ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de
Abonnentenservice:
Tel. 0180 - 52 52 909*, Fax 0180 - 52 52 908*, E-Mail: abo@zeit.de
*) 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

4 190745 103206 36

- Boris Palmer, Tübingen
- Pia Beckmann, Würzburg
- Markus Ulbig, Pirna
- Dietlind Tiemann, Brandenburg an der Havel
- **Frank Baranowski, Gelsenkirchen**



Fotos: Jos Schmid für DIE ZEIT; www.josschmid.com; Oliver Stratmann/ddp (klein)

EIN HERZ FÜR DICKE. Frank Baranowski füttert die Nilpferddame Martha-Rosl

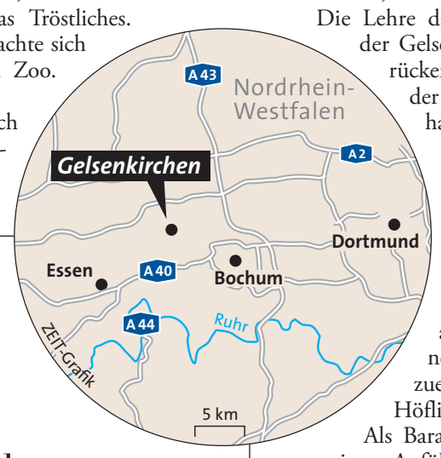
Der Neue im Ruhrzoo

Frank Baranowski raucht nicht und trinkt nicht – anders als viele Sozis vor ihm in Gelsenkirchen. Dennoch regiert er die Stadt **VON STEFAN WILLEKE**

Früher ging man in Gelsenkirchen in den Zoo, wenn man sich etwas beweisen wollte – Nervenstärke, Abgebrühtheit, all diese Dinge, von denen man schon als Kind annahm, dass sie im Leben einmal wichtig würden. Früher drehte sich ein Elefant in einer grauenvoll kleinen Betonmanege, in den Wasserpfützen entzündeten sich seine Füße. Früher wurde dem Tiger von anderen Raubkatzen der Schwanz abgebissen, weil die Käfige so eng waren, dass der Schwanz des Tigers in die Nachbarzelle ragte. Früher verbogen Schimpansen ihre Gitterstäbe, weil sie sich aus ihrem gekachelten Gefängnis befreien wollten. Früher kämpfte man mit den Tränen, wenn man in Gelsenkirchen in den Zoo ging.

Frank Baranowski warf einen vertrockneten Klumpen Brot in das aufgerissene Maul eines Nilpferdes, damals, als Junge, Anfang der siebziger Jahre. Erleichtert wandte er sich ab, als sich das finstere Loch schmatzend schloss. Eine kleine Mutprobe war das für ihn, auch, weil er sich vor großen Tieren fürchtete. Immer wieder ging der Junge in den scheußlichen Tierpark, zusammen mit seiner kleinen Schwester, der Mutter, den Großeltern. Sie nahmen Frikadellen und Kartoffelsalat mit, setzten sich mittags zum Picknick ins Gras. »Wie soll ich das beschreiben?«, fragt Frank Baranowski, »da war kein Ekel, nein, eher Mitleid.« Das hatte wohl etwas mit Gelsenkirchen zu tun, dieser geschundenen Stadt, die er als Erwachsener einmal regieren würde. Im Zoo litten die Menschen, weil die Tiere litten, aber weil die Tiere stärker litten, hatte das für die Menschen auch etwas Tröstliches. Kein Politiker machte sich etwas aus einem Zoo. Früher.

Heute lässt sich der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen im Gelsenkirchener Zoo fotografieren. Auch Frank Baranowski, der 45-jährige Oberbürgermeister von Gelsenkirchen, ist öfter da. Der alte Zoo wurde abgerissen, es wurde erneuert, erweitert, befreit. Der neue Zoo besteht aus Glasfronten, Events und künstlichen Bächen, die in Erlebniswelten zerfließen. Marketing-Menschen haben das Wort »Ruhr-Zoo« durch »ZOOM Erlebniswelt« ersetzt. Man kann sich verirren vor lauter Moderne. Einen Zoodirektor gibt es auch nicht mehr, seit der Tierpark einer Firma gehört, die ansonsten Strom verkauft. Der Aufstand gegen das Früher hat im Zoo von Gelsenkirchen angefangen und endet bei Frank Baranowski von der SPD.



Gelsenkirchen

Gelsenkirchen ist mit knapp 270 000 Einwohnern inzwischen kleiner als Münster. Im Schnitt ziehen jedes Jahr 2000 Menschen weg. Das größte Problem ist die Arbeitslosigkeit, die höher ist als in jeder anderen westdeutschen Großstadt. Trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs, der auch in Gelsenkirchen spürbar ist, liegt die Arbeitslosenquote bei 17 Prozent. Nachdem die meisten Bergwerke geschlossen wurden, zählen heute der Ölkonzern BP und das Energieunternehmen E.on zu den wichtigsten Arbeitgebern in der Stadt.

»Für Elendsberichterstattung stehe ich nicht zur Verfügung«

Wie leise er spricht. Wie korrekt er sich ausdrückt. Ein drahtiger Mann sitzt unter einem Strohdach in der Afrika-Lodge des Zoos, der Regen rinnt in die Grassavanne, in der Ferne kreischen Paviane. Hört man dem Bürgermeister zu, klingt alles wohl überlegt, ganz mühelos. Es klingt, als sei es einfach, sich gegen Flusspferde durchzusetzen.

Früher waren Sozialdemokraten im Ruhrgebiet wie Flusspferde, schwer und rund und sagenhaft dickhäutig. Glucksend stampften sie durch plüschige Ratskeller, üppige Mehrheiten machten sie satter und satter – bis zum 26. September 1999, jenem Sonntag, den sie »das Erdbeben« nennen. Das erste Mal wurde ein CDU-Kandidat zum Oberbürgermeister in Gelsenkirchen gewählt. »Das war kein Unfall«, sagt Baranowski, »daraus haben wir lernen müssen.«

Die Lehre daraus ist Frank Baranowski, der Gelsenkirchen vor drei Jahren zurückeroberte, der Junge, den man in der SPD lange Zeit unterschätzt hatte.

Der ist zu still. Der macht keine Überschriften für seine Politik. Der packt es nicht. So redeten die sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Peer Steinbrück und Wolfgang Clement über ihn, als Baranowski noch Abgeordneter im Landtag war. Sie haben zuerst nicht verstanden, dass Höflichkeit eine Waffe sein kann.

Als Baranowski es vor Jahren wagte, seinen Anführer Clement vor der SPD-Fraktion im Landtag zu kritisieren, sprach er von den vielen »Entlein«, die Clement auf einen Teich gesetzt habe. Aber nie habe sich Clement dafür interessiert, wie lange die Entlein schwimmen konnten, was aus den Projekten, die er angestoßen hatte, wurde.

Baranowski lächelte freundlich, als Clements rechte Hand schon unkontrolliert zu schlackern begann. Dann fuhr der bebende Groll in Clements Oberkörper und schüttelte den ganzen Mann auf seinem Sitz wie in einem Autoscooter. Je länger ihn der junge Kritiker mit dem neugierigen Blick eines Anthropologen musterte, desto stärker taumelte Clement in seinem Wuttanz. Als Clement schließlich losbrüllte, blieb Baranowskis Gesicht noch immer ungerührt. »Frank Baranowski trägt eine schusssichere Weste«, sagt Britta Altenkamp aus dem nordrhein-westfälischen SPD-Vorstand.

Begleitet man den Bürgermeister, wundert man sich abends über die vielen leeren Seiten im Notizblock. Minutenlang kann er schweigend neben einem im Auto sitzen, weil er glaubt, alles Wesentliche sei gesagt. Das Wesentliche ist: Der Stadt geht es nicht gut, man sieht es auch an den Fenstern. Nimmt jemand die Gardinen ab, ist wieder eine Wohnung leer. Gelsenkirchen hat in den vergangenen 40 Jahren fast 130 000 Einwohner verloren. Nothaushalt: Jede neue Schaukel auf einem städtischen Spielplatz muss vom Regierungspräsidenten genehmigt werden. Sogar das Rathaus ist eine Notunterkunft, weil das richtige Rathaus saniert werden muss. Türkische Ghettos. Russische Ghettos. Schalke 04.

Ruft ein Fernsehsender an, weil er Bilder von Hartz-IV-Gebieten und einen O-Ton des Bürgermeisters braucht, verweigert sich Baranowski. »Ich stehe für Elendsberichterstattung nicht zur Verfügung.« Lieber spricht er vom Zoo. Schon eine Million Besucher. »Man weiß gar nicht mehr, wer mehr Leute in die Stadt lockt, der Zoo oder Schalke 04.« Der Zoo ist jetzt auch ein Versprechen. Die Stadt leert sich, die Behörden reden pausenlos vom »Rückbau«. Hochhäuser werden in der Mitte durchgeschnitten. Nur der Zoo macht sich breit. »Schauen Sie«, sagt Baranowski vor einer Scheibe im Zoo, »die Löwen hier.« Sie dösen auf beheizten Felsplatten. So schön, wie es die Tiere haben, soll es auch für die Menschen sein, in zehn Jahren, in hundert, irgendwann. »Gelsenkirchen ist keine Stadt für Ungeduldige«, meint der Bürgermeister. Nur im Zoo wird weiter gebaut und nicht zurückgebaut. Baranowski sagt: »Bald ist auch Asien fertig.« Dann dürfen die Orang-Utans kommen.

Für Kinder setzt der Bürgermeister sich ein, für Familien. Bringt eine Frau ein Baby zur Welt, kommen Leute vom Jugendamt bei ihr zu Hause vorbei und sehen nach dem Rechten. Einige Kindergärten öffnen jetzt morgens um sechs und schließen erst abends um acht. Als die CDU-geführte Landesregierung höhere Kindergartenbeiträge verlangte, weigerte sich Baranowski, den Erlass durchzusetzen. Man musste ihn dazu zwingen.

Frank Baranowski hält an den hohen Zuschüssen für das Theater fest, 13 Millionen Euro jedes Jahr. Sie sollen hierbleiben, die Lehrer, Ärzte, Ingenieure. Die Mittelschicht soll nicht fliehen. Deswegen bietet er jungen Familien Häuser billig zum Kauf an. Deswegen sollen an einem Waldesrand Baugrundstücke für »die Vermögenden« entstehen. Unternehmer, die eine Wohnung suchen, lässt der Bürgermeister zu den schönsten Villen fahren. »Hier kann man leben«, sagt er ihnen und schenkt ihnen Karten für den Zoo. Manchmal zeige sich der Kodiakbär stundenlang nicht. »Schon spannend, oder?«

Im Mai lief der OB einen Halbmarathon. Zwischendurch gab er ein Interview

Früher starrten tausend Augenpaare jeden Besucher an, Mähnenwölfe, Zebras, Meerespelikane, alle glotzten herüber. Die Tiere gehörten einem internationalen Händler, der im Zoo ausstellte, was er nicht gleich verkaufen konnte. Ein paar Ladenhüter haben bis heute überlebt. Baranowski hat eine Patenschaft für Martha-Rosl übernommen, ein altersschwaches Nilpferdweibchen, dem er einmal eine Antibabypille in den Rachen werfen musste, eine Pille, groß wie ein Brikett. Wie er davon erzählt, sah es wohl ein bisschen lächerlich aus.

Baranowski achtet immer darauf, wie etwas aussieht. Seine Anzüge sind schlank geschnitten, und vor drei Jahren, im Wahlkampf gegen den damaligen CDU-Bürgermeister, prüfte er sogar die Dekoration auf den SPD-Tischen. »Die Frauen schwärmen für ihn«, sagt ein Parteifreund, »egal, ob linksradikal oder bürgerlich, sie schwärmen.«

Baranowski fährt in die Nachbarstadt Essen, wenn er ins Fitnessstudio möchte, weil er nicht schwitzend vor seinen Wählern stehen will. Er hatte hart trainiert, bevor er im Mai an seinem ersten Halbmarathon teilnahm. Auf keinen Fall wollte er erschöpft wirken, wenn er auf das Ziel zulief. Plaudernd näherte er sich schließlich Gelsenkirchen und gab dem WDR zwischendurch ein Interview.

Baranowski hat eine feste Freundin, keine Kinder. Er hat schon mal die Alpen mit einem Fahrrad überquert. Er raucht nicht, und wenn man ihn nach durchzechten Nächten mit Genossen fragt, schüttelt er sich und antwortet: »Nein, da denke ich sofort an die Kopfschmerzen.«

Rudi Assauer wollte ihm helfen. Baranowski dankte – und lehnte ab

Früher, als noch die Flusspferde in den Rathäusern zu bestimmen hatten, war Politik meist eine Verbindung zwischen zwei Trinkgefäßen. Aus der »Kaffeeklappe«, einem Café im Düsseldorfer Landtag, schwankten Minister nachts mit campariroten Köpfen in die Tiefgarage, im Essener Ratssaal wurden Williamsbirnen ausgeschenkt, und im Recklinghäuser Kreishaus richtete der Oberkreisdirektor einen Weinkeller ein. Der frühere Kreisdirektor ist heute Konsolidierungsberater in Marl. »Die SPD hat hier Typen hervorgebracht, die ihre politische Bühne auf Volksfesten gefunden haben. Da ist Frank Baranowski total anders«, sagt die Sozialdemokratin Altenkamp.

Dem Bürgermeister Baranowski hat Rudi Assauer, der frühere Manager des Fußballvereins Schalke 04, nie das Du angeboten, und das hat etwas zu bedeuten. Wäre Assauer ein Zootier, wüsste man gar nicht, wo man ihn hinstecken sollte, jedenfalls nicht zu den Pflanzenfressern. Assauer war es immer egal, wer unter ihm Politik machte. Der einzige Meister, der ihn interessierte, war der deutsche Fußballmeister.

»Da kommt ja unser Bürgermeisterlein«, frotzelte Assauer einmal über Baranowskis Vorgänger, den CDU-Bürgermeister Oliver Wittke. »Du, Olli«, sagte Assauer einmal, »ich mag dich nicht.« Daraufhin tat der CDU-Mann alles, um Assauer zu gefallen. Sogar einen Balkon ließ er nach einem Fußballpokalsieg über Nacht an das traurige Rathaus mauern, damit der Jubel, den Schalke-Manager Assauer dort empfing, herüberschwappte auf den Christdemokraten.

Eigentlich wäre es an Frank Baranowski gewesen, sich mit dem Fußball zu verbrüdern, von einem Sozialdemokraten hätte man das erwartet. Nichts lieben die Menschen an Gelsenkirchen mehr als den FC Schalke, aber Baranowski überließ dem politischen Gegner einen Platz in Assauers Schatten, und der Fußballmanager unterschrieb einen öffentlichen Wahlaufruf für den CDU-Kandidaten. Als aber Baranowski so viele Wählerstimmen holte, dass er eine Stichwahl erzwang, rief Assauer persönlich an und fragte den Sozialdemokraten, ob er Hilfe wolle. Natürlich war das keine Frage, sondern ein Gnadenakt. Baranowski vergaß nicht, sich zu bedanken, bevor er das Angebot ablehnte.

WORTE DER WOCHE

»Das ist definitiv eine beispiellose Katastrophe für Griechenland.«
Nikos Diamandis, Sprecher der griechischen Feuerwehr, über die verheerenden Brände rund um Olympia

»Alle Brandschutzsysteme haben funktioniert.«
Christos Zachopoulos, Generalsekretär des griechischen Kulturministeriums, zum selben Thema

»Wer kämpft in der Zukunft, wenn wir so krank sind, dass wir nicht einmal mehr zur Arbeit erscheinen können?«
Mike Huckabee, potenzieller Kandidat für die US-Präsidentschaft, über die Auswirkungen der Fettleibigkeit auf Wirtschaft und nationale Sicherheit

»Wir haben kein Recht, die Ehre von Frauen zu verletzen.«
Mullah Omar, Taliban-Chef, über weibliche südkoreanische Geiseln, die seit Wochen in der Gewalt der Taliban sind

»Die gefiel uns am besten.«
Gabor Vona, Gründer des ungarischen paramilitärischen Verbandes Magyar Gárda, über die Uniform der rechtsextremen Einheit, die jener der SS ähnelt

»Ich habe den Amerikanischen Traum gelebt.«
Alberto Gonzales, wegen mehrerer Skandale zurückgetretener US-Justizminister, über seine Amtszeit

»Wer wegen der Ehre tötet, ist ein Mörder, da gibt es kein Pardon.«
Regina Kalthegener, Anwältin, über die Gerichtsentscheidung, den Fall Hatun Sürücü neu aufzurollen. Zwei des Mordes beschuldigte Brüder wurden zuvor freigesprochen

»Mir ist das auch zu viel Soap im Moment.«
Günther Beckstein, designierter Ministerpräsident von Bayern, über die Folgen von Horst Seehofers Affäre

»So etwas steht eher katholischen Bischöfen zu.«
Katina Schubert, Vize-Parteivorsitzende der Linken, über das konservative Familienbild von Oskar Lafontaines Ehefrau Christa Müller

»Ich werde ganz bestimmt nicht der Versuchung erliegen, mit der Linkspartei zu koalieren.«
Michael Naumann, SPD-Kandidat für die Hamburger Bürgerschaftswahl, über mögliche Koalitionspartner

»Ein klassisches Beispiel für politische Produktpiraterie.«
Peer Steinbrück, Finanzminister (SPD), über Familienministerin Ursula von der Leyen (CDU), die das einstige SPD-Thema Kinderbetreuung zu ihrem Anliegen gemacht hat

»Unsere Miss World kann sich mal um die Aufgaben zu Hause kümmern.«
Oskar Lafontaine, Bundesvorsitzender der Linken, über Angela Merkel

»Für mich ist nicht belegt, dass es einen Schießbefehl gab.«
Lothar Bisky, Bundesvorsitzender der Linken, über ein kürzlich bekannt gewordenes Dokument zum Schießbefehl an der deutsch-deutschen Grenze

»Wir müssen uns beeilen, um in der technischen Entwicklung auf Augenhöhe mit den Straftätern zu kommen.«
Monika Harms, Generalbundesanwältin, über die umstrittene Forderung nach Onlinedurchsuchungen

»Ich bin so ein Idiot.«
Ben Becker, Schauspieler, über seine Exzesse, die zu einem lebensbedrohlichen Kreislaufzusammenbruch führten

ZEITSPIEGEL

Ausgezeichnet

Sabine Rückert, Reporterin der *ZEIT,* erhält den diesjährigen Alsberg-Preis des Vereins Deutsche Strafverteidiger. Mit ihm wird des Berliner Juristen Max Alsberg gedacht, der 1933 in die Schweiz emigrierte. Dort nahm er sich das Leben. Sabine Rückert habe sich »als Journalistin, Publizistin und Gerichtsberichterstatterin im Sinne Max Alsbergs für eine humane und rationale Justiz« eingesetzt, so die Jury. Der Preis ist mit 3000 Euro dotiert und wird am 26. Oktober in Berlin verliehen. **DZ**

NÄCHSTE WOCHE IN DER ZEIT

Mit Vollgas ins Abseits? Im Ausland verkaufen sich deutsche Autos besser denn je. Doch die in allen wichtigen Märkten angekündigten Beschränkungen für den CO_2-Ausstoß gefährden das deutsche Erfolgsrezept immer leistungsstärkerer und komfortablerer Fahrzeuge. Der Klimawandel bringt den Mythos der technischen Überlegenheit ins Wanken. **WIRTSCHAFT**

Embryonen – machen, was geht? Aussortieren vor der Geburt? Forschen mit Stammzellen? Klonen von Menschen? In diesen Fragen beziehen Israel und Deutschland Positionen, die gegensätzlicher nicht sein könnten. Das hat mit der jüngeren Geschichte beider Länder zu tun. Ein Laborbericht. **DOSSIER**

Auf ihrem Weg zum Horizont

Kurt Beck hat eine Trennlinie zwischen SPD und Linkspartei gezogen. Lange halten wird sie nicht **VON TINA HILDEBRANDT UND BERND ULRICH**

Was hat nun begonnen: die zweite Halbzeit der Großen Koalition oder der ausgiebigste Wahlkampf aller Zeiten? Womit wird sich die Republik in den zwei Jahren bis zur Bundestagswahl beschäftigen? Noch mit nüchterner, konstruktiver Sachpolitik oder doch schon mit dem großen Spiel um die Macht?

Die Koalition hat darauf mit ihrer Klausur in Meseberg eine Antwort gegeben, eine intelligente, zugegeben. Denn dort hat Schwarz-Rot sich gerade genug Reformen vorgenommen, um den Vorwurf der Untätigkeit abwehren zu können, aber auch nicht so viel, dass die Hauptsache darunter leiden müsste – der Kampf um Niedersachsen, Hessen (jeweils Januar 2008), Hamburg (Februar 2008), Bayern (September 2008), Europa (Frühjahr 2009), Thüringen, das Saarland und den Bund (jeweils Herbst 2009), also um die Macht in Deutschland. Die Botschaft von Meseberg lautet: So viel Regieren wie nötig, so viel Wahlkampf wie möglich.

Wobei das Wort »Wahlkampf« irreführend vertraut klingt für das, was dem Land bevorsteht. Nicht nur wegen der schieren Dauer zeichnet sich etwas gänzlich Neues ab, auch wegen der einmaligen Konstellation. Fünf Parteien haben gute Chancen, in den nächsten Bundestag einzuziehen, Zweierbündnisse außerhalb der Großen Koalition gelten als so unwahrscheinlich, dass sich darauf keine Wahlkampfstrategie gründen lässt, die vom Wähler ernst genommen werden will. Ein ordentlicher Lagerwahlkampf scheint unmöglich, schon weil Grüne und FDP sich die Option offenhalten müssen, noch in der Wahlnacht scharf nach links oder abrupt nach rechts zu schwenken, hin zu einer »Jamaika«-Koalition mit der CDU oder zur klassischen »Ampel« mit der SPD.

Eine Wahlsiegerin Merkel könnte in der Opposition landen, ein Wahlverlierer Beck Kanzler werden. Wer FDP wählt, kann die SPD, wer grün wählt, kann die Union an die Macht bringen. Oder auch nicht. Daraus ergibt sich für alle Parteien (außer der Linkspartei) ein klares Paradigma: Wer nach der Wahl alle Möglichkeiten haben will, darf sich vor der Wahl nicht wirklich festlegen. Optionen sind wichtiger als Mandate.

Fotos [M]: Seeliger/imago; Patrick Seeger/ Picture-Alliance/dpa

Schon Waigel warnte, Lafontaine wolle eine »dunkelrote Volksfront«

Natürlich wäre ein solcher Beliebigkeitswahlkampf, in dem die Parteien monatelang Schleiertänze aufführen, äußerst anfällig für einen populistischen Generalangriff nach dem Motto: Alle reden rum, nur wir reden Klartext. Das ist die große Chance für Oskar Lafontaine und seine Linkspartei. Und hier gibt es einen interessanten Vergleich. Als im nordrhein-westfälischen Landtagswahlkampf 2000 alles entschieden schien, weil die Union in der Spendenaffäre steckte, gelang es dem Populisten Jürgen W. Möllemann, die Frage ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken, wie gut die FDP abschneiden würde. Damit schaffte er einen sensationellen Stimmenzuwachs.

Ähnliches könnte auch Lafontaine schaffen. Aber wäre das überhaupt von Belang? Ob er neun Prozent bekommt oder zwölf, ob die Linkspartei in westdeutsche Landesparlamente einziehen kann oder nicht, dürfte im Prinzip für die Machtfrage gar keinen Unterschied machen. Denn der SPD-Vorsitzende Kurt Beck hat durch sein Diktum – keine Koalition im Westen und keine im Bund – alle Stimmen für die Linkspartei für machtpolitisch ungültig erklärt. Wenn sein Wort gilt. Und wenn die SPD dahintersteht. Und wenn die Wähler es glauben.

Wenn nicht, würde aus dem Beliebigkeits- sofort ein Lagerwahlkampf, in dem alles, was sich bürgerlich nennt, gegen das linke Bündnis kämpft. Damit lautet die entscheidende innenpolitische Frage der nächsten beiden Jahre: Hält die Demarkationslinie, die Beck zwischen SPD und Linkspartei gezogen hat?

Grenzbesichtigung: Historisch betrachtet, nimmt die Halbwertzeit politischer Demarkationslinien immer weiter ab. Bei den Grünen hielt das Tabu noch rund fünf Jahre, bevor der hessische SPD-Ministerpräsident Holger Börner 1985 mit Joschka Fischer den ersten grünen Minister vereidigte, obwohl er zuvor erklärt hatte, die Ökos gehörten »mit der Dachlatte versohlt«.

»Eine Zusammenarbeit kommt nicht infrage«, »die SPD wird diese Partei überflüssig machen« hieß es eine Dekade später über die PDS, bis sich der Sachsen-Anhalter Reinhard Höppner (SPD) 1994 entschloss, den Satz von der Selbstbestimmtheit der Landesverbände einfach mal für bare Münze zu nehmen und eine PDS-tolerierte Minderheitsregierung zu installieren.

Nun geht es um Die Linke, und schon nach einem Jahr steht es schlecht um Becks Brandmauer. Keine Koalition im Westen und keine im Bund? Die Parole stört viele Genossen gewaltig. Die einen halten es für taktisch falsch, sich so früh festzulegen. Schließlich legen Umfragen die Option einer »linken Mehrheit« nahe – nicht nur rechnerisch, auch inhaltlich scheint ein großer Teil der Deutschen offen für echt oder vermeintlich linke Positionen *(ZEIT* Nr. 33/07).

Die anderen schütteln den Kopf, weil Becks Position hinten und vorne nicht zusammenpasse. »Nicht im Bund und nicht im Westen« lautet die Maxime, aber gleichzeitig sollen die Landesverbände frei entscheiden. Ja, was denn nun? Als »Empfehlung« sei die Linie der Bundespartei zu verstehen, die von den Landesverbänden im Entscheidungsfall »mitzuberaten« sei, windet man sich im Willy-Brandt-Haus. Von den Nachfolgern der SED vermisst Beck eine eindeutige Distanzierung von Schießbefehl und DDR-Diktatur. Warum man dann ausgerechnet mit Mauerschützen-Nachfolgern im Osten koalieren kann, aber nicht mit denen, die vor wenigen Monaten noch SPD-Mitglieder waren, bleibt sein Geheimnis. Im Osten herrschten eben »historisch« bedingt andere Zustände und Gefühlslagen, sagt er. »Das ist doch nicht logisch«, wenden die eigenen Parteifreunde ein. Das sei keine Frage von Logik, sondern von Taktik, heißt es in Becks Umfeld. Nur, was hilft eine Taktik, die nicht verstanden wird?

Zumal die Choreografien sozialdemokratischen Umfallens gerade bei der PDS-Frage noch gut in Erinnerung sind. Als sich Reinhard Höppner 1998 anschickte, mit seiner Minderheitenregierung in eine weitere Runde zu gehen, geschah das noch gegen den erklärten Willen des damaligen Kanzlerkandidaten Gerhard Schröder, der eine neue Rote-Socken-Kampagne der CDU fürchtete. Prompt wetterte der CSU-Vorsitzende Theo Waigel, Oskar Lafontaine, damals Vorsitzender der SPD, wolle langfristig »eine dunkelrote Volksfront schmieden« – ganz schön hellsichtig, der Mann.

2001, Schröder war inzwischen Kanzler, bröckelte die Front bereits kräftig. Im Land Berlin steckte die Große Koalition in einer tiefen Krise, im Filz- und Bankenskandal hatte die CDU sich moralisch desavouiert. Eine förmliche »Entschuldigung« der PDS für die Zwangsvereinigung von SPD und KPD im Jahr 1946 nahm die SPD-Führung dankbar und eilig zum Anlass, der PDS Bündnisfähigkeit und demokratische Reifung zu attestieren. So schnell kann's gehen.

Ein Schock für das alte Westberlin. »Erobern die SED-Erben jetzt ganz Berlin?«, sorgte sich die Springer-Presse, während Franz Müntefering, damals Generalsekretär, nüchtern befand, man könne einen »demokratisch legitimierten Teil der Stadt« zehn Jahre nach dem Mauerfall nicht einfach ausschließen. Und Schröder, der in Sachsen-Anhalt noch vergeblich versucht hatte zu intervenieren, erklärte jetzt nur noch lapidar: »Die Entscheidung sollte dort getroffen werden, wo sie vor den Wählern verteidigt werden muss.«

Aus der Vergangenheit kann Beck also nur wenig Glaubwürdigkeit für sein Diktum ziehen. Vielleicht sieht es mit der Zukunft besser aus: In Hessen und Niedersachsen, wo im Januar die nächsten Landtagswahlen anstehen, haben sich die SPD-Spitzenkandidaten Andrea Ypsilanti und Wolfgang Jüttner jeweils auf ein striktes Nein zu einer Koalition mit der Linkspartei festgelegt, weniger aus innerer Neigung als aus taktischen Gründen: In beiden Ländern liegt die Linke bei rund fünf Prozent, der Einzug in den Landtag ist unsicher. Als potenzieller Koalitionspartner, so Andrea Ypsilanti, würde die SPD die Linke politisch salonfähig machen, Stimmen für sie wären dann machtpolitisch eben nicht mehr ungültig, sondern sehr attraktiv für linke Wähler, ein Überlaufbecken für die SPD.

Der Gründungsparteitag der hessischen Linken am vergangenen Wochenende bestärkte die Rot-Rot-Gegner. Die Linke, mit 2000 Mitgliedern einer der starken Landesverbände im Westen, setzte ein deutliches Signal für Fundamentalopposition und gegen Mitregieren. Die Delegierten ließen den langjährigen DGB-Vorsitzenden und früheren SPD-Mann Dieter Hooge als Spitzenkandidaten durchfallen und wählten stattdessen mit Pit Metz einen Ex-DKPler an die Spitze, der jede Regierungsbeteiligung ablehnt und den Schießbefehl verteidigt.

»Die wollen ja selber nicht«, heißt es nun erleichtert bei der SPD. Allerdings ist die Debatte damit keineswegs zu Ende. Denn Andrea Ypsilanti will mit ihrem Nein zur Koalition die Linkspartei unter die Fünf-Prozent-Hürde drücken, damit steht und fällt der Erfolg ihrer Abgrenzungsstrategie. Scheitert sie, ist die Debatte programmiert. Dass sie eine Koalition mit der Linken ausgeschlossen hat, nicht aber eine Große Koalition mit dem verhassten Roland Koch, finden viele Genossen jetzt schon falsch. Wenn nun die Linken doch ins Parlament kommen, dann würde die SPD zur Juniorpartnerin in einer Großen Koalition, und die Linkspartei könnte ihr bequem Glaubwürdigkeit und Stimmen absaugen.

Im Osten ist die Ex-PDS Volkspartei – und die SPD oft eine Splitterpartei

In Niedersachsen signalisieren die Umfragen derzeit zu wenig Bewegung, als dass Rot-Rot zu einer spannenden Option werden dürfte. Heiß dürfte es hingegen in Hamburg werden, wo die CDU im kommenden Februar kaum ihre absolute Mehrheit verteidigen dürfte und die Linkspartei gute Chancen hat, in die Bürgerschaft einzuziehen. Auch hier hat der SPD-Spitzenkandidat Michael Naumann eine Koalition ausgeschlossen, doch wenn die Linkspartei tatsächlich den Sprung ins Parlament schafft, könnte die SPD schon bald vor der Alternative stehen: Juniorpartner oder Wortbrecher.

Im Saarland und in den ostdeutschen Ländern ist die Vorstellung, die Linke könnte an der Fünf-Prozent-Hürde scheitern, abwegig. Bei einer Reise durch seinen neuen Wahlkreis in Brandenburg machte Außenminister Frank-Walter Steinmeier unlängst Bekanntschaft mit einer Welt, in der die SPD längst eine von mehreren Splitterparteien und die Linke Volkspartei ist. In Rathenow bekam die Ex-PDS bei der letzten Kommunalwahl die meisten Stimmen, im Parlament sitzen neben elf Abgeordneten der Linken je fünf von SPD und CDU und vier der Initiative Pro Rathenow. Wer die Linke hier ausgrenzen würde, sagt der SPD-Ortsvereinsvorsitzende Hartmut Rubach, würde sich lächerlich machen.

Auch in Oskar Lafontaines Heimat, dem Saarland, hat die Linke mit satten 16 Umfrageprozenten längst eine Statur angenommen, die eine Politik nach der Devise: »Wenn wir sie nicht erwähnen, sind sie auch nicht da« aussichtslos macht. Damit steht der Saarbrücker SPD-Kandidat Heiko Maas schon bald vor der Wahl, Juniorpartner in einer Großen Koalition zu werden, die sich den ständigen Attacken einer großen Linken gegenübersähe, weiter die Oppositionsbank zu drücken und damit Abschied von der Karriere zu nehmen – oder doch Ministerpräsident mit der Linken zu werden. Maas will sich nicht festlegen – und torpediert damit die Festlegung seines Parteichefs Kurt Beck.

Schröder sei schuld am Entstehen der Linkspartei, sagen viele Genossen

Je öfter also die Linkspartei künftig in ein westliches Parlament einzieht, desto löchriger wird die Mauer, die die beiden linken Parteien trennen soll. Wenn aber weder die Historie noch die Perspektiven der Strategie des Vorsitzenden genug Glaubwürdigkeit nach außen verleihen, wird dann wenigstens die SPD stehen?

Zwar ist laut einer Allensbach-Umfrage vom August nur eine Minderheit von sieben Prozent der SPD-Mitglieder für Rot-Rot. Doch gleichzeitig sagt eine Mehrheit in Umfragen auch, dass die Große Koalition ihre Partei kannibalisiere. Tief sitzt der Groll auf Schröder und Müntefering, deren Entscheidung für Neuwahlen die meisten dafür verantwortlich machen, dass den Linken ihr alter Traum von der Ost-West-Fusion überhaupt gelungen ist. Anfangs versuchte Vizekanzler Franz Müntefering noch, der Sache ihr Gutes abzugewinnen. Die Konkurrenz am linken Rand sah er als Chance, um auch innerhalb der SPD eine Trennlinie zu ziehen und vor allem Hartz-IV-kritische Positionen als wirklichkeitsfremde Spinnereien zu brandmarken. Doch spätestens seit der Wahl in Bremen, wo die Linke mit 8,4 Prozent ins Parlament einzog, ist klar, dass die SPD-Führung die Lage schlicht unterschätzt hat.

Den Namen Oskar Lafontaine brachte lange kaum ein Sozialdemokrat über die Lippen, stattdessen war von »diesem Herrn« die Rede, Generalsekretär Hubertus Heil wollte die Linke am liebsten gar nicht beim Namen nennen, sondern sprach gerne von der PDS/ML (mit Lafontaine), bis er sich in Pressekonferenzen vor laufenden Kameras fragen lassen musste: »Aber Angst, sich lächerlich zu machen, haben Sie nicht?«

Nun hat die SPD ihre Taktik geändert. In die Sommerpause hinein verteilte Fraktionschef Peter Struck ein Argumentationspapier mit dem Titel »Die Linkspartei und das Geld«, mit dessen Hilfe die Abgeordneten in ihren Wahlkreisen deutlich machen sollten, welche Folgen eine Umsetzung von Positionen der Linkspartei hätte: Sechs Prozent mehr Rentenbeitrag, wie es die Linke fordert, bedeuteten Gesamtkosten von 154,7 Milliarden Euro. Doch mehr noch als die Frage nach der Seriosität der Linkspartei treibt die Genossen im Zusammenhang mit der eigenen Regierungspolitik etwas anderes um: Hat sich all das, die Konflikte in der eigenen Partei, die Neuwahl, der Verlust des Kanzleramtes, die vielen Austritte, die Entstehung der Linkspartei, wirklich gelohnt?

Als Vizekanzler Müntefering kürzlich erklärte, Koalitionen seien ausschließlich Sache der Landesverbände, wurde das nicht ganz zu Unrecht als Attacke auf Parteichef Kurt Beck interpretiert. Zwar hat der das auch schon so gesagt, im Vordergrund steht bei ihm aber die Maxime »Nicht im Bund und nicht im Westen«. Während Beck sicher ist, dass er seine Linie halten kann, weil es in den nächsten Jahren nicht zu rot-roten Bündnissen kommt, auch nicht im Saarland, ist Müntefering nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte weniger optimistisch. Er will für den Fall vorbauen, dass den Genossen in den Ländern die Macht näher ist, als die Prinzipien des Bundesvorsitzenden sind.

So untergräbt auch Franz Müntefering die Glaubwürdigkeit seines Nachfolgers. Dabei handelt Kurt Beck, wie so oft, auch hier eher unglücklich als falsch. Denn ohne Abgrenzung von der Lafontaine-Partei wird es der SPD schwerfallen, eine Kampagne von Union und FDP abzuwehren, die nur darauf warten, vor dem teuren Sozialismus einer rot-roten Koalition zu warnen. Und dass die Deutschen allen Ernstes mehrheitlich links wählten, wenn die Gefahr bestünde, diese Mehrheit würde auch die Macht bekommen, glaubt kaum jemand.

Dieter Hooge, der unterlegene Kandidat der Linkspartei in Hessen, macht sich wenig Hoffnungen auf eine rot-rote Zukunft der Republik. Dazu, so Hooge, müsste die SPD erst ihre Politik ändern, derzeit aber laufe sie »sehenden Auges weiter in den Abgrund«. Erst wenn sie bei 20 Prozent angekommen sei, werde die SPD bundesweit reif für eine Koalition mit der Linkspartei sein, meint er: »Aber dann reicht es auch mit den Grünen nicht mehr.« Man sieht, für den Spott ist schon gesorgt, lange bevor der Schaden überhaupt eingetreten ist.

Was bedeutet heute links?
www.zeit.de/linke

Bosheit verboten

»Mit ganzer Härte des Gesetzes« will der SPD-Vorsitzende Kurt Beck gegen die NPD zu Felde ziehen. Er meint damit: sie verbieten. Und zwar diesmal richtig.

Landauf, landab zittern die Neonazis schon vor Angst. NPD verboten? Hass verboten? Will also heißen also: Ausländer schlagen verboten? Derlei Aussichten erschüttern das Glatzenwesen bis in die Stiefelschäfte.

So absurd die Vorstellung ist, mit einem Parteienverbot Extremismus zu bekämpfen, so regelmäßig ertönt der Ruf nach Karlsruhes Richterhammer. Aus dem Schaden, den sein Parteigenosse Otto Schily 2003 mit der Klage vorm Bundesverfassungsgericht angerichtet hat, scheint Beck gar noch unklüger geworden zu sein. Solange staatliche V-Leute nicht als »Agents provocateurs« in der NPD aufträten, fabuliert er, habe ein neues Verbotsverfahren durchaus Chancen. In Wahrheit waren vermeintliche »Anstifter« des Verfassungsschutzes damals nicht das Problem. Sondern die Tatsache, dass die Vorstände der NPD mit so vielen bezahlten Zuträgern durchsetzt waren, dass dem Gericht unklar schien, ob führende Parteimitglieder nicht womöglich Verfassungsfeinde aus Geldgier waren.

Ein neues Verbotsverfahren hätte nur Aussicht auf Erfolg, wenn dieser Verdacht beseitigt wäre. Also: Soll man alle Spitzel aus der NPD abziehen, eine Weile abwarten und dann zum Verbot ansetzen? Juristisch wäre das denkbar. Politisch aber bliebe es eine unkluge Ersatzhandlung. Erstens, weil eine NDP ohne interne Beobachtung noch ungezügelter wirken dürfte. Und zweites, weil es Hass und Dumpfheit ohnehin egal ist, ob und in welche Partei sie sich kleiden. **JOCHEN BITTNER**

Beton, der brennt

Alle wussten, dass der große Brand kommen würde. Schon vor einem Jahr hatten die Flammen ganze Teile Griechenlands versengt. Die Hitzewelle dieses Sommers war angekündigt, die Winde auch. Und die üblichen Verdächtigen, Bauspekulanten, brandrodende Bauern, rauchende Städter, brachen wie immer um diese Jahreszeit auf ins Grüne.

Nicht startklar war indessen der griechische Staat, jene große Versorgungshalle des Volkes, in der viele Griechen einen samtausgeschlagenen Bürosessel beanspruchen, auf dem sie aber möglichst wenig tun wollen. Am Ende wundern sich alle, warum nichts funktioniert. Warum keine freiwillige Feuerwehr die Dörfer schützt, warum die große Löschflugzeugflotte nicht rechtzeitig fliegt, warum löchrige Baugesetze und fehlende Kataster Anreize zum Zündeln bieten. So verbrennen in diesem hellenischen Sommer der Wald um das antike Olympia, peloponnesische Dörfer und das Grün von Euböa. In der Asche verglüht die Illusion, Griechenland könnte nächstes Mal besser vorbereitet sein.

Denn das Land wählt Mitte September. Nach Landessitte verfolgen die Griechen auf viergeteilten Bildschirmen schwatzhafte Diskussionen. Hat die seit dreieinhalb Jahren herrschende konservative Nea Dimokratia mehr versagt oder doch die davor 20 Jahre regierende linke Pasok? Die Frage ist müßig, solange der griechische Bürger nicht in eigener Verantwortung etwas dagegen tun will, dass ihm das letzte Grün vor seiner Betonburg abbrennt. **MICHAEL THUMANN**

Knochenhart

Drei Schlingen liegen um den Hals des amerikanischen Präsidenten und seiner Getreuen – die Irak-, die Guantánamo- und die Hurrikan-Katrina-Schlinge. Je mehr über Lügen, Gesetzlosigkeit und Versagen dieser Regierung ans Licht kommt, desto enger ziehen sie sich. Diese Woche traf es Justizminister Alberto Gonzales. Er konnte dem öffentlichen Druck nicht mehr standhalten und ging.

Ins Kreuzfeuer der Kritik war er schon vor seiner Berufung geraten, weil er das humanitäre Völkerrecht im Antiterrorkampf als störend empfand. In Fragen der inneren Sicherheit war der erste Latino auf dem Stuhl des Justizministers ein harter Knochen, in puncto Einwanderung und Abtreibung jedoch eher von aufgeklärter Gesinnung. Seine Eltern kamen einst als bettelarme Wanderarbeiter aus Mexiko und zogen im gelobten Amerika acht Kinder groß. Der junge begabte Alberto diente bei der Luftwaffe, die ihn mit einem Stipendium für ein Jurastudium in Harvard belohnte.

Als Justizminister jedoch machte er sich weniger als engagierter Hüter der Bürgerrechte denn als eilfertiger Exekutor der Präsidentenwünsche einen Namen. So assistierte er wohl auch bei der willkürlichen Entlassung acht widerborstiger Bundesanwälte, die nach Meinung der Regierung Bush zu nachsichtig mit oppositionellen Demokraten und zu hart mit korruptionsverdächtigen Republikanern umgegangen waren. Nun ist die politische Karriere des Alberto Gonzales beendet, vorerst zumindest. Viele Bauernopfer bleiben George W. Bush in den letzten Monaten seiner Präsidentschaft nicht mehr. **MARTIN KLINGST**

Foto: Adrian Bradshaw-Pool/gettyimages

UNGEWOHNTE OFFENHEIT: Angela Merkel und Wen Jiabao

Ihr Gespür für Musik

Behutsam drängt Angela Merkel die Chinesen, mehr Verantwortung für die Welt zu übernehmen. Doch die haben andere Pläne **VON BRIGITTE FEHRLE**

PEKING

Chinas Ministerpräsident Wen Jiabao hat zur deutschen Kanzlerin einen schönen Satz gesagt: Musik ist die Stimme, die zwischen Seelen vermittelt. Da dachte Angela Merkel wohl an Mozart und Brahms. Doch was dann in der Konzerthalle in der Verbotenen Stadt in Peking folgte, war eine Musik, bei der man alles empfinden konnte, nur keine Seelenvermittlung. Es war eine Demonstration von Kraft, von Stärke, von berstender Ungeduld. Da quietschte und schepperte, zischte und pfiff es aus Trompeten, Geigen und Trommeln. Musik in atemberaubendem Tempo, mit einer Heftigkeit, als wolle das Werk aus der eigenen Haut fahren. Die jungen Musiker aus Berlin und Peking spielten eine chinesische Komposition, *Train Toccata.* Es war ein rasender Zug. Wenn man wollte, war es ein Bild von China.

Ein Bild, das im scharfen Kontrast zu dem stand, was die chinesische Führung der deutschen Kanzlerin bieten wollte. Angela Merkel traf bei ihrem Besuch in Peking und Nanjing eine sichtlich aufgeräumte politische Führung. Man war gefasst auf die deutsche Kanzlerin, die, wie Ministerpräsident Wen Jiabao lachend sagte, »keine Sprechzettel mag«. Will heißen, man war darauf gefasst, eine Regierungschefin zu Gast zu haben, von der Überraschungen zu erwarten sind. Genau die aber, und vielleicht war das die Überraschung, blieben aus. Angela Merkel hatte zwei Botschaften für die Chinesen: Die eine war demütig und lautete »Respekt«. Die zweite war fordernd und hieß »Verantwortung«.

Respekt kann in internationalen Beziehungen leicht zur Floskel verkommen. Doch Merkels Respekt ist der einer Außenpolitikerin, die fragt: Was nützt es mir?

Und Respekt für China heißt für Merkel deshalb zunächst zu begreifen, was die Chinesen umtreibt: ein nicht zu bremsendes, rasendes Wachstum, eine dramatische Kluft zwischen Arm und Reich, eine inzwischen unzufriedene Mittelschicht, die nicht die Aufstiegschancen hat, die sie sich wünscht. Korruption, Misswirtschaft, riesige Umweltprobleme. Merkels Respekt ist der des Verstehens, nicht der des Verständnisses. Merkels Respekt geht so weit zu sagen, was China zu leisten habe, sei eine »mutige Aufgabe«.

Der höhere Zweck der ausgiebigen Respektsbezeugungen Merkels aber liegt in Teil zwei: Verantwortung. Merkel sieht die Chinesen nicht nur als Wirtschaftsmarkt, ihr Land nicht in erster Linie als Absatzmarkt. Sie hat sich vorgenommen, die Chinesen in die internationale Verantwortung zu drängen. »Die Entwicklung von China verändert die Welt. China muss globale Verantwortung übernehmen«, sagt sie Ministerpräsident Wen, Staatspräsident Hu, dem Vorsitzenden des Nationalen Volkskongresses Wu. Sie sagt es den Studenten am rechtswissenschaftlichen Institut in Nanjing, den Wissenschaftlern an der Akademie für Sozialwissenschaften in Peking.

Verantwortung. Was so selbstverständlich klingt, ist für die Chinesen eine unerwünschte Nebenwirkung ihrer Öffnung und ihres wirtschaftlichen Aufstiegs. »Wenn China verstärkt Rohstoffe kauft in der Welt, steigen die Preise«, sagt Merkel und »ein starkes China hat Auswirkungen auf alle anderen Länder«.

Das ist aber das Letzte, was die Chinesen derzeit wollen, die Welt verändern. Sie wollen ihr Land reformieren und sich dabei so in der Welt bedienen, wie es ihnen nützt. Dass aus ihrer wirtschaftlichen Stärke und ihrem Wachstum eine Verantwortung erwachsen soll, behagt ihnen überhaupt nicht. Und dass ihnen jetzt die deutsche Kanzlerin vorwirft, sich nicht ausreichend um die globalen Probleme zu kümmern, finden sie ungerecht. Deshalb rechnet Ministerpräsident Wen neuerdings sein Land arm und redet nicht mehr vom hohen Wachstum, sondern vom niedrigen Bruttoinlandsprodukt und der Armut in seinem Land. Und deshalb haben die Chinesen für das Klima-Problem die Formel erfunden, mit der sich Merkel nicht abfinden will – gemeinsame Ziele in unterschiedlicher Verantwortung. Will heißen: Wir sehen die Probleme, aber kehrt ihr Industrieländer erst mal vor eurer eigenen Haustür, bevor ihr uns Schwellenländern Vorhaltungen macht. Merkel hält dagegen, wenn in 50 Jahren das Kupfer auf der Welt zu Ende ist, hat China auch keines mehr.

Respekt und Verantwortung. Wie ein Mantra trägt Merkel diese Begriffe durch China. Sie hat sich vorgenommen, für die Chinesen berechenbar und zuverlässig zu sein. Sie beruhigt die Chinesen in ihrer Angst vor den Unabhängigkeitsbestrebungen von Taiwan und bestätigt die deutsche »Ein-China-Politik«. Im Gegenzug bleibt sie beim Technologietransfer unbeirrbar und klagt öffentlich die Einhaltung der Menschenrechte ein. Bei Ministerpräsident Wen scheint dieser Stil angekommen zu sein. Er betont mehrmals, es sei schon der »zweite Besuch« der Kanzlerin. Außerdem habe man »regelmäßig telefoniert«. Wenn er über die deutsch-chinesischen Beziehungen spricht, sagt er, beide Völker verbinde »Intelligenz, Fleiß und Glaubwürdigkeit«. Das ist vielleicht schon mehr, als Merkel nach zwei Jahren erwarten kann.

Doch wie glaubwürdig die Chinesen selbst sind, wenn sie öffentlich Korruption in ihrem Land eingestehen, Umweltprobleme sehen und natürlich auch die Produktpiraterie anprangern, ist schwer zu sagen. Möglicherweise kopieren sie auch das: den Umgang mit der internationalen Öffentlichkeit, wo man sich listigere Strategien ausdenken muss und es nicht hilft, alle Probleme abzustreiten. Die Chinesen seien in den vergangenen Jahren viel selbstbewusster geworden, sagen auch die Wirtschaftsleute, die seit vielen Jahren Geschäfte mit China machen. Das ist gut, weil nur selbstbewusste Partner gute Partner sind. Das heißt aber auch, dass mit China nur noch auf Augenhöhe gesprochen werden kann. Bestenfalls.

Dass es bei dieser Augenhöhe bleibt, wir Deutsche uns den Respekt der Chinesen, den wir ganz augenscheinlich genießen, erhalten, darum bemüht sich Merkel. Sie weiß, dass wir im Zweifel mehr von China abhängig sind als China von uns. Sie weiß, dass die Chinesen sich andere Partner suchen, wenn sie in uns keine guten Ratgeber sehen. Also nutzt sie es aus, dass die Chinesen verunsichert sind, über ihre eigene Entwicklung und die Probleme, die sie in der Welt erzeugen. Vielleicht hat es mit ihrer DDR-Vergangenheit zu tun, dass sie sich in die Denk- und Funktionsweise autoritärer Staaten hineinfindet. Vielleicht ist es nur ein guter gesunder Menschenverstand. Jedenfalls scheint sie eine Tonlage gefunden zu haben, in der alles gesagt werden kann.

Ob es nun an Merkel lag oder nicht. Ministerpräsident Wen jedenfalls ließ sich während des Besuchs der Kanzlerin zu einer für chinesische Verhältnisse ungewohnten Offenheit hinreißen. Als er im Park ohne Jackett und Schlips auf Merkel wartete, begann er eine zwanglose Plauderei mit den Journalisten. Sprach über das »gute Wetter«, was stimmte, denn der Himmel war blau, und der Smog hielt sich in Grenzen. Er erzählte über die Geschichte des Parks und das Alter der Bäume. Selbst die Frage eines Journalisten nach den chinesischen Hacker-Angriffen auf Deutschland brachte ihn nicht um seine gute Laune. »Ich habe den Artikel gelesen«, sagte er. Und dann lachend: »Ist jemand vom *Spiegel* da?«

So viel Spontaneität ist neu in China. Das ist vielleicht ein Hoffnungszeichen. Doch es hat auch eine Kehrseite. Die Autorität der staatlichen Kontrollen funktioniert nicht mehr reibungslos. Gesetze werden gemacht und nicht eingehalten. Am deutlichsten spürt Deutschland das, wenn Patente geklaut und Technologien kopiert werden. Dagegen hat China gute Gesetze. Aber wer hält sie ein? In der Akademie für Sozialwissenschaften erklärt Merkel den geladenen Gästen – und sie wird es ihren politischen Gesprächspartnern in der chinesischen Führung auch gesagt haben –, dass die besten Gesetze nichts nützen, wenn es keine unabhängige Justiz gibt, die ihre Überwachung garantiert. Und da ist sie dann schon bei der Systemfrage angelangt, auf die es natürlich vonseiten der chinesischen Führung keine Antwort gibt. Jenseits der Dissidenten stellt keiner in China die führende Rolle der Partei infrage. Menschenrechte, sagt die Kanzlerin in Peking, heißt für uns, dass keiner das Recht hat, den einen über den anderen zu erheben. Das aber hieße, China vom Kopf auf die Füße zu stellen. So darf man in diesen Fragen keinen Dialog erwarten. Es muss schon als zynischer Fortschritt gewertet werden, dass China jetzt das Recht, die Todesstrafe zu verhängen, nur noch höheren Gerichten zubilligen will.

Merkels zweiter Besuch als Kanzlerin in China fand vor einem deutlich veränderten innenpolitischen Hintergrund statt. Was vor einem Jahr noch staunende, vielleicht irritierte Bewunderung war, ist heute einem Gefühl von Bedrohung gewichen. Deutschland diskutiert darüber, wie der Wohlstand zu schützen sei und erwägt protektionistische Regeln. Klagen über verseuchtes Spielzeug, über den Diebstahl von Technologien bestimmen die Nachrichten. Die Chinesen registrieren das sehr genau, scheinen allerdings über die Massivität überrascht und wissen nicht recht damit umzugehen. Offenbar ist ihnen eines noch nicht ganz klar: Die Olympischen Spiele 2008 in Peking reißen die Tür zu ihrem Land sperrangelweit auf. Schon heute schaffen sie es kaum, das Internet zu kontrollieren. Ganz zu schweigen vom regen SMS-Verkehr im Land. Tausende Journalisten werden ins Land kommen. Von jetzt an steht China unter permanenter internationaler Beobachtung. Es wird eine Flut von Reportagen und Berichten erscheinen über Kinderarbeit, unsichere Kohlegruben, das elende Leben der Wanderarbeiter, umgekippte Flüsse und aussterbende Tiere.

Angela Merkel hat versucht, den Chinesen zu erklären, dass sie dieses Zeitfenster nutzen müssen. Für minimale Standards von Pressefreiheit, für Reformen im Land, die ihnen positive Schlagzeilen bringen können. Ihr Standardsatz dazu hieß: »Wir wollen, dass China erfolgreiche Olympische Spiele hat.« Die Chinesen haben das – noch – nicht verstanden.

CHINAS COMPUTERANGRIFF AUFS REGIERUNGSVIERTEL

Hack-Attack

Welche streng geheimen Informationen haben »die gelben Spione«, von denen der *Spiegel* exklusiv berichtete, aus dem Bundeskanzleramt abgesaugt? Wahrscheinlich gar keine. Denn selbst im Regierungsviertel ist man so weitsichtig, heikle Daten nicht auf solchen Computern zu speichern, die Anschluss ans Internet haben. Für Internes gibt es interne Netze.

Trotzdem, Deutschlands Geheimdienstler zeigen sich dieser Tage hocherfreut über den Mediendonner, der Angela Merkels Reise nach China begleitet hat. Zum einen, weil die Veröffentlichung der Cyber-Attacken ihre Wirkung nicht verfehlte: Chinas Ministerpräsident sprach auf einer Pressekonferenz peinlich berührt über die Trojaner in den Kanzlerrechnern. Zum anderen, weil der Vorgang das öffentliche Bewusstsein schärfe für das Ausmaß, welches die staatliche (Wirtschafts-)Spionage angenommen habe.

»Wir beobachten eine regelrechte Beschaffungsoffensive«, sagt der Leiter des Verfassungsschutzes von Nordrhein-Westfalen, Hartwig Möller. China sei längst nicht das einzige Land, das seine Geheimdienste als staatliche Entwicklungsabteilung nutze. Noch begieriger strecke Iran seine Fühler nach deutschem Hightech in NRW aus, berichtet Möller. »Dabei geht es vor allem um Rüstungstechnik und um Know-how für das Atomprogramm.« Dass auch Russland seinen Agentenapparat einsetzt, um technische Entwicklungskosten zu sparen, gehört zu den konventionellen Weisheiten in der Szene. Das russische Gesetz zur Auslandsaufklärung nennt die Beschaffung wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Informationen als ausdrückliche Aufgabe der Nachrichtendienste. Teheran und Moskau versuchten oftmals über Tarnfirmen und gemeinsame Wirtschaftsprojekte an deutsches Hightech zu gelangen, sagt ein Geheimdienstler. »Da wird das *joint venture* schnell zum *adventure.*« Gar nicht witzig ist allerdings, dass Deutschland als Folge des massiven Ideenklaus an Wirtschaftskraft und damit an außenpolitischem Einfluss einbüßt. Andere Rohstoffe als Innovation hat es nämlich kaum zu bieten.

Ob es sich bei dem Hacker-Angriff aus China um eine neue Qualität der Spionage handelt, will das Kanzleramt bisher nicht bewerten. »Vereinzelte Versuche«, Daten anzuzapfen, »habe es immer wieder gegeben«, sagt der Sprecher des ebenfalls betroffenen Bundesforschungsministeriums. Sie seien jedoch abgewehrt worden. Was aber, wenn E-Mails und Dokumente aus dem Kanzleramt doch in Peking gelandet sein sollten? Der Verfassungsschützer Möller hält dies auch dann für gefährlich, wenn es sich nicht um geheimes Material gehandelt haben sollte. »Man kann auf diese Weise vieles herausfinden; über Termine, über Zuständigkeiten, darüber, wer an was arbeitet – das ist der erste Schritt, um klassische Spionage zu betreiben.« Will sagen, mit leibhaftigen Chinesen. **JOCHEN BITTNER, JÖRG LAU**

China – Zwischen Angst und Schwärmerei
www.zeit.de/china

Wir kommen wieder!

Von eigenen ökonomischen Ideen ist bei der CDU derzeit nicht viel zu sehen. Ihre Wirtschaftspolitiker finden das gar nicht so schlimm VON FRANK DRIESCHNER UND ELISABETH NIEJAHR

Vergangene Woche wollte die Kanzlerin einen wirtschaftsliberalen Akzent setzen. »Aufschwung für alle« lautete ihr Leitspruch für die Kabinettsklausur in Meseberg, in Anlehnung an die Parole Ludwig Erhards vom »Wohlstand für alle«. Doch sofort fiel den Sozialdemokraten in der Regierung ein, dass Merkels Motto auch den österreichischen Genossen gerade als Überschrift einer Klausur dient. Das, könnte man sagen, ist typisch für die Union in ihrer gegenwärtigen Verfassung: Selbst wenn sie sich liberal geben will, kommt etwas Sozialdemokratisches dabei heraus.

Rückt die CDU nach links, wie nun allenthalben zu hören und zu lesen ist? In der kommenden Woche beginnt in Hanau die öffentliche Debatte um das neue Grundsatzprogramm der Partei – ein guter Zeitpunkt, um nach dem Verbleib ihres eben noch so mächtigen Wirtschaftsflügels zu fragen.

Spektakuläre Erfolge kann er in dieser Legislaturperiode bislang nicht vorweisen. Die noch im Wahlkampf versprochene Steuererklärung im Bierdeckelformat – vergessen. Die Lockerung des Kündigungsschutzes – keine Umsetzungschance. Die Radikalreform des Gesundheitswesens – vertagt. Stattdessen verabschiedete die Union kurz nach der Wahl gemeinsam mit der SPD das Antidiskriminierungsgesetz, über das sie sich zu Oppositionszeiten heftig erregt hatte. Sie stimmte neuen Beschäftigungsprogrammen für Langzeitarbeitslose und der Einführung von Mindestlöhnen in ausgewählten Branchen zu, zuletzt kamen Mitte August die Postangestellten hinzu. Doch wenn Wirtschaftsminister Glos, der weithin als letzter Wirtschaftsliberaler in einer im übrigen sozialdemokratisch geprägten Bundesregierung gilt, wieder einmal ein kühnes Thesenpapier zu Kombilöhnen oder Steuersenkungen verfassen lässt, nicken viele in der CDU-Fraktion und sagen: Im Prinzip hat der Michael Glos ja wahrscheinlich recht.

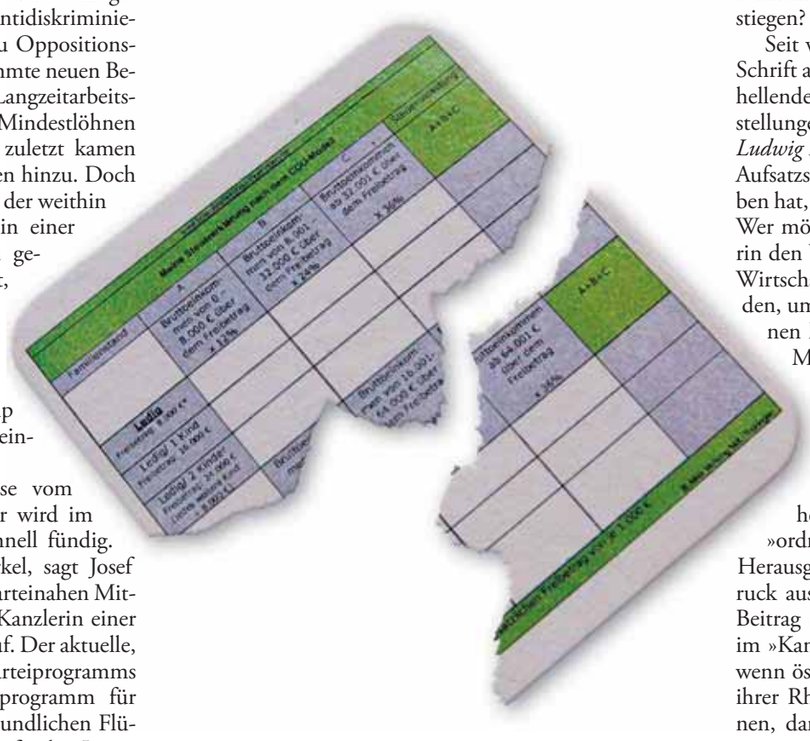


Foto [M]: Jan Peter/dpa/picture-alliance

Lang ist's her, die Idee von der **STEUERERKLÄRUNG** auf dem Bierdeckel

Wer Zeugen für die These vom Linksruck der CDU sucht, der wird im Wirtschaftslager der Union schnell fündig. Die CDU-Chefin Angela Merkel, sagt Josef Schlarmann, Vorsitzender der parteinahen Mittelstandsvereinigung, trete »als Kanzlerin einer sozialdemokratischen Politik« auf. Der aktuelle, liberal geprägte Entwurf eines Parteiprogramms sei lediglich als »Beruhigungsprogramm für den liberalen und wirtschaftsfreundlichen Flügel« zu verstehen. Und in der laufenden Legislatur will die Mittelstandsvereinigung nun vor allem »Schlimmeres verhindern«. Bloß nicht noch mehr Mindestlöhne! Bitte keine neuen Konjunkturprogramme!

Es gibt freilich auch eine andere Interpretation der CDU und ihrer Politik, auch sie hat im Wirtschaftsflügel ihre Anhänger. Nach dieser Lesart ist die CDU die wirtschaftsfreundliche Partei geblieben, als die sie zur letzten Bundestagswahl angetreten ist. Und die Abweichungen von der reinen Lehre des Ordoliberalismus seien ausschließlich dem Wahlergebnis und der Notwendigkeit geschuldet, in der Großen Koalition Kompromisse zu schließen. Dies ist, zum Beispiel, die Sicht von Michael Fuchs, Vorsitzender des Parlamentskreises Mittelstand, dem mehr als die Hälfte der Unionsabgeordneten angehören. Auf die Rede von der Schadensbegrenzung, um die es nun gehen müsse, reagiert Fuchs gereizt. Worin denn angesichts der guten Wirtschaftsdaten der angerichtete Schaden bestehen solle?, fragt er.

Auch für diese Sicht auf die CDU lassen sich Belege finden. Da ist der Programmentwurf, der als Antwort auf die überraschenden Stimmenverluste bei der Wahl 2005 die alten Thesen von Leipzig in eine weniger radikale Sprache kleidet. Da ist der Gesundheitskompromiss mit seiner weithin kritisierten Fonds-Lösung, der politisch riskanteste Beschluss der Merkel-Regierung. Da ist das Personaltableau an der Spitze von Regierung, Fraktion und Partei. Hätten sich wirklich die Gewichte verschoben, wären dann die Vertreter des CDU-Arbeitnehmerflügels nicht zu neuer Macht aufgestiegen?

Seit vergangener Woche kann man in einer Schrift aus dem Wirtschaftslager der Union Erhellendes über die ordnungspolitischen Vorstellungen der Kanzlerin nachlesen. *Was würde Ludwig Erhard heute sagen?* lautet der Titel der Aufsatzsammlung, die Kurt Lauk herausgegeben hat, Chef des CDU-nahen Wirtschaftsrats. Wer möchte, der kann im Beitrag der Kanzlerin den Versuch sehen, für die alte Agenda der Wirtschaftsliberalen eine neue Sprache zu finden, um sie im sozialdemokratischen und grünen Milieu anschlussfähig zu machen. Die Maxime »Privat geht vor Staat« sei »nicht immer das richtige Rezept«, schreibt die Kanzlerin – die staatlichen Aufgaben aber, die sie dann nennt, Bildung und Vermittlung von Grundwerten, Gewährleistung von Chancengleichheit, sind aus wirtschaftsliberaler Sicht »ordnungspolitisch absolut sauber«, wie ihr Herausgeber Lauk feststellt. Sieht so ein Linksruck aus? Für Lauk ist die Antwort klar. Der Beitrag der Kanzlerin, sagt er, sei als Vorstoß im »Kampf um die Mitte« zu verstehen. Und wenn österreichische Sozialdemokraten sich in ihrer Rhetorik nun an Ludwig Erhard anlehnen, dann kann das der Kanzlerin nur recht sein – auch so lässt sich die gemeinsame Vorliebe für die Parole vom »Wohlstand für alle« ja verstehen.

In Deutschland ist Erhard noch ein Markenzeichen der Union. Kurz nach seinem Amtsantritt ließ Glos demonstrativ eine Erhard-Büste im Wirtschaftsministerium installieren. Im Wirtschaftslager hört man über den Erhard-Jünger Glos kein kritisches Wort. »Es macht Freude, sich als Wirtschaftsrat hier einzubringen«, schwärmt Kurt Lauk. Und die Liste der Erfolge ist lang, die er aufzählt: Haushaltssanierung und Schuldenbremse nach Schweizer Vorbild, die Unternehmenssteuerreform, die Abgeltungssteuer auf Kapitalerträge, die Abwehr sozialdemokratischer Forderungen zum Klimaschutz. All das mag nicht spektakulär sein, gemessen an der radikalen Agenda des Wahljahres 2005. Aber es sind aus heutiger Sicht Erfolge.

Vermutlich liegt es an Personen, dass der Wirtschaftsflügel in der Öffentlichkeit gleichwohl keine Rolle mehr spielt. Friedrich Merz ist weg, die Reformministerien der schwarz-roten Koalition sind überwiegend in SPD-Hand. Und Michael Glos, selbst wenn er es versuchen würde, wäre als prinzipiengeleiteter Programmatiker nicht glaubwürdig. Als CSU-Minister muss er auch Vertreter der kleinen Leute bleiben; zudem hat er als CSU-Landesgruppenchef lange Zeit Hinterzimmerpolitik gemacht, seine Stärke ist der Kompromiss, nicht die Grundsatzrede.

Das Vakuum müssten Wirtschaftspolitiker in der Unionsfraktion oder in den CDU-regierten Bundesländern eigentlich nutzen können. Doch die Ministerpräsidenten Roland Koch und Christian Wulff sind mit ihren Landtagswahlkämpfen in Hessen und Niedersachsen beschäftigt, zu viel Liberalismus gilt dabei als gefährlich, der Baden-Württemberger Günther Oettinger ist derzeit eine Randfigur, und den Fachleuten der Fraktion fehlt es an Charisma. Der momentan einflussreichste Wirtschaftsliberale der CDU ist daher gar kein Politiker, sondern Beamter: Walther Otremba, seit einem Jahr Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium, begann seine Laufbahn als Redenschreiber für Theo Waigel. Nun steckt er hinter allen grundsätzlichen Papieren, mit denen das Wirtschaftsministerium niedrigere Steuern fordert, gegen Beschäftigungsprogramme des SPD-Vizekanzlers argumentiert oder für den weitgehenden Rückzug des Staates bei der geplanten Bahnreform. Fast ist es wie früher, als das meist FDP-geführte Wirtschaftsministerium für grundsätzliche ordnungspolitische Fragen zuständig war. Schon zu Helmut Kohls Zeiten gab es zwar viele konkurrierende CDU-nahe Wirtschaftsverbände, aber besonders kraftvoll waren sie nie. Sie verhinderten weder die Einführung der Pflegeversicherung, noch erzwangen sie die Abschaffung des Ladenschlusses.

Kein Wunder, dass der CDU-Wirtschaftsflügel still, aber nicht durchweg unglücklich ist. Eher leidet die SPD, der mit der alten, nach außen wirtschaftsliberal geprägten Union ein leichter Gegner verloren gegangen ist. Stattdessen profiliert sich die Union in der Familien- und der Umweltpolitik, schwimmt auf der Erfolgswelle guter Wirtschaftsdaten, schafft neue Anknüpfungspunkte zu den Grünen und marginalisiert die Sozialdemokraten.

»Man muss eine Periode, die mal nicht so läuft, wie man sich das vorstellt, einfach durchstehen«, sagt Wirtschaftsratschef Lauk. »Bei der nächsten Bundestagswahl wird das korrigiert.«

BERLINER BÜHNE

Ohne Sprechzettel

Wir sind fast mit den Chinesen gleichauf, sie sind uns nur einen winzigen Trojaner voraus. Man konnte das an einem Kompliment ablesen, das Ministerpräsident Wen Jiabao am vergangenen Montag Angela Merkel machte. »Frau Bundeskanzlerin«, sagte Wen, »Sie sprechen die Dinge ohne Sprechzettel direkt an. Ich mag diesen Stil.«

Das ist so eine Art Lob, die dem Gast das Lächeln gefrieren lässt, nachdem er eine halbe Stunde darüber nachgedacht hat. Ohne Sprechzettel und Umschweife über die Probleme zu reden ist in chinesischen Augen ein wenig vulgär, es bringt ja auch politisch nichts. Alle Gespräche, die Frau Merkel in China führte, waren von Freundlichkeit überstrahlt, voll von Zustimmung und Versicherung, alles werde demnächst so geregelt, wie sie es wünsche. Und? Es gefällt vor allem den Daheimgebliebenen, wenn sich die Kanzlerin unverdrossen bemüht, die große »Ja«-Mauer zu durchbrechen, um an den Punkt der Wenschen Verneinung vorzustoßen, an diesen verschatteten Ort, an dem die Dinge wirklich politisch geschehen, wo man dem Kontrahenten etwas abringt und endlich die Pakte geschlossen werden.

Die Chinesen kommen gut ohne einen solchen Ort aus, das ist so wie beim Besuch der Verbotenen Stadt: Du spazierst von Halle zu Halle zu Halle, und irgendwann stehst du hinten wieder auf der Straße. Aber chinesische Bejahung kann Angela Merkel auch. Sie hat selbst oft genug den politischen Gegner in den Korridoren netter Unverbindlichkeit umherirren lassen. Vermutlich spielt sie die Urgermanin, die unter Eichen Schwüre tut und sich daran hält, nur für uns. Wieso eigentlich? Auch den Deutschen sind diese finsteren politischen Orte, an denen »Nein!« oder »Basta!« gesagt wird, mittlerweile fremd und fürchterlich geworden. Ohne Sprechzettel sprechen die Deutschen inzwischen die Dinge direkt an: staatlich garantierte Löhne, Krippen voller Supernannys, Alg II rauf, Steuern und Sozialbeiträge runter, immer Aufschwung und für alle. Nie wieder »Nein!«, höchstens zu Reformen.

Der allerletzte Ort der Verneinung, an dem etwas passierte, lag in Sachsen. Dort musste die Landesbank verkauft werden. Der sächsische Ministerpräsident nannte das eine »Klatsche«, versicherte aber, es habe gar nicht wehgetan. *Mit* Geld hingegen kann Politik richtig schmerzfrei sein. Da macht sogar der Klimaschutz Spaß. Hamburgs Bürgermeister erhielt dieser Tage einen neuen Dienstwagen, einen Mercedes E 300 Bluetec, mit besonders sauberer Dieselverbrennung. Den wollen die Chinesen auch. Sofort, ohne Sprechzettel. THOMAS E. SCHMIDT

Denn einer hat's geflüstert …

Jährlich kassiert die Stasi-Behörde Millionen, auf die auch andere aus sind. Ist das der wahre Grund für die heftige Kritik? VON RICHARD SCHRÖDER

Die **STASI-AKTEN** lesen sich nicht besser, wenn sie ins Bundesarchiv verfrachtet werden

Fotos (Ausschnitte): Jürgen Gebhardt/dpa (oben li.); Gero Breloer/dpa (oben re.); Silke Reents/Visum (m., unten li.); Jochen Zick/Keystone (unten re.)

Der Stasi-Unterlagen-Behörde (BStU) verdanken wir, dass die Stasi-Akten erhalten blieben, dass die Stasi-Leute nicht das Informationsmonopol bekamen zur gezielten Desinformation, namentlich bei Wahlkämpfen. Verhindert wurden Seilschaften in Politik, Verwaltung und Wirtschaft. Andere ehemals sozialistische Länder sind da schlechter dran. Im Ausland wird die Behörde bewundert und nachgeahmt.

Aber der Prophet gilt nichts im eigenen Land. Zunächst wurde die BStU von denen bekämpft, die die Wahrheit fürchten mussten. Sie diene der Delegitimierung der DDR – als wäre die je legitim gewesen. Die Tageszeitung *Neues Deutschland* und die PDS/Linkspartei pflegen diese Tonart.

Aber seit einiger Zeit stehen selbst konservative und liberale Blätter ganz vorn im Kampf gegen die BStU, denn bei Gerüchten geht es folgendermaßen zu: Einer sagt's dem anderen, und der Dritte denkt, es gebe zwei Zeugen. Der Chefredakteur einer Zeitung sagt: Was, die Konkurrenz kritisiert die BStU, wann bringen wir etwas dazu? Also muss ein Skandälchen her. Das potenziert sich.

Warum aber ist es zu diesem Meinungsumschwung gekommen?

Zwei Grundkonflikte sind unausweichlich mit der Behörde verbunden. Der eine hängt mit der Eigenart dieser Akten zusammen. Sie sind weithin unter Verletzung elementarer Persönlichkeitsrechte zustande gekommen und deshalb grundsätzlich gesperrt, außer für die Zwecke, die das Stasi-Unterlagengesetz festlegt. Um aber trotzdem die Aufarbeitung voranzubringen, gibt es in der Behörde eine Forschungsabteilung, die an ungeschwärzten Akten arbeiten darf. Auswärtige Forscher bekommen in aller Regel Akten mit geschwärzten persönlichen Daten, was viel Arbeit macht, die Herausgabe verzögert, für Unwillen sorgt und Neid auf die internen Forscher schafft. Das sei zweierlei Recht und behindere die Aufarbeitung, lauten die Vorwürfe. Deshalb sollen die Stasi-Akten ins Bundesarchiv, dann werde der Zugang einfacher. Das Bundesarchiv selbst in Gestalt seiner Vizepräsidentin nährt diese Illusionen.

Denn es ist nicht die BStU, die den Aktenzugang erschwert, sondern es ist die Eigenart der Akten und die Rechtslage selbst. Beides ändert sich durch Verlagerung der Akten nicht. Das Archivrecht muss dann für die Stasi-Akten um die entsprechenden Bestimmungen des Stasi-Unterlagengesetzes ergänzt werden – und damit ist der Traum vom einfachen Aktenzugang ausgeträumt. Und wer soll das Schwärzen übernehmen? Am besten die, die eingearbeitet sind, die entsprechenden Mitarbeiter der BStU. Solange die Aufgaben der BStU fortbestehen, lässt sich durch Auflösung der Behörde also nichts sparen.

Die Erben scharren mit den Füßen und warten gierig auf das Aus der Behörde

Der zweite Grundkonflikt ist ein Interessenkonflikt. Die BStU ist, weil ihre Laufzeit begrenzt ist, eine Erbtante. Es geht um 100 Millionen jährlich. Die Erben scharren mit den Füßen und betreiben das vorzeitige Ableben, um schneller zu erben. Und sie sind fest überzeugt, sie können das alles besser, wenn man sie endlich lässt: das Archiv ordnen, forschen, aufarbeiten, aufklären, politisch bilden. Leider stimmt das aber nicht immer.

Der Meinungsumschwung selbst wiederum hat zwei Auslöser. Die BStU hat jahrelang um die Herausgabe der Akten von Helmut Kohl prozessiert. Das hat sie bei seinen Verehrern in Misskredit gebracht. Aber Prozesse werden nicht nur geführt, um den Gegner zu besiegen. Manchmal sind sie nötig, um offene Rechtsfragen klären zu lassen. So war es hier. Darf die Behörde Akten von Personen der Zeitgeschichte ohne deren Einwilligung herausgeben? Das Bundesverwaltungsgericht hat das verneint, sofern die Akten rechtsstaatswidrig zustande gekommen sind. Dieses Urteil wird, mit allen für die externen Forscher beschwerlichen Konsequenzen, die BStU überleben. Im Zweifelsfall wiegt der Opferschutz schwerer als das öffentliche Interesse.

Der zweite Auslöser für die heftigen Angriffe auf die Birthler-Behörde war die Verlagerung der Zuständigkeit (Rechtsaufsicht) für die BStU vom Innenministerium auf den Bundesbeauftragten für Kultur und Medien und vom Innenausschuss des Bundestages auf den Ausschuss für Kultur und Medien. Für das neue Bundesamt brauchte man neue Aufgaben, denn Kultur ist grundsätzlich Ländersache. Nun ist es ja in Ordnung, wenn der »Bundeskulturminister« sich um eine sinnvolle Ordnung der Geschichts- und Gedenkpolitik kümmert. Der Wechsel selbst aber hatte zur Folge, dass die Zuständigkeit für die BStU von Erfahrenen, die sie von Anfang an begleitet hatten, auf Neulinge überging. In dieser Zeit haben schrille Stimmen Gehör gefunden, die das nicht verdienen. Die Medien witterten einen Skandal und stiegen ein.

Zu den schrillen Stimmen zähle ich Hubertus Knabe, Leiter der in Finanznöte gekommenen Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, wo sich einst ein Stasi-Untersuchungsgefängnis befand. Sein Engagement gegen die Behörde ist höher als das für die Ausstellung in der Gedenkstätte Hohenschönhausen. Sie wird seit Jahren vergeblich von ihm gefordert. Knabe war einmal wissenschaftlicher Mitarbeiter der BStU, ist aber im Streit um die Veröffentlichungsregeln ausgeschieden.

Knabe hat eine Menge Vorwürfe gegen die BStU-Behörde – und die sind falsch. So soll die Behörde die Enttarnung von West-IMs blockiert haben. Aber man kann einem nackten Mann nicht in die Tasche greifen. Die Akten der Westspionageabteilung (HVA) sind 1989/90 vernichtet worden, und zwar, wie mir damals gesagt wurde, auf Veranlassung der Sowjetunion, weil sie Verbindungen zu ihren Geheimdiensten enthielten. Zwar haben sich Reste erhalten, darunter die Dateien »Sira« und »Rosenholz«. Bei diesen handelt es sich aber nicht um IM-Verzeichnisse, sondern um Quellenverzeichnisse. Knabe wirft der BStU vor, diese der Öffentlichkeit vorzuenthalten. In Wahrheit darf die Behörde keine Namen von mutmaßlichen, sondern nur von tatsächlichen, wissentlichen und willentlichen IMs herausgeben. In Polen ist einmal eine Liste mit mehr als 100 000 Namen ins Internet gestellt worden, ohne zwischen Abhörern und Abgehörten zu unterscheiden. Die Empörung war riesig.

Es gebe da eine Ausarbeitung zu Rosenholz mit Angaben über IMs »in Fraktionsstärke« im sechsten deutschen Bundestag (1969 bis 1972), die die Behörde zurückhalte, behaupteten einige. Manche wussten auch, warum: weil Marianne Birthler ihre Wiederwahl nicht gefährden wollte. Alles Unfug. Die Studie war damals noch nicht fertig. Seit Juni dieses Jahres steht sie im Internet (Helmut Müller-Enbergs: *Rosenholz. Eine Quellenkritik),* und kaum einen interessiert sie. Auch das Buch von Georg Herbstritt, *Bundesbürger im Dienst der DDR-Spionage,* seit Anfang August im Buchhandel, widerlegt, dass die BStU auf dem Westauge blind sei. Die BStU hält keine Informationen über West-IMs zurück.

Ohne die Stasi-Mitarbeiter hätte die Behörde nicht funktionieren können

Der zweite Vorwurf von Hubertus Knabe zielt auf die Leiterin der Behörde, Marianne Birthler. Sie habe dem Bundestag eine weitgehende Abschaffung der Stasi-Überprüfungen vorgeschlagen. Das ist falsch. Schon im Stasi-Unterlagengesetz von 1991 stand, dass mit den Überprüfungen 2006 Schluss sein soll. Als der Termin heranrückte, hat Marianne Birthler vorgeschlagen, die Überprüfungen nicht generell zu beenden.

Der dritte Vorwurf unterstellt der Behörde, dass diese Stasi-Mitarbeiter beschäftige. Das ist richtig. Von etwa 15 ehemals Hauptamtlichen ist das auch lange schon bekannt. Sie waren 1990 bereit, ihr Wissen über die Struktur der Stasi und des Archivs zur Verfügung zu stellen. Ihr Wissen wurde auch gebraucht. Das Gutachten, das Staatsminister Bernd Neumann deswegen in Auftrag gegeben hat, stellt die Loyalität dieser Mitarbeiter keineswegs infrage. Aber da sind doch außerdem noch etwa 40 ehemalige Stasi-Mitarbeiter im Wachdienst beschäftigt! Auch richtig. Das kam so: Nach den freien Wahlen 1990 brauchte man Objekt- und Personenschützer in der DDR, und die waren allesamt, wie auch etwa die Sprengmeister, bei der Stasi angestellt. Andere gab es nicht. Der Personenschutz des Politbüros wurde aufgelöst. Die Personenschützer des »Polittourismus« mussten unterschreiben, dass sie an keinen operativen Aktionen beteiligt waren und wurden dann weiterbeschäftigt. Eine Überprüfung anhand der Akten war damals nicht möglich, weil sie noch nicht erschlossen waren. Die nachgeholten Überprüfungen haben aber nichts Nachteiliges ergeben. In der Hierarchie der Stasi waren sie die Knechte, die sich über die Privilegien ihrer Chefs mokierten. Diese ausgewählten Personenschützer sind dann vom Bundesinnenministerium übernommen worden, von dort gingen sie zum Wachdienst der BStU-Behörde. Heute erscheint das als unsensibel. Aber man kann nicht jemanden anstellen, weil er Stasi-Mitarbeiter war, und ihm dann deshalb kündigen. Die Öffentlichkeit hat sich nun einreden lassen, die Birthler-Behörde sei Stasi-durchsetzt und Stasi-gelenkt. Das ist schlicht Unfug.

Versagen der Behörde? 112 Kilometer Akten zu prüfen braucht seine Zeit

Jenes Gutachten über die Stasi-Mitarbeiter in der Behörde hat außerdem ungefragt zu zwei anderen Fragen Stellung genommen. Es bezweifelt die Verfassungsmäßigkeit der Behörde, was eine verwegene Mutmaßung ist. Und es behauptet, 400 »Systemnahe« würden die Arbeit der Behörde blockieren, ohne dafür allerdings Nachweise zu haben. Ich habe Klaus Schroeder (FU), einen der Gutachter, gefragt, was er unter »systemnah« versteht. »Zum Beispiel Justiziar in einem volkseigenen Betrieb«, hat er geantwortet. Du meine Güte. Der hatte sich mit Lieferverträgen herumzuschlagen, und dabei soll er das System lieben gelernt haben? In der DDR waren außer den Theologen so gut wie alle Hochschulabsolventen irgendwie »staatlich« angestellt. Nach dem 3. Oktober 1990 wurden die Ministerien der DDR aufgelöst. In der Tat haben sich viele aus diesem Bereich bei der Stasi-Behörde beworben. Die waren aber deshalb nicht »systemnah«. Dem Bundeskabinett entsprach nämlich das Politbüro, nicht der Ministerrat. Und den Bundesministerien entsprachen meistens nicht die DDR-Ministerien, sondern die Abteilungen des Zentralkomitees.

Vorwurf vier geht vom Versagen der Behörde aus, denn noch immer seien nicht alle Akten erschlossen. Die Akten der Diensteinheiten sind immerhin zu 75 Prozent erschlossen, was eine beachtliche Leistung ist. Die Akten, die die Stasi bereits selbst archiviert hatte, sind bisher lediglich durch Stasi-eigene Findmittel erschlossen worden. Die aber eignen sich nicht für eine wissenschaftliche Erforschung. Das Archiv hat sozusagen ein unbrauchbares Inhaltsverzeichnis. Die archivarische Erschließung all dieser Akten könnte aber auch das Bundesarchiv nicht mit links schaffen. Es geht um 112 Kilometer Akten, das entspricht drei Millionen Büchern von 400 Seiten.

Und der letzte Vorwurf von Hubertus Knabe meint, dass das Stasi-Unterlagengesetz gar kein Erbe der Bürgerbewegung sei, sondern ein fauler Kompromiss von Aufklärungsverhinderern aus Ost und West. Auch das ist falsch. Es ist ein Kompromiss zwischen Aufklärungsinteresse und dem Wunsch nach persönlicher Akteneinsicht einerseits und dem verfassungsmäßigen Recht auf informationelle Selbstbestimmung und den Schutz der Privatsphäre andererseits, der – eingeschränkt – auch für Täter gelten muss.

Der aus dem Westen stammende Hubertus Knabe möchte wohl statt einer rechtsstaatlichen Behörde lieber eine Inquisitionsbehörde, ein veröffentlichtes Namensverzeichnis aller IM und jede Menge Verbote. Da soll er mal aufpassen, dass er seinem Gegner nicht allzu ähnlich wird. Wir haben 1990 zu unseren einstigen Gegnern gesagt: Wir gehen mit euch anders um, als ihr mit uns umgegangen seid. Dass auch die Unverbesserlichen für ihre Zwecke, die ich ablehne, von den Freiheiten der Demokratie profitieren, ist wohl wahr, aber kein Skandal. Wir müssen ihren Geschichtsklitterungen durch beherzten Widerspruch begegnen. Die laufende Demontage der BStU ist dabei kontraproduktiv. Sie muss aufhören, bevor wir ernsthaft über die Zukunft der Behörde reden können.

Der Autor ist Vorsitzender des Beirats der Stasi-Unterlagenbehörde und war in der DDR-Übergangszeit Mitglied des Runden Tisches

Fotos: Jorge Silva/Reuters (o., Ausschnitt); Dominique Faget/AFP/gettyimages (u.)

AUSFLUG AN EINE ÖLQUELLE im Orinoco: Die Präsidenten Venezuelas und Irans

Edel sei der Schurke, hilfreich und gut

Hugo Chávez rettet Blinde, Arme und den Rest der Welt. Jetzt hilft er der Stadt London **VON MICHAEL THUMANN UND REINER LUYKEN**

Die Präsidenten von Venezuela und Iran – das sind Kraftmeier, Populisten und Störenfriede. So sehen es viele im Westen. Hugo Chávez und Mahmud Ahmadineschad zeichnen gern ein anderes Bild von sich: Als Drittweltprotagonisten verteilen sie Wohltaten für Bedürftige und Erfrischungen für weniger Bedürftige in aller Welt. In Aserbajdschan, Bolivien und Weißrussland jubeln ihnen deshalb viele Menschen zu. Und nun hat Chávez auch noch Fans in England. Tut der Westen den Schurken Unrecht?

Der venezolanische Demokrator interessiert sich neuerdings für das Zentrum der internationalen Finanzwelt. Die Stadt London ist sehr reich, ihre Wirtschaftsleistung doppelt so hoch wie die von Venezuela. Aber London subventioniert zu seinem großen Nachteil den Rest Großbritanniens mit 34 Milliarden Euro im Jahr. Jeder Londoner zahlt 1500 Euro mehr an Steuern, als er an staatlichen Leistungen zurückerhält. Diese haarsträubende Ungerechtigkeit ließ Hugo Chávez nicht ruhen. Er wollte Großbritannien besuchen. Da ihn jedoch weder die Queen noch der Premier sehen wollten, ließ er sich von Londons linkskuriosem Bürgermeister Ken Livingston einladen. Der Caudillo revanchierte sich mit einem fabelhaften Angebot. Er versprach, den städtischen Busverkehr Londons mit verbilligtem Treibstoff zu subventionieren.

Versprochen, getan. Seit vergangener Woche kosten die im britischen Städtevergleich ohnehin schon günstigen Londoner Busfahrkarten für eine Viertelmillion Sozialhilfeempfänger noch weniger. Dank des Discountdiesels müssen sie anstelle eines Pfundes nur noch 45 Pence für eine Fahrt berappen. Der entzückte Londoner Bürgermeister, dem 2008 Wahlen ins Haus stehen, sagte, es sei die Pflicht eines jeden für Fortschritt, Gerechtigkeit und Demokratie einstehenden Menschen, Chávez' Revolution zu unterstützen.

London scheint diese mehr zu helfen als Venezuela selbst. Der Durchschnittsvenezolaner verdient nur einen Bruchteil dessen, was das Sozialamt bedürftigen Londonern überweist. Das Land nimmt unter den Ländern mit dem größten Einkommensgefälle Platz 25 zwischen Simbabwe und Malaysia ein. Doch wer wie Chávez den Reichen gibt, kann zumindest moralisch nicht verarmen.

Chávez' internationaler Feldzug gegen die Armut startete mit der Unterstützung des kubanischen Brudervolkes. Danach begann, so lobte es eine venezolanische Kommentatorin, die »soziale Dimension der politischen Durchdringung Lateinamerikas«. Uruguay versprach er »hundert Jahre Öl«. Der Mann heilt einen ganzen Kontinent. Chávez lässt aus allen Ländern Lateinamerikas sehbehinderte Patienten nach Caracas einfliegen, wo sie von kubanischen Augenärzten behandelt werden. »Mission Wunder« heißt das Programm. Nach dem jüngsten Erdbeben in Peru war Chávez auch zur Stelle und ließ Thunfischkonserven verteilen – mit Chávez-Gesicht auf der Dose.

Der Feldzug für das Gute hat auch die USA erreicht. Den Opfern des Ellenbogenkapitalismus in den Armenvierteln von Boston und New York lieferte Chávez voriges Jahr billiges Heizöl. Joseph Kennedy und die philanthropische Citizens Energy Corporation sorgten dafür, dass die Medien den Fluss des erquickenden Öls nicht übersahen.

Hier schält sich ein neues Muster der Globalisierung heraus: die Weltsozialpolitik. Wo Not und Neoliberalismus wüten, da springen die vom Westen ausgegrenzten Diktatoren ein. Ihr Motto: »Tue Gutes und denke an die Ärmsten, vor allem an jene, die der Westen vergessen hat.« Zugleich sorgen die treuen Sicherheitsdienste dafür, dass die Ungeduld der Armen im eigenen Land nicht das Regime gefährdet.

Dabei gibt es für Ungeduld Anlass. Iran rationiert seit Anfang Juli Benzin. Das ist ungewöhnlich im Land mit den zweitgrößten Erdölreserven der Welt, aber erklärbar. Denn das Öl liegt im Boden, das Benzin aber kommt aus den Raffinerien, und von denen hat Iran nicht genug. Internationale Sanktionen verhindern die Einfuhr von Ersatzbenzin. Was tut der Präsident?

Mahmud Ahmadineschad kümmert sich um die wirklich Bedürftigen. Vor Kurzem war er im Nachbarland Aserbajdschan, bei einem Verbündeten der USA. Dort gestattete er eine neue Buslinie von Aserbajdschan über Iran in die aserbajdschanische Enklave Nachitschewan. Diese war bisher von der Außenwelt abgeschnitten. Ahmadineschad vereinigt kostenlos das Land und muss zu seinem Glück kein Benzin dazugeben. Aserbajdschan hat selbst genug davon.

Über wenig Erdöl verfügt der von der EU beargwöhnte weißrussische Herrscher Alexander Lukaschenko. Damit er nicht ständig Stoff von der Freundschaftspipeline zwischen Russland und Deutschland abzapfen muss, hat Ahmadineschad ihm ein iranisches Ölfeld zur geneigten Ausbeutung überlassen. Auch in Ostasien hilft Iran. Dort quält sich der Tankerverkehr durch die Straße von Malakka. Während es im eigenen Land an Raffinerien fehlt, buttert die nationale iranische Ölgesellschaft 7,7 Milliarden Euro in eine neue Umgehungspipeline in Malaysia.

So viel Großmut kann nicht folgenlos sein. Womöglich werden sich bald andere Präsidenten dem Klub der Wohl-Täter anschließen. Alexander Lukaschenko könnte die Welt mit weißrussischen Traktoren beglücken. Wladimir Putin hätte Öl und Gas zu bieten und bei den erneuerbaren Ressourcen auch russische Alkoholika. Was Kim Jong Il außer Raketen zu verschenken hätte, ist noch nicht ganz klar. Doch überdeutlich entsteht das Bild einer neuen globalen Figur, die sich anschickt, die angeschlagene amerikanische *soft power* abzulösen: der weiche Schurke.

Audio www.zeit.de/audio

Chávez Spenden für die Welt

Angaben in Millionen US-Dollar

Kuba	7581
Argentinien	6305
Brasilien	4501
Nicaragua	3264
Bolivien	2061
Uruguay	927
Paraguay	810
Karibische Inseln	792
Jamaika	631
Ecuador	565
Haiti	427
China	300
USA	236
Dominikanische Republik	156
Mali	100
Iran	100
Guyana	53
El Salvador	40
Großbritannien	32
Dominica	10
Grenada	7,5
Benin	2,9
Indonesien	2
Restliches Afrika	1,16
Puerto Rico	0,25

ZEIT-Grafik/Quelle: Financial Times

Verführte Verführer

Ein Jahr lang folgte die Autorin Yasmina Reza dem Präsidentschaftskandidaten Nicolas Sarkozy. Ihr Porträt ist auch ein Selbstporträt **VON KLAUS HARPPRECHT**

Selten wurde Frankreich in einem Bücherherbst von einem vergleichbaren Sturm heimgesucht: Mehr als siebenhundert Romane überschwemmen den Markt, doch die Flut steigert sich zum Tsunami durch den Bericht der brillanten Theaterautorin Yasmina Reza über die Eroberung der Präsidentschaft durch Nicolas Sarkozy.

Die Sensation schlechthin, eine Auflage von einhunderttausend Exemplaren schon im ersten Anlauf, zentrales Thema aller Wochenblätter, die Neugier auf raffinierte Manier angefacht durch den lyrisch verhangenen Titel *L'aube le soir ou la nuit* – ein Zitat aus dem Text: »Die Tragödie kennt keinen Ort. Und sie hat auch keine Stunde. Sie ist die Morgendämmerung, der Abend oder die Nacht«.

Welche Tragödie? Eine, die weder wir noch die jubelnde Masse am 6. Mai, noch der Triumphator selbst ahnten? Nicht einmal die Autorin, die den Kandidaten Sarkozy ein Jahr lang wie ein schöner Schatten durch den Wahlkampf begleitet hat? »Nur Wiederholungen. In meinem Notizheft verketten und verwirren sich die Tage. Monotone Begeisterung, wo sich die Geschichte fortschreibt …«

Plötzlich weckt die verrätselte Bemerkung den Verdacht, dass dieses Buch in Wahrheit nicht so sehr von Nicolas Sarkozy handelt, dem wunderlichen Mann, der seinem Ziel, der Präsidentschaft, mit solch unbeirrbarer Energie entgegenstürmt – nein, nicht von ihm in erster Linie handelt das Buch, der wenige Tage vor dem sicheren Sieg mit der Robustheit eines prahlenden Halbstarken annonciert, dass er einen Palast in Paris haben wird, nicht von diesem kindhaften Wesen, das ein Männchen und zugleich eine Art Übermensch ist, sondern ebenso von ihr: von der weltberühmten Autorin, die eines Tages ein elegant-dezentes Kleidchen anlegte, sich zum Dienstsitz des mächtigen Innenministers begab und ihn bat, sich für ein Porträt zur Verfügung zu stellen, ohne Vorbedingungen, sozusagen in allen Lebenslagen.

Auch wenn er kein Stück von ihr gesehen hatte: Ihren Weltruhm kannte er wohl, und er war nicht unempfänglich für den Charme der jungen Frau, die nicht auf gewöhnliche Weise schön ist, doch mit Zügen begabt, die keinen Mann gleichgültig lassen. Ohne Verzug erklärt er sein Einverständnis. Eine Bedingung stellt er doch: Von seiner Frau Cécilia darf nicht die Rede sein.

Hat Sarkozy begriffen, dass er nichts anderes als Stoff für ein literarisches Experiment sein soll? Dass sich die Autorin nur am Rand für seine politische Botschaft interessiert, sondern für seinen radikalen Ehrgeiz, der nichts anderes will als die Macht, von der ihr einer der klugen Begleiter sagt, sie sei »wie der Horizont: je näher er komme, umso weiter entferne er sich«? Ist das die Tragödie, die hinter dem Titel des Buches auf der Lauer liegt? Hat Sarkozy verstanden, dass er »Das weiße Bild mit weißen Streifen« ist, die Provokation ihrer Komödie mit dem simplen Titel *Kunst,* die an allen großen Theatern gespielt worden ist?

Das Buch füllt die Leinwand nicht mit sensationellen Offenbarungen. Die Autorin lässt ihre Mutter sagen, was jeder weiß: dass ihm zehn Zentimeter fehlen. Aber Reza schreibt, was vor ihr niemand gewagt hat: dass er von einem leichten Gehfehler behindert ist. Seine Rastlosigkeit – sie überrascht uns nicht. Doch es treffe nicht zu, sagte die Autorin in einem Gespräch mit Jérome Garcin im *Nouvel Observateur,* dass er nur ein nervöses Geschöpf sei – sie habe mit ihm Augenblicke der Stille erlebt, in denen er sich in sich selbst verschließe. Doch sei er ungeduldig. Als sie ihm zum ersten Mal begegnete, sei ihr das Bild eines Achtjährigen in die Augen gesprungen: »der große Verführer der Massen mit den Allüren eines Kindes …«

Nur der Massen? Man kreide ihr an, erinnerte der Frager, dass sie sich von dem Kandidaten duzen ließ, eines Abends mit ihm tanzte … »Das Stockholm-Syndrom?«, warf sie trocken ein, auf die zwanghafte Bindung der Geisel an den Geiselnehmer weisend. Nein, es gebe zwischen Bewunderung und Anschwärzung die Möglichkeit, den Menschen wie ein Bild zu betrachten. »Hat er versucht, sie zu verführen?« – »Nein, er wollte Frankreich verführen«– *la France,* die Prinzessin des Generals de Gaulle. Als er das Élysée erobert hatte, bat sie ihn um das »wirkliche Gespräch«, das es zwischen ihnen nie gegeben habe, weil er niemals in der Gegenwart lebe, »sondern die Tage verbrenne, die er gar nicht gelebt hat«. Sie saßen einander im goldenen Verlies des Präsidentenpalastes gegenüber. Er sei nicht unglücklich. Zufrieden. Aber Freude empfinde er nicht. »Gewinnen, das heißt zu gefallen«, sagte er. Dann wagte er den überraschenden Satz: »Ich will leben.« Was sollte das sagen? Sie blieb ohne Antwort.

Schriftstellerin **YASMINA REZA** machte sich auf die Spur von Sarkozys radikalem Ehrgeiz

Fotos: Hollandse Hoogte/laif (li.); rechts: Contrasto/laif (o.); Agentur Focus (m.); Bilderberg (u.)

Wer sein Leben liebt, fährt **OHNE HELM**. Sonst macht er sich in Neapels Straßen als Pistolenschütze verdächtig – und gerät ins Visier

Stadt ohne Gnade

In Neapel wütet die Mafia so schlimm wie lange nicht mehr. Die Menschen verzweifeln an der Brutalität der Clans

VON BIRGIT SCHÖNAU

Neapel

Piazza Garibaldi, Niemandsland. Von Baustellen zerstückelt, erdrückt und erstickt von einem chaotischen Verkehr, beherrscht von einem hektischen Basarbetrieb, erscheint Neapels Bahnhofsvorplatz wie ein Heerlager der Halbwelt. Auf den breiten Bürgersteigen türmen sich Berge von Waren, die eigentlich gar nicht verkauft werden dürften: Handy-Aufladegeräte ohne Firmenlogos, Elektrogeräte und Flaschen mit angeblichem Markenparfüm, Raubkopien mit einheimischer Volksmusik und amerikanischen Actionfilmen, Tennissocken aus China, Gucci-Sonnenbrillen und Louis-Vuitton-Taschen aus den Fälscherwerkstätten des Hinterlandes.

Bettler ziehen vorbei und transsexuelle Prostituierte auf Stöckelschuhen. Die Hitze taucht alles in ein gnadenloses, hartes Licht. Ein Geruchsgemisch von Brathähnchen und Urin liegt über dem Trottoir, auf dem ein Hütchenspieler mit tadellos gestärktem weißem Hemd gerade eine dicke Ukrainerin mittleren Alters um ihr Geld erleichtert. Sie starrt auf die drei Bronzeglöckchen, die der Spieler vor ihr auf dem Klapptisch hin und her bewegt. Ein paar Meter weiter sitzt ein hagerer Alter aufrecht auf seinem Holzstuhl. Er arbeitet als *scrivano pubblico,* als öffentlicher Schreiber. Füllt Formulare aus, verfasst Beschwerdebriefe und Bittgesuche für alle, die des Italienischen nicht mächtig sind. »Und das sind in Neapel nicht nur Ausländer«, sagt er. Neapel, die drittgrößte Stadt Italiens, kennt viele Arten, ein bisschen Geld zu verdienen. In manchen ihrer Viertel liegt die Arbeitslosigkeit über 60 Prozent.

Weit und breit ist auf Neapels Straßen kein Polizist zu sehen. Von 2200 städtischen Ordnungshütern haben im vergangenen Jahr 640 einen Antrag auf teilweise Dienstunfähigkeit gestellt: kein Straßeneinsatz mehr aus gesundheitlichen Gründen. Wegen Krampfadern oder drohender Taubheit.

Die Militärpolizei der Carabinieri hingegen hat andere Dinge zu tun, als die Ordnung auf einer Piazza zu überwachen. Knapp ein Jahr nach dem Bandenkrieg der Camorra in den Vorstädten geht das Gemetzel der neapolitanischen Mafia nahezu unbeachtet von der Öffentlichkeit weiter. Die Mafia-Morde von Duisburg, bei denen sechs Menschen starben, haben den Blick für kurze Zeit auf die blutige Macht der Familienclans aus Kalabrien gelenkt. Doch noch viel schlimmer wüten in diesem Sommer die »Schläger« (Camorra) in Kampanien. 70 Tote gab es in diesem Jahr schon, alle drei Tage einen. Mal ist es ein Fememord, mal ein Brandanschlag, um Schutzgeld zu erpressen oder einfach zu zeigen, wer Herr im Revier ist. Die Carabinieri konfiszieren nahezu täglich Drogen oder Fälscherware, doch der Sumpf von Neapel scheint nie und nimmer trockengelegt werden zu können. Die Stadt ist Europas größter Umschlagplatz für Kokain und die Zentrale der Produktpiraterie.

»Wie soll man hier überleben, wenn man die Vorschriften beachtet?«

Neapel, sagt der Oberkommandant der Carabinieri, Gaetano Maruccia, sei ein überbevölkerter Moloch, in dem architektonische Verwahrlosung die Anarchie aus Verzweiflung verstärke: »Generell fehlt der Respekt vor den Regeln eines zivilisierten Zusammenlebens.« Stattdessen gelten die Regeln der Camorra, die in Neapel nicht von ungefähr auch »das System« genannt wird. Erst im Juli musste Maruccia einen seiner eigenen Leute verhaften: Er hatte gleich für zwei Camorra-Clans gearbeitet.

Regeln!, schnaubt der Taxifahrer Gaetano Antonio: »Wie soll man in dieser Stadt überleben, wenn man die Vorschriften beachtet?« Und dann biegt er links ab, wo er rechts fahren soll, und schlägt 30 Prozent auf den offiziellen Fahrpreis auf. In den Straßenbahnen, die er mit einem waghalsigen Überholmanöver hinter sich lässt, fahren laut Polizeistatistik 18 Prozent der Fahrgäste ohne Ticket, dreimal so viele wie im übrigen Italien.

Zwar sind die Raubüberfälle im Vergleich zum Vorjahr zurückgegangen, gleichzeitig ist die Zahl der Strafanzeigen gestiegen. Doch viele Neapolitaner leben mit einem Gefühl der Angst in ihrer eigenen Stadt. »Abends kann man nicht mehr auf die Straße«, sagt eine Journalistin aus dem Altstadtviertel Sanità, die anonym bleiben will. »Ich schreibe über die Camorra. Es ist besser, dass meine Nachbarn nichts über mich wissen. Außerdem engagiert sich meine Mitbewohnerin in einer Anti-Schutzgeld-Initiative, die ist noch gefährdeter als ich.« Neben ihrem Haus, erzählt die junge Neapolitanerin, verlaufe eine unsichtbare Grenze. »Dahinter beginnt das Reich des Camorra-Clans Misso. Deshalb nehmen alle Motorradfahrer die Helme ab. Wer mit Helm weiterfährt, wird als mutmaßlicher Killer eingeschätzt und riskiert sein Leben.« In anderen Städten Italiens gilt die Helmpflicht. In Neapel gilt das Barhäuptigkeits-Gesetz der Camorra.

Selbst der Vorzeigeplatz Piazza del Plebiscito wirkt nach 22 Uhr wie eine gesetzlose Zone. Im Schutze der Dunkelheit laden Anwohner alte Matratzen und ausrangierte Fernseher ab. Dutzende von Jugendlichen aus den nahe gelegenen Quartieri Spagnoli, einer Camorra-Hochburg, brausen mit ihren Vespas durch die Fußgängerzone. Die wenigen Passanten flüchten verschreckt auf die Bürgersteige, aber das hilft ihnen wenig. Die Vespafahrer machen sich einen Spaß daraus, ihnen über die Füße zu fahren.

»Diese Stadt ist nichts weiter als eine vulgäre Brutstätte des Desasters«, sagt der Schriftsteller Giuseppe Montesano. »Alle Auswüchse der westlichen Welt lassen sich hier finden: das uneingeschränkte Recht des Stärkeren. Der hemmungslose Konsum. Das Fehlen von Bildung und Kultur.« 80 Prozent der Camorra-Bosse haben noch nicht einmal einen Hauptschulabschluss, heißt es. Sie bewegen Millionen, können aber kaum lesen und schreiben. Montesano arbeitet als Philosophielehrer. Nebenbei hat er Flaubert, La Fontaine und Baudelaire übersetzt und vier Romane geschrieben, die eine gemeinsame Protagonistin haben: Neapel. Es sind sprachmächtige Grotesken, bittere Satiren um die latente Gewalttätigkeit des Alltags. Montesano ist ein enger Freund von Roberto Saviano, der nach seinem Erfolg *Gomorrha* vollkommen abgeschirmt lebt und sich von seiner Leibwache höchstens zu Literaturfestivals fern seiner Heimatstadt begleiten lässt. Dort wird der 28-jährige Journalist, der mutig gegen die Mafia anschreibt, gefeiert wie ein Popstar.

»Anders als Saviano glaube ich nicht, dass uns Wörter retten können«, sagt Giuseppe Montesano. »Ein Buch über Neapel kann die Welt erschrecken, ändern wird es nichts. Aber das kann man auch nicht verlangen. Verlangen können wir, dass die Politik endlich aus ihrer Untätigkeit erwacht. Und dass sie uns beschützt.«

Neapel wird genau wie ganz Italien von einer Mitte-links-Koalition regiert. Bürgermeisterin Rosa Russo Iervorlino ist eine 70-jährige Christdemokratin und zusehends von ihrem Amt überfordert. Das Vertrauen der Bevölkerung in die mehrfache Großmutter tendiert laut Umfragen gegen null. Iervorlinos Versuche, die Stadt sicherer zu machen, schlagen regelmäßig fehl. Zuletzt ließ die Stadtverwaltung Videokameras an strategischen Punkten der Altstadt installieren, um Taschen- und Uhrendiebe abzuschrecken. Die Anlage aber ist defekt, ihre Reparatur auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben. Ohnehin steht die Bürgermeisterin, spätestens seitdem Neapel im Müll versank, mit dem Rücken zur Wand.

Bis Ende Juni musste die Stadt bis zu 2000 Tonnen Müll auf ihren Straßen ertragen, der sich mancherorts bis zum ersten Stock der Gebäude türmte. Im Krankenhaus Cardarelli, dem größten Hospital Süditaliens, wurde die orthopädische Abteilung zweimal geschlossen, weil auf der Station die Ratten tanzten – angelockt von den Müllbergen vor den Krankenhaustüren. Der von der Regierung ernannte Sonderkommissar für die Müllbeseitigung in Neapel und Kampanien fand keine Kippe für den Abfall. Die Deponien der Camorra, die an der »Entsorgung« aller Arten von Müll Milliarden verdient, waren tabu. Die legalen Abfallhalden blieben ihm versperrt, weil Anwohner und Lokalpolitiker erfolgreich alle Register zogen, um die Lagerung vor ihrer eigenen Haustür zu verhindern.

Als Mitte Juli die US-Botschaft wegen angeblicher Gesundheitsgefährdung durch den Müll ihre Bürger vor einer Reise nach Neapel warnte, reagierte die Bürgermeisterin zutiefst beleidigt und forderte eine Entschuldigung. Den Innenminister aus Rom, der einen »Sicherheitspakt« für ein »zivilisiertes Leben« in Neapel anregte, fauchte sie an: »Das brauchen wir nicht. Wir sind die Neapolis des Äneas, die Stadt der alten Griechen und Römer. Wir sind seit mehr als 2000 Jahren ein zivilisiertes Volk.«

Viele, die es sich leisten können, verlassen die Stadt

Ein Volk, das immer kleiner wird. 9103 Neapolitaner verließen die Stadt im vergangenen Jahr auf Nimmerwiedersehen, sogar eine Greisin von 103 Jahren zog um nach Rom. Auch der Leiter der Museumsbehörde erklärte, er wolle künftig lieber als Pendler in die Stadt kommen. Neapel berge unschätzbare Kunstwerke, aber er sei das stressige Leben einfach leid.

Das würde Antonio Loffredo nie sagen. Don Antonio ist der Pfarrer des Sanità-Viertels hinter dem Archäologischen Nationalmuseum. Zu seinem Sprengel gehören 15 000 Gemeindemitglieder, von denen die meisten sich mehr oder weniger »arrangieren«, wie man in Neapel sagt – also einer nicht unbedingt legalen Arbeit nachgehen, um sich eine minimale Existenz zu sichern. »In der Sanità kaufen sich die Politiker ihre Wählerstimmen immer noch mit ein paar Kilo Pasta und einem Paar neuer Schuhe«, sagt Loffredo. Er hat in Tübingen bei Hans Küng studiert und ist dann zurückgekehrt in die Stadt, in der seine Familie seit den Kreuzzügen ansässig ist. Er ist ein ironischer Mann, der blitzschnell Gedanken aneinanderreiht, ein scharfsinniger Dialektiker. Er hätte ein brillanter Theologe werden können. Aber Loffredo sagt: »Mir macht es mehr Spaß, für meine Leute eine legale Arbeit zu finden.« Er erzählt von einer Kooperative, die er gründen will, die Frauen der Sanità könnten in Heimarbeit Handschuhe nähen, wie früher. Wenn man einwirft, das sei ein Konzept aus den Entwicklungsländern, hält er nur einen kurzen Moment inne.

Dann zeigt er das Hotel über der Sakristei, neun Doppelzimmer und ein Apartment, ausgestattet mit den besten Materialien, entworfen von einem der bekanntesten Innenarchitekten Italiens. Das Hotel betreibt eine Kooperative, die schon funktioniert. »Die Website muss noch besser werden«, sagt Loffredo und stellt den Computer an. Auf dem Bildschirm erscheint Al Pacino in der Badewanne. Es ist ein Foto aus dem Mafia-Film *Scarface.*

Don Antonios Basilika ist gefüllt mit zeitgenössischen Werken neapolitanischer Künstler, in den leeren Grabhöhlen der Katakombe stehen Skulpturen. Nur die Schönheit werde Neapel retten, sagt er, »denn die Neapolitaner haben sich wenigstens das bewahrt: Sinn für Schönheit«. Deshalb sei der kleine Park für sein Viertel ein Zeichen, glaubt der Priester, ein Fanal der Schönheit in der Sanità. Wer in einer verkommenen Umgebung lebe, davon ist Don Antonio ebenso wie Carabinieri-Kommandant Maruccia überzeugt, der habe auch wenig Anreize für ein geordnetes Leben.

Der öffentliche Garten wird von L'Altra Napoli finanziert, einer Initiative von Neapolitanern, die es fern ihrer Heimat zu Wohlstand gebracht haben. Der Vater des Vorsitzenden wurde vor zwei Jahren vor der eigenen Haustür erschlagen, mitten in der Stadt. Nun schart die Initiative immer mehr Aktive hinter sich, Adlige, Manager und Kulturschaffende, zuletzt auch 30 Parlamentarier aller Parteien. »Wenn aus dem Leid und aus dem Leiden an Neapel so etwas entstehen kann, ist das ein großer Sieg«, sagt Antonio Loffredo. Ein Sieg reicht zwar noch nicht aus. Aber er zieht Kreise.

Foto: Philippe Chancel (aus dem Buch »Nordkorea. Fotografien aus einem abgeschotteten Land«; Vlg. Schwarzkopf & Schwarzkopf)

Foto: Hitoshi Katanoda/Polaris/laif

Die **ROLLTREPPEN** in Pjöngjang darf jeder benutzen, **KASINOS** aber nur Ausländer

Der Freiheit eine Nische

Pjöngjang

Die Antwort wartet in der Nationalbibliothek, in einem Büro so klein und unscheinbar, dass man um ein Haar vorübergegangen wäre. Ein Strauß gelber Plastikblumen steht auf einem Holzschrank, und auf dem Tisch schweigt das Telefon. Davor sitzt der Professor. Zur Halbglatze trägt er ein freundliches Gesicht und jenen Blick, der sagt, na, dann erzählen Sie doch mal. Der Professor berät in allen Lebenslagen, persönlich, telefonisch oder per Mail. Sein Handwerkszeug: die Juche-Philosophie. Juche ist die offizielle Ideologie Nordkoreas, sie sagt in einem Satz, wir vertrauen auf unsere eigene Kraft. Die Berliner Mauer ist gefallen, der Ostblock verschwunden, der Professor aber sitzt noch immer in seinem Büro. Nun könnte man meinen, dass hier die Zeit stehen geblieben sei. Das ist sie aber nicht. Die Fassade ist dieselbe, nur sieht das Leben dahinter ganz anders aus. Nordkorea ist in Bewegung.

Auf Spurensuche in Pjöngjang. Mode hat sich eingeschlichen in das Straßenbild, ganz leise und bescheiden. Zwischen Männern in Kim-Il-Sung-Anzügen stolzieren Damen auf Plateausohlen einher. Und ab und an trägt ein Junge eine Frisur, die entfernt an die Protagonisten südkoreanischer Seifenopern erinnert. Die Mode kam mit den Märkten. Die aber darf der Besucher nicht besichtigen. Macht er einen Schritt in Richtung eines Straßenmarktes, dann räuspert sich der Reiseführer. Nach links bitte. Der Besucher wird vom Reiseführer überwacht, der wiederum vom politischen Wachhund überwacht wird, und der wird von einem Büro überwacht, das er alle paar Stunden anrufen muss. Offen bleibt, wer das Büro überwacht. Von der offensichtlichen Überwachung abgesehen, setzen die Beteiligten alles daran, dem Besucher ein Bild zu präsentieren, das den Titel »Glückliche Tage im Sozialismus« tragen könnte.

Weil das so ist, muss, wer herausfinden möchte, was in Nordkorea wirklich geschieht, auch nach Südkorea reisen. Und einen von denen treffen, die geflohen sind. Einen Überläufer wie Kim Gwan-Soo, der seinen richtigen Namen nicht nennen möchte und dem wir in Seoul bei der Bürgervereinigung für Nordkoreanische Menschenrechte begegnen. Kim ist schmal und sieht doch so aus, als könne er sich durchbeißen. Er hatte es geschafft in Nordkorea, war Parteimitglied und Vorstand der Zweigstelle einer Handelsgesellschaft. Er konnte nach China und Japan reisen, fuhr im Zug nur erster Klasse und bekam Lebensmittel vom Staat, als es für andere nur noch ein Schulterzucken gab. Bis der Tag kam, an dem ein Kollege ihn verriet, weil er mit einem Südkoreaner Geschäfte machte. Spion, raunte der Kollege der Staatssicherheit zu. Schmutziger Landesverräter. Im Gefängnis schlugen sie Kim, bis ihm die Zähne ausfielen, bis er etwas gestand, damit es ein Ende hatte. Nach drei Jahren kam er frei und floh über China nach Seoul.

»In Nordkorea kann man inzwischen fast alles kaufen«, sagt Kim. Was es nicht in Geschäften und auf Straßenmärkten gebe, das finde man eben auf dem Schwarzmarkt, frisch aus China importiert. »Dollars, Handys, Gold, Drogen, Radios, südkoreanische CDs und DVDs.« Wer Geld habe, der könne in Nordkorea vieles tun. »Schmieren kannst du sie alle. Von ganz unten bis nach ganz oben.« Schlecht dran seien diejenigen, die kein Geld hätten. »Wenn du arm bist, dann kannst du ins Krankenhaus gehen und den Arzt sprechen. Nur Medikamente bekommst du nicht, für die musst du zahlen.« Den meisten Menschen gehe es aber inzwischen ein bisschen besser, sagt Kim. »Sie haben ja auch zehn Jahre Erfahrung mit dem Kapitalismus.« Wie bitte, Herr Kim? Kapitalismus? Wie ist der denn ins Arbeiter- und Bauernparadies gelangt?

Der Wandel war nicht geplant. Hunger hatte ihn erzwungen

Geplant war der Wandel nicht, er war eine Folge der Hungersnöte, die das Land in den neunziger Jahren verheerten. Keiner kann sagen, wie viele Menschen damals starben, vielleicht waren es 600 000, vielleicht auch eine Million. Die Führung war hilflos. Mit einem Mal brach zusammen, was jahrzehntelang halbwegs funktioniert hatte. In den sechziger und siebziger Jahren ging es bergauf, der Große Führer Kim Il Sung liebäugelte mal mit China und dann wieder mit der Sowjetunion. Er spielte einen gegen den anderen aus und erhielt zum Dank Brautgeschenke von beiden, Energie und Lebensmittel zum Freundschaftspreis. Das klappte so gut, dass Kim aufhörte, in teure Auslandstechnologie zu investieren. Dann aber fielen die Bruderstaaten vom Glauben ab, und Nordkorea stand alleine da. Ohne Absatzmärkte und billige Energie. Die Industrieanlagen verrostet, die Landwirtschaft durch Hochwasser zerstört. Das staatliche Versorgungssystem brach zusammen, das früher jeden Einzelnen mit dem Lebensnotwendigen ausgestattet hatte. Nun bekamen nur noch die Privilegierten Lieferungen, die Mehrheit ging leer aus. Die Menschen verkauften, was immer sie hatten, für ein wenig Reis und Gemüse. »Diejenigen, die nicht handeln konnten, sind längst tot«, erzählt ein anderer Überläufer. Vereinzelte Bauernmärkte hatte es schon früher gegeben, nun breiteten sich Märkte im ganzen Land aus.

In Pjöngjang kann man sie überall an den Straßenecken sehen, die kleinen Stände hinter denen Hausfrauen stehen. Weiße Schürze, weiße Haube, geschäftstüchtige Miene. Im Angebot sind Eis und Limonade, und vor den Ständen drängen sich kichernde Kinder, die eben noch Heuschrecken gesammelt oder dickleibige Libellen an einer Leine spazieren geführt haben.

Dem Staat blieb nichts anderes übrig, als die Märkte hinzunehmen. Er konnte die Menschen nicht mehr ernähren. Ohnehin hatte die Führung mit vorsichtigen Wirtschaftsreformen begonnen, 1984 durften Unternehmen erstmals unabhängig vom Wirtschaftsplan eigene Produkte verkaufen, 1985 erließ sie das erste Joint-Venture-Gesetz. Mit der Entstehung der Märkte gewannen die Reformen an Schwung. 2002 stoppte der Staat die Subventionen für die Güter des täglichen Lebens, wertete die Währung ab und erhöhte die Löhne. Mit einem Schlag bekam einen Preis, was vorher umsonst gewesen war. Selbst die Badehosen, die man sich am Strand leihen konnte, kosteten ein paar Won.

Eine egalitäre Gesellschaft war Nordkorea noch nie. »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen«, das wurde zu »Jeder nach seinem Stand«, der von der Familie vererbt wird. Da gibt es die Gruppe der Privilegierten, die breite Masse der »Schwankenden« und schließlich jene Benachteiligten, denen der Staat nicht traut. Einige Überläufer erzählen, dass die Hierarchie bis zu 51 verschiedene Klassen kenne. Privilegien den einen, Pflichten den anderen. Selbst das Wort »Genosse« kommt in Nordkorea in zwei Ausführungen. Der Tongmu ist der Genosse auf gleicher Ebene, der Tongji ist derjenige, der über ihm steht.

Durch die Märkte können einige außerhalb der Hierarchie aufsteigen, auch wenn die großen Gewinner noch immer dem Staat verbunden sind. Das sind die Chefs erfolgreicher Unternehmen, die nun auch Devisengeschäfte machen können. Zu Geld gekommen ist aber auch eine Gruppe, die vorher als ideologisch unzuverlässig galt und daher benachteiligt war: die chinesische Minderheit. Sie darf im Gegensatz zum Rest der Bevölkerung frei reisen und ist daher wie geschaffen für den Handel. Für manche Koreaner lohnt sich das Geschäft auf dem Markt mehr als die offizielle Arbeit. Einige Fabrikarbeiter zahlen ihren Chefs Bestechungsgelder in Höhe eines Monatsgehaltes, damit diese geflissentlich übersehen, dass sie gar nicht erst zur Arbeit erscheinen. Sie treiben lieber Handel.

Die Reformen bedeuteten nicht, dass die Nordkoreaner der Welt schlagartig die Türe aufgerissen hätten. Was dem Regime schaden könnte, soll weiterhin draußen bleiben. Ein Beamter sagt: »Der Eiserne Vorhang ist fort, aber wir haben noch ein Moskitonetz. Das lässt den Wind durch und wehrt gleichzeitig die Moskitos ab.«

Doch Moskitos sind wendig. Hat das Netz ein Loch, dann dauert es nur ein paar Sekunden, und sie schlüpfen hindurch. Und das Loch ist ziemlich groß: 1416 Kilometer. So lang ist die Grenze, die Nordkorea von China trennt. Sie wird vor allem von zwei Flüssen gebildet, dem Yalu und dem Tu-

Geteiltes Land

ZEIT-Grafik

Foto: Patrick Aventurier/Gamma/StudioX

Pjöngjang, wie es kaum einer seiner Bewohner kennt – **BLICK AUS DER 40. ETAGE** eines Luxushotels

Erst kamen die Märkte, dann die Moden und schließlich die südkoreanischen Seifenopern. Nordkoreas Gesellschaft gerät in Bewegung **VON ANGELA KÖCKRITZ**

men, wobei Letzterer stellenweise nur knietief ist. Erst 2006 begannen die Chinesen einen Zaun zu bauen. Kein unüberwindliches Hindernis, solange man das nötige Schmiergeld hat. 25 bis 50 Dollar kostet es, dann drückt der Grenzer beide Augen zu, wenn ein Flüchtling über die Grenze huscht. Und fast alle nordkoreanischen Flüchtlinge fliehen über China. Vor 1990 ging kaum einer, dann kam die Hungersnot, und Unzählige machten rüber. Der Strom ist seither nicht abgerissen. Die Flucht kann sehr kurz sein oder entsetzlich lang. Kommt drauf hat, wie viel Geld man hat. Wer reiche Verwandte im Süden besitzt, der kann in fünf Tagen in Seoul sein. Dort warten Staatsbürgerschaft und staatliche Unterstützung. Die Armen aber, die müssen sich in China verstecken, um der Polizei zu entgehen, die sie in die Heimat abschiebt. Dort wartet das Arbeitslager. 100 000 Nordkoreaner verstecken sich in China, schätzt die International Crisis Group, 10 000 sind in Südkorea gelandet.

Handys sind verboten, aber 20 000 Nordkoreaner telefonieren damit

Der Traum vom besseren Leben im Ausland rührt nicht von ungefähr. Viele Flüchtlinge haben die verbotenen südkoreanischen Seifenopern auf geschmuggelten DVDs gesehen, »Wintersonate« zum Beispiel. Die schöne Schülerin Jung Yujin glaubt ihre große Jugendliebe bei einem Autounfall verloren und findet sie erst nach unzähligen Folgen und Tränen wieder. Viele Nordkoreaner fieberten begeistert mit, ohne dabei die Autos, Wohnungen und Handys zu übersehen, die sie sich selber nie leisten könnten.

Die meisten Flüchtlinge bleiben in Kontakt mit der Familie zu Hause, Überläufer Kim zum Beispiel telefoniert oft mit seinem Bruder. Per Handy. Das ist in Nordkorea verboten, ein Netz gibt es dort auch nicht. Doch können diejenigen, die im Norden wohnen, das chinesische Netz nutzen. Eine amerikanische Studie aus dem Jahr 2005 kam zu dem Ergebnis, dass etwa 20 000 Nordkoreaner Zugang zu einem Mobiltelefon haben. Wer eines hat, lässt andere gegen Gebühr telefonieren.

Ganz gleich, ob Nordkoreaner mit ihren geflohenen Verwandten telefonieren oder südkoreanische DVDs ansehen, bei ihnen kommt immer die gleiche Botschaft an: Denen geht es besser als uns. Den Menschen aus Pjöngjang genügt für diese Erkenntnis ein Blick auf die Straße. Da fahren vollklimatisierte Busse mit chinesischen Touristen, die sich abends im Yanggakdo-Hotel vergnügen. Werfen mit glücklichem Johlen ihre Bowlingkugeln, singen inbrünstig in Karaokemikrofone und verzocken ihr Geld im hauseigenen Kasino.

Die Medienkontrolle der Regierung wird unterlaufen, die doch das Volk nach wie vor am liebsten auf Informationsdiät setzen möchte. Früher hat das funktioniert. Da konnte man nur Radios kaufen, die Sender aus Pjöngjang empfangen konnten. Nur das Militär besaß andere Radios. Noch im Jahr 1988 wurde ein Soldat zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt, weil er einen Sender aus dem Süden gehört hatte und sein Wissen mit Bauern teilte. Nun aber gibt es den Schwarzmarkt, der alles verändert, und die Lage wird für das Regime allmählich heikel. Hat es sich doch stets über ein Versprechen definiert: Wohlstand und ein starkes Land! Für alle!

Wie aber soll es die grobschlächtige Staatspropaganda mit den feinen Verlockungen südkoreanischer Unterhaltung aufnehmen? Im Fernsehen befreit der 1994 gestorbene Kim Il Sung das nordkoreanische Volk allabendlich vom Joch der japanischen Unterdrücker. Das ist heroisch, vor allem aber lange her. Die Gegenwart, sie hat sich aus dem Programm verabschiedet oder ist gar nicht erst dort angekommen. Der Manager im Filmstudio Pjöngjang legt die Stirn in sorgenvolle Falten: »Natürlich ist es der größte Wunsch von uns allen, einen Film über General Kim Jong Il zu drehen. Doch der General will das einfach nicht.«

Warum, das weiß der Manager nicht. So wie ohnehin fast niemand etwas über die Elite weiß. Die einfachen Koreaner nicht, die Ausländer erst recht nicht. Diplomaten kommen selten in Kontakt mit den Mächtigen, es existiert, so scheint es, ein ungeschriebenes Gesetz: »Rufen Sie uns nicht an! Wir rufen Sie auch nicht an!« Gibt es in Nordkoreas innerem Zirkel Machtkämpfe, erbitterte Diskussionen um den Kurs des Landes? Man weiß es nicht. Anders als im China der achtziger Jahre bekriegen sich Reformer und Altideologen nicht vor den Augen der Öffentlichkeit.

Die Welt fragt sich: In welche Richtung geht das Land? Wird das Regime eines Tages zusammenbrechen, wie es in der DDR geschah? George W. Bush mag es gehofft haben, nur ist Nordkorea nicht die DDR. Hier gibt es keine wortmächtigen Dissidenten, und Gruppen, die den Widerstand bündeln könnten, wie es die Kirchen in der DDR taten, gibt es erst recht nicht. Wird das Land eine von der Führung verschriebene Wandlung erleben, wie es in China passiert? Immerhin hat Nordkorea Chinas System genau studiert und auch Anleihen übernommen wie das Modell der Sonderwirtschaftszone, das in der Stadt Kaesong zu besichtigen ist. Doch scheint die Führung das Land nicht allzu schnell öffnen zu wollen. Einige, die zu begeistert von Reformen sprachen, wurden diskret von ihren Posten entfernt. Nordkorea strebt einen dritten Weg vorsichtiger Reformen bei größtmöglicher Kontrolle an – ob er funktioniert?

Derzeit bewegt sich das Land in Tippelschritten voran und vertraut auf seinen Repressions- und Propagandaapparat. Der Staat hat Ohren, überall. Jede zehnte Wohnung gehöre einem Spitzel, jeder vierte Angestellte berichte der Partei, sagt Überläufer Kim.

Das Regime schafft ein Szenario ständiger Bedrohung. Die Plakate, die Armeebriefmarken, die Panzersperren, die als Säulen die Autobahnen säumen, sie alle rufen: Wir könnten angegriffen werden! Jederzeit! Ob die Regierung nach 54 Jahren des Friedens noch an eine amerikanische Invasion glaubt? Viele Menschen fürchten sich davor. Sie erinnern sich an den Koreakrieg, als alle Seiten mit unglaublicher Härte gegen Zivilisten vorgingen. Wer aber soll die Menschen schützen, wenn nicht der Staat und seine Armee? Sie macht sich übergroß. Jeder zehnte Nordkoreaner steht in Waffen, das Land leistet sich die fünftgrößte Armee der Welt. Vielleicht auch, weil seit der Machtübernahme von Kim Il Sungs Sohn Kim Jong Il das Militär das Sagen hat. Kim vertraut denen, die ihn am besten schützen können: den Generälen. Und das Fernsehen spielt die Begleitmusik dazu. Feiert die Vermählung von Volk und Armee sowie die Unabhängigkeit, die doch niemand besser schützen können soll als die Soldaten. Kim Il Sung hatte dem Volk eine Ideologie verordnet, die dem Sozialismus weniger verdankt als der koreanischen Geschichte. Hatte das Trauma der immer wiederkehrenden Invasionen in eine Heilslehre der Unabhängigkeit verwandelt. Juche war kein sowjetisches Importpflänzchen. Und ging daher auch nicht ein, als die Sowjetunion verblühte.

Pjöngjang erforscht den Kapitalismus, Jugendliche studieren Handelsrecht

Die Propaganda ist allgegenwärtig. Sie hat einen neuen Menschen geschaffen, den Menschen mit zwei Gesichtern. Das eine Gesicht ist das offizielle, es sagt das, was der Staat sich wünscht. Das andere ist für den Hausgebrauch, und manchmal sagt es das Gegenteil. Was für die Menschen gilt, gilt genauso für den Staat, auch er hat zwei Gesichter. Politisch ideologisch, wirtschaftlich pragmatisch. Schon vor den Reformen im Jahr 2002 schrieb der amerikanische Koreanistikprofessor Bruce Cumings, das Land zähle »angesichts seiner großen Offenheit für Auslandsinvestitionen zumindest auf dem Papier zu den liberalsten in Ostasien«.

Pjöngjang erforscht den Kapitalismus und hat dafür sogar ein Forschungszentrum geschaffen. Schickt seine Studenten in die Welt, damit sie internationales Handelsrecht erlernen. Investiert in Informationstechnologie, auch wenn es nicht an das Internet angeschlossen ist, die Nordkoreaner haben ihr eigenes Intranet. Sie hofieren Investoren, bislang kommen vor allem Chinesen und Südkoreaner. Noch trauen sich nur wenige westliche Investoren ins Land. Die einen schreckt der Atomstreit, die anderen fürchten amerikanische Sanktionen. Schon lange hofft Pjöngjang auf diplomatische Beziehungen zu Amerika, die ihm stets verwehrt wurden. Nun gibt es endlich die Chance einer Annäherung. Bald wollen beide Seiten über die Verbesserung ihres Verhältnisses sprechen. Beinahe riecht es nach Frühling in diesem Herbst, denn auch die beiden Koreas wollen im Oktober ihr zweites Gipfeltreffen ausrichten. Viele Nordkoreaner träumen von einer Wiedervereinigung, und auch die Regierung hat sie sich als Staatsziel gesetzt, man darf sogar sagen: in Stein gemeißelt. Auf der Straße der Vereinigung reichen sich zwei gewaltige steinerne Schönheiten die Hände. Doch will sie die Vereinigung wirklich? Glaubt sie, ihr Konzept, eine Föderation zweier Systeme, könnte aufgehen? Oder fürchtet sie, dass sie in dem Moment, in dem sich die beiden Schönheiten die Hände reichen, untergehen könnte? In Südkorea ist man vorsichtig geworden, eine allzu schnelle Vereinigung strebt keiner an, man kennt die deutschen Probleme. Die koreanische Einheit wäre noch schwieriger: Das Pro-Kopf-Einkommen war in Westdeutschland dreimal so hoch wie im Osten, in Südkorea ist es 13-mal so hoch wie im Norden. Auch sind die kulturellen Unterschiede viel größer. Einem Nordkoreaner, den wir hier Herrn Moon nennen, ist das egal. Er sagt: »Ich warte und warte mein ganzes Leben lang. Wann endlich kommt meine Chance?«

Nordkorea – Die unheimliche Diktatur
www.zeit.de/nordkorea

Wer **ENTSCHEIDET,** wo's langgeht? Rheinkniebrücke in Düsseldorf

Foto: ilubi images/plainpicture

Und er kann es doch

Früher war er fast allmächtig, heute gilt er oft als ohnmächtig – im Zeitalter der Globalisierung hat der Nationalstaat scheinbar nicht mehr viel zu sagen. Wirklich nicht? **VON PHILIPP GENSCHEL UND BERNHARD ZANGL**

Was wird aus dem Staat? Dazu gibt es unterschiedliche Ansichten. Die einen behaupten, der Staat sei am Ende. Die Globalisierung unterlaufe seine Grenzen, sauge sein Herrschaftsvermögen aus und lasse nur die leere institutionelle Hülle zurück. Die anderen meinen dagegen, dem Staat gehe es so gut wie eh und je. Unangefochten sei seine Herrschaft nie gewesen. Gefährdet sei seine Vorrangstellung aber nicht. Und durch die Globalisierung schon gar nicht, denn die sei ja selbst ein Ergebnis staatlicher Politik.

Keine der beiden Ansichten ist ganz richtig, und keine ganz falsch. Aber beide führen in die Irre. Der Staatswandel in den entwickelten westlichen Industriegesellschaften entzieht sich der einfachen Unterscheidung von Machtverlust oder -gewinn: Der Staat wird nicht einfach schwächer oder stärker, er wird grundsätzlich anders. Er wandelt sich vom Herrschaftsmonopolisten zum Herrschaftsmanager.

Das konventionelle Bild vom Staat ist geprägt von der Vorstellung innerer und äußerer Souveränität: Der Staat ist souverän nach innen, weil er im Konfliktfall alle konkurrierenden gesellschaftlichen Machtzentren gewaltsam auf Linie zwingen kann; er ist souverän nach außen, weil er sich jede externe Einmischung in seine inneren Angelegenheiten verbitten darf. Beides zusammen macht ihn zum Monopolanbieter politischer Herrschaft.

Die längste Zeit seiner Geschichte war der Staat freilich weder nach innen noch nach außen souverän, sondern er musste sich mit allerlei nichtstaatlichen Gewalten die Herrschaft teilen. Seit dem ausgehenden Mittelalter versuchte er beharrlich, diese zu verdrängen. Er bestritt und beschnitt die politische Autorität von Kaiser und Papst, beschränkte die Kompetenzen von Städten, Adel und Kirche und nahm die wichtigsten Herrschaftsinstrumente selbst in die Hand. Er ersetzte Söldnerhaufen durch stehende Heere, löste private Steuerpächter durch staatliche Steuerverwaltungen ab, unterwarf örtliche Polizeikräfte zentraler Kontrolle, verdrängte privat organisierte Caritas durch öffentliche Wohlfahrtspflege und verstaatlichte die technischen Infrastrukturen der Gesellschaft: Straßen, Eisenbahnen und Kanäle; Post, Müllabfuhr, Wasser und Elektrizität.

Ob Lottospiel oder Schweinepest – die EU redet überall mit

Trotz mancher nationaler Unterschiede erreichte der Staat in Westeuropa und Nordamerika in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Maß an Herrschaftskontrolle, das dem Ideal vollständiger innerer und äußerer Souveränität sehr nahe kam. Der Staat entschied alles, machte alles und verantwortete alles, was mit Politik zusammenhing, einschließlich der Frage, was eigentlich politisch sei und staatlicher Regelung bedürfe.

Das weitgehende Monopol auf Herrschaft verlieh dem Staat ein Zerstörungspotenzial, das gesellschaftliche Katastrophen vom Ausmaß des deutschen Nationalsozialismus, des sowjetischen Kommunismus und der beiden Weltkriege erst ermöglichte. Es machte ihn gleichzeitig aber auch zum idealen Instrument der demokratischen Selbststeuerung der Gesellschaft und befähigte ihn dadurch zu beachtlichen Aufbau- und Befreiungsleistungen. So gelang es den Staaten Westeuropas und Nordamerikas nach dem Zweiten Weltkrieg, ihren Bürgern nicht nur Frieden und Freiheit zu erhalten, sondern ihnen auch immer mehr soziale Sicherheit und materiellen Wohlstand zu bieten. Der Kapitalismus wurde politisch gezähmt – und der Staat war sein Dompteur.

Die Wende in der Staatsentwicklung kündigte sich in dieser Nachkriegszeit aber bereits an und kam nach der ersten Ölkrise 1973 voll zum Tragen. Der Prozess der immer weiter gehenden Monopolisierung von Herrschaft durch den Staat lief aus und schlug um. Herrschaft drang wieder aus dem staatlichen Gehäuse, wurde internationalisiert und privatisiert.

Die Internationalisierung von Herrschaft ist besonders augenfällig in der Europäischen Union. Die EU beschränkt sich längst nicht mehr darauf, Handelshemmnisse abzubauen, sondern regiert bis tief in die gesellschaftliche Feinstruktur der Mitgliedstaaten hinein: Lottospiel und Mehrwertsteuer, Gewässerschutz und Frauengleichstellung, Schweinepest und Rauchverbot, kaum ein Problemfeld entgeht ihrer Regelung, Normierung und Überwachung. Aber auch andere internationale Institutionen mischen sich zunehmend in die inneren Angelegenheiten von Staaten ein. Die Vereinten Nationen lassen im Namen der Terror- und Drogenbekämpfung Bankkonten sperren. Der Internationale Strafgerichtshof erlässt Haftbefehl gegen Slobodan Milošević und Radovan Karadžić. Das Kyoto-Protokoll macht verbindliche Vorgaben für die Senkung der Treibhausemissionen. Die Welthandelsorganisation (WTO) entscheidet, ob und wie Staaten die Vermarktung von Hormonfleisch erlauben müssen. Die Pisa-Studie der OECD bestimmt die bildungspolitischen Kontroversen vieler Länder.

Die Privatisierung von Herrschaft ist in der öffentlichen Daseinsvorsorge am weitesten vorangeschritten. Der Staat bringt die Post nicht mehr nach Hause, und auch der Lokführer ist in der Regel kein Beamter mehr. Die Versorgung mit Gas, Wasser, Elektrizität, Krankenhäusern, Telekommunikation und Bildung ist seit Mitte der 1980er Jahre ganz oder teilweise auf private Leistungsanbieter übertragen worden.

Internationalisierung und Privatisierung von Herrschaft nagt am staatlichen Herrschaftsmonopol. Der Staat regiert nicht mehr allein, er bekommt Gesellschaft von nichtstaatlichen Nebenregierungen. Bemerkenswerterweise wird er dadurch aber nicht kleiner und schwächer. Die Staatsquote des durchschnittlichen OECD-Staates schwankt seit den 1980ern stetig um die 45 Prozent des Bruttoinlandsproduktes – ein für Friedenszeiten einmalig hoher Wert. Ist das alles überflüssiges Fett? Nicht unbedingt, denn auch nach dem Verlust des Herrschaftsmonopols bleibt für den Staat einiges zu tun. Er macht nicht weniger als zuvor. Aber er macht anderes – und manches macht er nach wie vor ganz allein.

Das betrifft vor allen Dingen die Mobilisierung von Geld und Gewalt. Steuererhebung und Gewalteinsatz sind immer noch ein staatliches Privileg. Selbst die EU hat keine eigenen Steuern, Polizeikräfte oder Armeeeinheiten, von anderen internationalen Institutionen wie den UN oder der WTO ganz zu schweigen. An öffentliche Gelder und legitime Gewaltmittel kommen nichtstaatliche Herrschaftsträger nur mit Hilfe des Staates.

Auch in anderen Hinsichten bleiben sie auf staatliche Hilfestellungen angewiesen. Internationale Institutionen sind in der Regel reine Entscheidungsmaschinen ohne eigenen Verwaltungsunterbau. Für die Umsetzung ihrer Beschlüsse hängen sie vom Staat und seiner Organisationsmacht ab. Die UN können die Sperrung der Bankkonten vermeintlicher Terroristen nur anordnen, nicht aber durchführen. Der Internationale Strafgerichtshof kann Haftbefehle für Kriegsverbrecher ausstellen, aber nur in Kooperation mit nationalen Polizeibehörden vollstrecken. Die EU kann Qualitätsstandards für Trinkwasser festlegen, aber nicht selbst die Gewässerproben zur Qualitätskontrolle entnehmen. All dies muss der Staat vor Ort erledigen. Sonst bleiben internationale Herrschaftsakte wirkungslos. So wird die Internationalisierung von Herrschaft selbst zur Staatsaufgabe. Ähnlich verhält es sich mit der Privatisierung.

Wenn Private öffentliche Güter produzieren sollen, dann brauchen sie einen staatlichen Regulierungsrahmen, der ihnen das ermöglicht. Er muss ihnen ausreichende Profitchancen sichern, wenn sie die Post bis auf die Hallig bringen, muss sie umgekehrt aber auch zwingen, für alle Bürger da zu sein und nicht nur für die Zahlungskräftigen. Mit der Privatisierung sind für den Staat deshalb vielfältige neue Entscheidungs- und Überwachungsprobleme verbunden. Er muss den Wettbewerb zwischen verschiedenen Dienstanbietern im öffentlichen Interesse regeln. Er muss Regulierungsbehörden schaffen, die diese Regeln auslegen und überwachen. Und er muss Krisenmanagement betreiben, wenn die privaten Leistungsanbieter versagen, wenn Wasserwerke und Eisenbahnen zu wenig in ihre Netzinfrastruktur investieren wie in Großbritannien oder wenn Toll Collect seine »On board units« zur Erhebung der Lkw-Maut nicht in Gang bekommt wie in Deutschland.

Regeln für den Gasmarkt? Wladimir Putin tickt anders

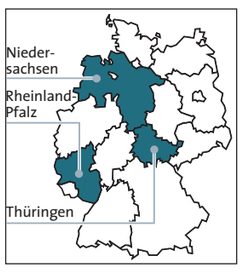
Die Internationalisierung und Privatisierung von Herrschaft machen den Staat nicht arbeitslos. Aber sie verändern sein Arbeitsprofil. Der Staat tritt immer weniger als Herrschaftsmonopolist auf, der seinen Bürgern »Regieren aus einer Hand« anbietet – oder aufzwingt. Er wird immer mehr zum Herrschaftsmanager, der die bruchstückhaften Entscheidungs- und Organisationsakte internationaler und privater Institutionen koordiniert, integriert und wirken lässt. Der Staat kann heute nicht mehr viel allein. Aber ohne ihn geht auch fast nichts. Er bestimmt die Herrschaftsverhältnisse nicht mehr vollständig. Aber er hält sie zusammen und haftet politisch für sie. Wenn etwas schiefläuft, sich das Weltklima erhitzt oder die Wirtschaft abkühlt, wird die Verantwortung beim Staat abgeladen, und zwar selbst dann, wenn dieser weder am Missstand schuld noch auch allein in der Lage ist, ihm abzuhelfen.

Mit dem Wandel zum Herrschaftsmanager tritt der Staat in sein, so Herfried Münkler, »postheroisches Zeitalter«. Die Zeit einsamer Beschlüsse und nationaler Sonderwege ist vorbei. Das bedeutet aber, dass die Staaten ihre Unterschiede zunehmend an gleichen Maßstäben rechtfertigen müssen. Anders zu sein genügt nicht mehr als Rechtfertigungsgrund, sondern nur noch wenn es durch vordere Plätze in internationalen Länder-Rankings legitimiert wird. Eingebunden in ein Geflecht internationaler Institutionen und abhängig von privaten Leistungserbringern, fehlt dem Staat die Autonomie zur radikalen Abweichung. Angesichts seiner ausgeprägten Neigung zu gewalttätiger Exzentrizität wird man diese Bindung begrüßen. Sie beschränkt freilich auch die Möglichkeiten nationaler Demokratie.

Der Staat ist heute weniger autonom, deshalb aber nicht unbedingt schwächer als früher. Denn er teilt nicht nur Herrschaft mit nichtstaatlichen Gewalten, sondern gewinnt auch Einfluss auf sie. Dadurch werden Ziele erreichbar, die der Nationalstaat allein niemals hätte verwirklichen können. Auf die Idee, im Namen des Weltklimas den Schadstoffausstoß von 6 Milliarden Menschen zu regulieren, kann man nur im Zeitalter des postheroischen Staates kommen. Für den heroischen Staat ist diese Aufgabe eine Nummer zu groß, was dann auch schon erklärt, welche Länder sich noch zieren.

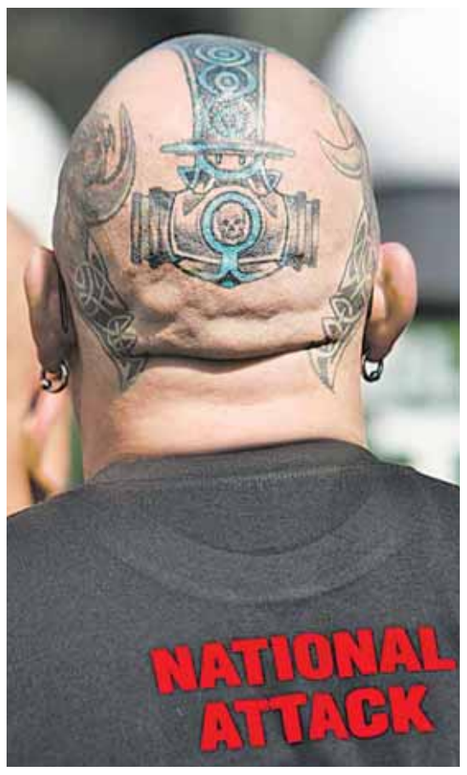
Trifft der postheroische Staat auf sein Alter Ego, werden freilich auch seine besonderen Schwächen deutlich. Seine Orientierung an langfristiger Problemlösung macht ihn störanfällig und lädt zu opportunistischer Ausbeutung ein. Beispiel Energiepolitik: Das europäische Beharren auf multilateralen Regeln für den Gasmarkt mag ordnungspolitisch korrekt und volkswirtschaftlich vernünftig sein. Es wirkt jedoch merkwürdig naiv, wenn es auf den muskulösen Unilateralismus Wladimir Putins stößt. Mag sein, dass der selbst russischen Wirtschaftsinteressen schadet. Was kümmert das aber, wenn es tatsächlich um die Inszenierung heroischer Größe und Machtvollkommenheit geht?

Philipp Genschel ist Professor für Politikwissenschaft an der Jacobs University Bremen, Bernhard Zangl lehrt Politologie an der Universität Bremen. Beide haben seit 2003 an leitender Stelle den von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Bremer Sonderforschungsbereich »Staatlichkeit im Wandel« in Bremen mit aufgebaut



Spiel mit Schwarzem Peter

Der Bürgermeister von Jena in **THÜRINGEN** untersagt eine Demonstration der NPD. Ein Verwaltungsgericht rügt ihn dafür **VON TORALF STAUD**



Fotos (Ausschnitte) v.l.n.r.: Martin Schutt/dpa; Jens-Ulrich Koch/ddp (2)

RECHTER AUFMARSCH in Jena, rechts ein Gegendemonstrant

Jena

Nachdem vergangene Woche viel die Rede war von Zivilcourage gegen Rechtsextremismus und vom Aufstand der Anständigen, lohnt ein Blick nach Thüringen, wo ein Zuständiger Courage zeigen wollte und sich dabei eine blutige Nase holte. Er müsse aufpassen, keine Rechtsbeugung zu begehen, hielt ihm das Verwaltungsgericht vor.

»Jena soll nicht zum Aufmarschgebiet von Neonazis werden«, sagt Oberbürgermeister Albrecht Schröter. Solche Klarheit ist nicht die Regel in Ostdeutschland und schon gar nicht in Thüringen, wo die CDU-Landesregierung den Rechtsextremismus noch immer verharmlost. Schröter dagegen, ein 52-jähriger Sozialdemokrat, will Flagge zeigen. NPD und Neonazi-Kameradschaften sind in seiner Stadt aktiv, im Sommer tauchten in Jena Gedenkkreuze für den Hitler-Stellvertreter Rudolf Heß auf. Heß' Todestag Mitte August ist zu einem der wichtigsten Termine im Kalender deutscher Rechtsextremisten geworden.

Seit 2005 das Versammlungsrecht verschärft wurde, sind ihre Demonstrationen im bayerischen Wunsiedel, wo Heß begraben liegt, regelmäßig verboten worden. Genauso regelmäßig melden sie nun andernorts Veranstaltungen an. Als wenige Tage nach dem diesjährigen Verbot in Wunsiedel der NPD-Landesverband Thüringen im Jenaer Rathaus eine Demonstration zum Thema »Weg mit den Volksverhetzungsgesetzen – Für Meinungsfreiheit« anmeldete, erließ Oberbürgermeister Schröter ein Verbot. Schon im vergangenen Jahr war die NPD nach Jena gekommen, der hessische Landesvorsitzende jubelte hinterher im Internet: »Auch dieses Jahr marschierten in Jena wieder zigtausend Nationalisten für ihr Vorbild Rudolf Heß, den Märtyrer des Friedens.« Als nun in diesem Jahr der Anmelder erklärte, es werde »eine gleich gelagerte Veranstaltung« werden, war für Albrecht Schröter der Fall klar.

Genüsslich verlesen die Neonazis das Urteil auf ihrer Veranstaltung

Doch auch Neonazis haben Grundrechte. Und Versammlungsverbote dürfen »nur zum Schutz gleichwertiger Rechtsgüter unter strikter Wahrung des Grundsatzes der Verhältnismäßigkeit« erlassen werden, urteilte das Bundesverfassungsgericht 1985. In der Auseinandersetzung mit Rechtsextremisten rufen Bürger und Politiker heute schnell nach Verboten. Im vorpommerschen Ueckermünde wollten Stadträte im vergangenen Jahr die ganze Gemeinde zur demofreien Zone erklären, weil sie anders der Neonazis nicht mehr Herr zu werden glaubten. Oft werde versucht, den Kampf gegen rechts an Polizei, Justiz und Gesetzgeber zu delegieren, beobachtet Michael Sturm, Rechtsextremismusexperte an der Universität Leipzig. Doch das offenbare »ein Politikverständnis, das tendenziell autoritäre Züge aufweist«. Gerade im Umgang mit Rechtsextremismus, sagt Bürgerrechtsanwalt Rolf Gössner, »werden bürgerrechtlich-rechtsstaatliche Positionen als störend empfunden«. Unbekümmert erließ etwa Sachsen-Anhalt am Heß-Wochenende ein landesweites Demonstrationsverbot, bekannte Neonazis mussten sich darüber hinaus alle drei Stunden bei der Polizei melden. Eine tief gehende Auseinandersetzung sieht anders aus.

Der Stadtrat von Jena hat schon vor sechs Jahren ein Programm gegen Rechtsextremismus beschlossen. Vor der letzten Demonstration sagte er öffentlich, dass er versuchen werde, sie zu untersagen. Das Verwaltungsgericht Gera kassierte sein Verbot nicht nur wegen der dünnen Begründung, sondern ermahnte ihn, dass er als Chef der Versammlungsbehörde eine »Pflicht zur Neutralität und zu einer versammlungsfreundlichen Verfahrensweise« habe. Davon aber vermittle er »nicht einmal mehr den Anschein«, weshalb der Straftatbestand der Rechtsbeugung »erfüllt sein kann«. Genüsslich wurden diese Passagen auf der NPD-Demo verlesen. Übrigens wurde dort auch Rudolf Heß geehrt, Gesetzesverstöße können eben erst im Nachhinein geahndet werden.

»Mit dem Urteil kann ich leben«, sagt Albrecht Schröter. Und als Ex-DDR-Bürger sei ihm die Unabhängigkeit der Gerichte ein besonders hohes Gut. »Unglücklich« sei er nur über die Begründung. »Die Nazis fühlen sich dadurch unglaublich ermutigt.« Zwei Tage nach der Demo flatterte ihm ein Einschreibebrief der NPD auf den Tisch, in dem sie ihm unter Bezug auf das Urteil jede »einseitige« Stellungnahme gegen die NPD untersagen will und ihn ultimativ auffordert, die Homepage der Stadt entsprechend zu säubern.

»Das ist eine Gratwanderung«, sagt Ulrich Mohn, Leiter des Rechtsreferats beim Städte- und Gemeindebund. Als Politiker sollen dieselben Menschen klar gegen Rechtsextremismus auftreten, die sich als Verwaltungsleiter neutral verhalten sollen. Regelmäßig komme das Thema zur Sprache, sagt Mohn, aber eine so brüske Urteilsbegründung wie aus Gera sei ihm »noch nicht untergekommen«. Es müsse ihm doch erlaubt sein, beharrt Schröter, die demokratische Gesinnung des größten Teils seiner Bürger zu artikulieren. »Ich muss doch das Recht haben, die Beschlüsse des Stadtrats umzusetzen.« Rolf Poscher, Professor für Öffentliches Recht an der Universität Bochum, sagt, viele Gerichte reagierten gereizt auf »dieses Spiel mit dem Schwarzen Peter«: Viele Politiker verböten mit fadenscheinigen Begründungen ungeliebte Nazi-Demos, die Richter stellten dann Recht und Gesetz wieder her und stünden dafür in der Öffentlichkeit als Buhmänner da.

Was geschieht, wenn die NPD Bürgermeister stellen sollte?

Schröter wäre es am liebsten, wenn die Thüringer Kommunalverfassung geändert und wie in anderen Ländern die Polizeibehörden für Demo-Anmeldungen zuständig wären. Doch auch in Ländern wie Hessen und Mecklenburg-Vorpommern, sind Landräte und Bürgermeister die Versammlungsbehörde. Manche Politiker versuchen sich dem Dilemma zu entziehen, indem sie Demo-Genehmigungen an ihre Rechtsdezernenten delegieren. Aber das Grundproblem bleibt. Und die Pflicht zur Neutralität könnte wichtig werden, falls die NPD Bürgermeisterposten in Ostdeutschland erobern sollte und dann selbst Demonstrationsverbote erlassen dürfte.

Was aber könnte denn nun ein Bürgermeister wie in Jena tun? Er muss natürlich eine Demonstration, die er nicht verbieten kann, genehmigen. Er kann das auch unter lautem Protest tun und strenge Auflagen erlassen. Und dann die Bürger seiner Stadt zu Gegendemonstrationen einladen.

ZUM BEISPIEL

Foto: Paul van Schie/ddp

Kai Schürholt

Ein CDU-Kandidat schwindelt sich durch den Wahlkampf

Landau

Es gibt noch gute Nachrichten für Landaus Christdemokraten: »Begrüßen isländischen Walfangstopp«, vermeldete die Website des CDU-Kreisverbands dieser Tage. Zeitgleich flüchtete sich ein Mitarbeiter der Parteigeschäftsstelle in Sarkasmus: »That's life«, meinte er lapidar. Nur mit derartiger Lockerheit scheint für CDU-Mitglieder zu ertragen, was der Partei jetzt in ihrer südpfälzischen Hochburg widerfuhr: Kai Schürholt, vor Kurzem noch Kandidat für die an diesem Sonntag anstehende Oberbürgermeister-Wahl, hat sich als Simulant und Hochstapler erwiesen.

Erst hatte der ambitionierte 35-Jährige sich mit einem nicht vorhandenen Titel geschmückt. Dann, als der Schwindel des angeblichen Doktors der Theologie aufzufliegen drohte, täuschte Schürholt eine Tumorerkrankung vor, sprach gar von »Bestrahlungen«, denen er sich unterziehen müsse, und trat von seiner Kandidatur zurück. Wie es sich gehört, übermittelte der ahnungslose CDU-Landeschef Christian Baldauf dem eingebildeten Kranken beste Genesungswünsche.

Doch erholen müssen sich nun erst einmal die Christdemokraten in Landau. Sechs Jahrzehnte lang stellten sie in der rund 43 000 Einwohner zählenden Universitätsstadt den OB, jetzt brauchen sie zur Wahl gar nicht mehr anzutreten – weil die Frist verstrichen war, konnte die CDU keinen neuen Kandidaten nominieren.

Im Kreisvorstand, der wegen dieser Affäre komplett zurückgetreten ist, hält man sich mit Erklärungsversuchen nicht lange auf: Das sei ein riesiger Betrug, der Betrüger gehöre aus der Partei geschmissen. Schürholt selbst berichtete unterdessen von psychischen Problemen und lieferte für seine Hochstapelei eine sonderbare Erklärung. »Nachdem man mich im vergangenen Jahr, obgleich nur Doktorand und nicht Doktor, zunächst vereinzelt, dann häufiger und zuletzt ständig so titulierte, begann ich, mich selbst mit diesem noch nicht erreichten Titel zu schmücken«, teilte er schriftlich mit. In Landau machen sich seither viele einen Spaß daraus, andere mit Herr oder Frau Doktor anzureden. **MARCUS STÖLB**

Sechs Monate ohne Mama

Wie die Justiz in **NIEDERSACHSEN** ein Baby für die Taten seiner Mutter bestrafte **VON NICOLE OTTE**

Braunschweig

Zoran* hatte es einmal besser haben sollen als seine Mutter Anela R. Sie war vor 15 Jahren aus dem Städtchen Foca in Bosnien-Herzegowina nach Deutschland geflüchtet. Foca ist eines der vielen kleinen Srebrenicas des Balkans. Serbische Bosniaken haben dort mehr als 2500 bosnische Muslime ermordet. Schwer traumatisiert erreichte Anela R. das niedersächsische Braunschweig. Im November vergangenen Jahres kam Zoran dort zur Welt – seine Mutter schien auf einem guten Weg zurück in ein normales Leben zu sein. Keine drei Monate später begann für ihr Baby ein Albtraum. Seine Mutter ist daran nicht unschuldig – die größere Schuld aber trägt die Justiz des Landes Niedersachsen. Und die Ursache ist eine Gesetzeslücke.

Im Februar wird Anela R. verhaftet. Sie soll ihrem Freund für dessen Diebestouren ihr Auto geliehen und die Beute in der gemeinsamen Wohnung versteckt haben. Das Amtsgericht steckt sie zusammen mit ihrem zwei Monate alten Sohn in die Justizvollzugsanstalt Vechta, das einzige Frauengefängnis des Landes, das Mutter-Kind-Plätze hat. Am späten Abend kommen beide an – doch alle Mutter-Kind-Plätze sind belegt. Daraufhin nimmt die Anstaltsleitung der Mutter das Kind weg. Zeit zum Verabschieden bleibt nicht. Auch zum Abstillen nicht. Zoran wird in eine Pflegefamilie gebracht. Er kam acht Wochen vor dem regulären Geburtstermin auf die Welt und ist anfälliger als andere Kinder seines Alter. Nun wird er krank. Anela R. erleidet einen Nervenzusammenbruch und muss psychologisch betreut werden.

Mittlerweile hat ein Gericht Anela R. verurteilt. Sie bekam eine Bewährungsstrafe von einem Jahr und zehn Monaten, sieben Monate hat sie im Gefängnis verbracht.

Fast wäre auch die niedersächsische Justiz verurteilt worden. Das Bundesverfassungsgericht nahm Anela R.s Haftbeschwerde an, wandte sich auf dem kurzen Dienstweg an die niedersächsischen Behörden – und plötzlich, nach sechs Monaten der erzwungenen Trennung von Mutter und Baby, hatte die JVA Vechta doch noch Platz für beide.

Was die Justiz Zoran angetan hat, ob er über die Trennung hinwegkommen wird oder für sein Leben geschädigt wurde, das wird sich möglicherweise nie klar feststellen lassen. Als das Baby seiner Mutter zurückgegeben wurde, verhielt es sich ablehnend und weinte, wenn sie es auf den Arm nahm. »Dieses Kind hat ein schweres Trauma erlitten«, sagt der Kinderpsychologe Wolfgang Bergmann aus Hannover. Er hält das Vorgehen der Justizbehörden für »verantwortungslos«.

»Keineswegs« – die Entscheidung über Nacht sei richtig gewesen, meint das niedersächsische Justizministerium. Der Aufenthalt im Gefängnis hätte das »Wohl des Kindes« gefährdet, eine Ansicht, der Kinderpsychologe Bergmann heftig widerspricht. Für den Säugling sei es »schnurzpiepegal«, wo er sich aufhalte – solange seine Mutter da sei.

Das Grundgesetz schreibt die gemeinsame Unterbringung vor. Laut Artikel 6 haben Eltern das Recht auf Pflege ihrer Kinder. Ähnlich sieht das der Bundesgesetzgeber. Doch Strafvollzug ist Ländersache, und von Land zu Land sind die Unterschiede groß. Mutter-Kind-Plätze für Untersuchungshäftlinge wie Anela R. und Zoran gibt es fast nirgends. Eine Ausnahme ist Berlin. Hier hatte der Verfassungsgerichtshof in zahlreichen Fällen eine gemeinsame Unterbringung von Mutter und Kind angeordnet – bis die Justiz reagierte. Seit 2003 arbeiten drei Senatsverwaltungen eng zusammen, um auch in der Untersuchungshaft das Zusammensein von Müttern und Kindern zu ermöglichen.

Oliver Weßels, Leiter der JVA Vechta, war schlichtweg überfordert, als Anela R. mit ihrem Kind im Februar vor seiner Anstaltstür stand. Er musste für eine kindgerechte Notunterkunft sorgen, gleichzeitig musste er Anela R. Kontaktsperre garantieren. Es bestand Verdunkelungsgefahr. Im juristischen Niemandsland entschied er sich für die Sicherheit. »Das«, sagt er, »war für uns alle schmerzlich.«

Für die Zukunft wünscht sich Weßels mehr Unterstützung durch den Gesetzgeber. Das Justizministerium macht ihm wenig Hoffnung. Es sei nicht geplant, etwas zu ändern.

* Name des Jungen geändert

IN DER ZEIT

POLITIK

2 **Die neuen Bürgermeister (5)** Frank Baranowski regiert Gelsenkirchen und soll die Ruhrgebiets-SPD neu erfinden VON STEFAN WILLEKE

3 **SPD und Linke** Die Mauer ist weg VON TINA HILDEBRANDT UND BERND ULRICH

4 **China** Angela Merkel nimmt in Peking kein Blatt vor den Mund VON BRIGITTE FEHRLE

5 **CDU** Was macht der Wirtschaftsflügel? VON FRANK DRIESCHNER UND ELISABETH NIEJAHR

6 **Stasi-Unterlagen** Warum die Birthler-Behörde zu Unrecht attackiert wird VON RICHARD SCHRÖDER

8 **Venezuela** Wie Hugo Chávez Millionen an die Welt verteilt VON MICHAEL THUMANN

Frankreich Yasmina Reza beschreibt den machtbesessenen Nicolas Sarkozy VON KLAUS HARPPRECHT

10 **Italien** Neapel ist fest in den Händen der Mafia VON BIRGIT SCHÖNAU

12 **Nordkorea** Die Zeit der strikten Abschottung geht zu Ende VON ANGELA KÖCKRITZ

14 **Essay** Trotz der Globalisierung ist der Nationalstaat nicht ohnmächtig VON PHILIPP GENSCHEL UND BERNHARD ZANGL

15 LÄNDERSPIEGEL

Thüringen Ein Bürgermeister verbietet eine rechte Demo und wird dafür vom Verwaltungsgericht gerügt VON TORALF STAUD

Niedersachsen Warum eine Mutter ohne ihr Baby ins Gefängnis muss VON NICOLE OTTE

Rheinland-Pfalz Ein Bürgermeister-kandidat schwindelte sich mit falschen Titeln durch den Wahlkampf VON MARCUS STOELB

DOSSIER

17 **Deutscher Herbst** Gespräch mit Helmut Schmidt über den Terror der RAF und Grenzerfahrungen in seinem Leben VON GIOVANNI DI LORENZO

21 ZEIT-Scrabble-Sommer (11)

22 **Wochenschau** Vor zwei Jahren wurde der Fotograf Nikolaus Geyer erschlagen – jetzt stehen die Täter vor Gericht VON JÖRG BURGER

WIRTSCHAFT

23 **Bahn** Die Lokführer haben viel erreicht VON KOLJA RUDZIO

60 Sekunden für Fremdschämen

Altersarmut Die Einkommens-unterschiede zwischen den Rentnern wachsen VON ELISABETH NIEJAHR

24 **Altersvorsorge** Zu viel Geld bleibt bei Banken und Versicherungen hängen. Ein Gespräch mit Professor Martin Weber

Privatschulden Hilfe für die wachsende Zahl der Pleitiers VON MARKUS ROHWETTER

25 **Internet** Bedroht der Rundfunk die privaten Medien? VON PEER SCHADER

26 **Finanzkrise** Kurze Antworten auf die wichtigsten Fragen

28 **Indien** Der Pharmakonzern Ranbaxy will an die Weltspitze VON BRITTA PETERSEN

29 **Arbeitgeber** Industriepräsident Jürgen Thumann über China, das Klima und die Erbschaftsteuer

MURSCHETZ

EIN SIGNAL FÜR DIE MENSCHENRECHTE

Foto: Philippe Chancel

Der Freiheit eine Nische

VON ANGELA KÖCKRITZ

Nordkorea ist in Bewegung. Nach den furchtbaren Hungersnöten musste die Regierung vereinzelt Bauernmärkte zulassen. Heute sieht man an vielen Straßenecken der Hauptstadt kleine Stände und geschäftstüchtige Hausfrauen. Eine Reise durch das Land und Gespräche mit Überläufern POLITIK SEITE 12/13

Das Leben ein Krieg

VON EMANUEL ECKARDT

Jedes Kind kennt ihn, Hunderte Bücher und Filme hat er inspiriert: Richard Löwenherz gehört zu den großen Mythengestalten der Geschichte. Doch das tatsächliche Leben des Heldenkönigs und Kreuzritters war ein einziger Kampf um die Erhaltung seines Reichs, das von der schottischen Grenze bis zu den Pyrenäen reichte ZEITLÄUFTE SEITE 86

Abb. [M]: ©Private Collection/Photo ©Bonhams, London, UK/The Bridgeman Art Library

Foto: © Katja Hoffmann/Montage: ZEIT online

ZEIT ONLINE

Vor meinen Augen
Sibylle Berg schreibt eine neue Kolumne über die Widrigkeiten und den Unsinn des Lebens
www.zeit.de/sibylle-berg

Autoren-Abo
Nur ein Mausklick – und Sie lesen auf Ihrem Computer die Texte Ihrer liebsten ZEIT-Autoren
www.zeit.de/rss

SIBYLLE BERG

30 **Was bewegt ...** den Drogerie-unternehmer Dirk Roßmann? VON CORINNE ULLRICH

31 **Geldanlage** Die Banken erfinden immer exotischere Papiere VON OLAF WITTROCK UND CHRISTOPH HUS

32 **Mindestlöhne** Gut für den Postmarkt VON GUNHILD LÜTGE

WISSEN

33 **Akustik** Der perfekte Konzertsaal VON CHRISTOPH DRÖSSER

Bibliotheken Säurefraß bedroht wertvolles Gedankengut VON CHRISTOF SIEMES

Universitäten Studenten wollen keine Ehrenämter mehr übernehmen VON SABINE ETZOLD

34 **Philosophie** Biologie allein kann den Geist nicht erklären – eine Erwiderung VON LUTZ WINGERT

35 **Biochemie** Peter Seeberger bekommt den Körber-Preis VON THOMAS HÄUSLER

36 **Geisteswissenschaften** Die Lehre wird vernachlässigt VON ULRICH HERBERT

37 **Waldbrände** Lehren aus dem Inferno VON HANS SCHUH

FEUILLETON

47 **Zeitgeist** Warum intellektuelle Dunkelseher Konjunktur haben VON THOMAS ASSHEUER

Tiere Wie Pinguine zu den Lieblingstieren der Menschen wurden VON SABINE HORST

48 **Stefan George** Die neue Biografie von Thomas Karlauf will den Dichter enträtseln VON FRITZ J. RADDATZ

49 **Musik** Das sagenhafte Blues-Archiv in Eisenach VON KONRAD HEIDKAMP

50 Diskothek

Hörbuch Georg Kleins Roman »Libidissi« und andere Albträume

Kino Oskar Roehlers »Gentleman« VON ANKE LEWEKE

100 Klassiker der Modernen Musik Bill Evans: »Ein Sonntag im Village Vanguard« VON PETER RÜEDI

Willemsen hört Max Roach

51 **Großbritannien** Wie der Tod Dianas die Briten verändert hat VON REINER LUYKEN

Pooh's Corner VON HARRY ROWOHLT

52 **Ingmar Bergman** Eine Erinnerung VON WOODY ALLEN

54 **Nachruf** Kurt Hübner hat das deutsche Theater revolutioniert VON MORITZ RINKE

Kino Elke Haucks »Karger« VON BIRGIT GLOMBITZA

56 **Tanz** Jan Fabres »Requiem« in Salzburg VON MELANIE SUCHY

LITERATUR

57 Ein Besuch bei dem Schriftsteller Michael Ondaatje in Toronto VON SUSANNE MAYER

Wie die Geschichte des toten Jürgen Fuchs weitergeht VON EVELYN FINGER

59 Otfried Höffe »Lebenskunst und Moral« VON HILAL SEZGIN

Buch im Gespräch Louise Richardson »Was Terroristen wollen« VON RUDOLF WALTHER

62 **Kaleidoskop** Kriminalroman; Gedicht; Büchertisch

Der Diana-Code VON URSULA MÄRZ

REISEN

63 **Frankreich** Am Strand von Saint-Marc-sur-Mer drehte Jacques Tati »Die Ferien des Monsieur Hulot« VON CHRISTIANE SCHOTT

65 **Papua-Neuguinea** Stromabwärts auf dem Sepik River VON MICHAEL OBERT

66 **Magnet** Unter Wasser Übernachten in toskanischen Weingütern

67 **Hotel** Ein Künstler hat bei Linz an der Donau Abwasserrohre zu Schlafstätten gemacht VON BURKHARD STRASSMANN

68 **Blickfang** »Wait for Walk« Lesezeichen

CHANCEN

69 **Schüleraustausch** 50 Jahre Youth for Understanding – Jugendliche erinnern sich

70 **Straßenkinder** Eine Stiftung hilft jugendlichen Ausreißern VON INGE KUTTER

71 **Humboldt-Stiftung** Gespräch mit dem Präsidenten Wolfgang Frühwald über ein neues Profil

Campusgesicht Die Seele des Historischen Seminars an der Uni Bonn

72 **Beruf** Wahre Führungsstärke zeigt sich beim Umgang mit Pferden. Ein Selbstversuch VON JULIA KIMMERLE

Beruf der Woche Beschwerdemanagerin

ZEITLÄUFTE

86 **Richard Löwenherz** Das Leben ein Krieg

RUBRIKEN

2 Worte der Woche
32 Macher und Märkte
38 Stimmt's?/Erforscht und erfunden
55 LESERBRIEFE
56 Das Letzte/Was mache ich hier? Wörterbericht/Impressum

ANZEIGEN

20 Link-Tipps
38 Spielpläne
59 Museen und Galerien
71 Bildungsangebote und Stellenmarkt

ZEITmagazin **Leben**

Foto: Thomas Dashuber

Papstbesuch Gesichter ergriffener Zuschauer, dokumentiert vom Fotografen Thomas Dashuber

Deutschlandkarte Wo Schüler in Deutschland Chinesisch lernen

Atelierbesuch bei Tim Eitel, einem Star der Leipziger Schule

Helmut Schmidt Glanz und Elend der modernen Architektur

Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich von ZEIT.de unter www.zeit.de/audio

DOSSIER

Fotos: dpa/ullstein (l.); Heinrich Sanden/dpa/picture-alliance (re.);

HANNS MARTIN SCHLEYER, fotografiert von seinen Entführern. Helmut Schmidt vor dem Bundestag am 20. Oktober 1977

»Ich bin in Schuld verstrickt«

Mit der Entführung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer vor 30 Jahren erreichte der RAF-Terror seinen Höhepunkt. Der Staat ließ sich nicht erpressen. Ein Gespräch mit dem damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt über die Grenzerfahrungen seines Lebens **VON GIOVANNI DI LORENZO**

DIE ZEIT: Herr Schmidt, um dieses Gespräch mussten wir Sie lange bitten. Man hat den Eindruck, dass es Ihnen auch 30 Jahre nach diesen schicksalhaften Tagen schwerfällt, über den Deutschen Herbst zu sprechen.

Helmut Schmidt: Es ist nicht so, dass mir das schwerfällt. Aber ich habe wenig Lust, darüber zu reden.

ZEIT: Was verdrießt Sie so?

Schmidt: Einer der Gründe hat mit euch Journalisten zu tun: Fast alle beschäftigen sich mit den Terroristen, ihren Motiven und deren persönlicher Entwicklung und kümmern sich überhaupt nicht um die Opfer dieser entsetzlichen Verbrechen.

ZEIT: Wie kommen Sie darauf? Die meisten Deutschen haben doch mit Schleyer gelitten!

Schmidt: Ich habe nicht gesagt, dass die Deutschen kein Mitgefühl gehabt hätten, ich habe auch nicht gesagt, die Journalisten hätten kein Mitgefühl. Was mir missfallen hat, ist die einseitige Beschäftigung mit den Terroristen.

Loki Schmidt: *(sitzt von der ersten Minute des Interviews an mit am Tisch. Sie wolle nur zuhören, hatte sie gesagt. Jetzt greift sie ein. Sie wird es im Laufe des Gesprächs immer wieder tun)* Für die bekannten Opfer wie Ponto und Schleyer ist ein gewisses Mitgefühl gekommen, aber all die Unbekannten, die Polizisten und die Fahrer, die umgekommen sind, um die hat sich doch kein Mensch gekümmert, auch nicht um die seelischen Qualen der Familien.

Schmidt: Das mache ich mir zu eigen, was meine Frau gesagt hat.

ZEIT: Schauen wir zurück auf den 5. September 1977, den Tag, an dem Hanns Martin Schleyer entführt wurde. Sie waren damals gut drei Jahre Bundeskanzler, Ihre Regierung hatte mit Bravour die erste Ölkrise gemeistert. Die Arbeitslosenquote lag bei 4,5 Prozent, Tendenz sinkend. Es war ein Montag, als um 17.25 Uhr der Überfall auf Schleyer geschieht. Woran erinnern Sie sich?

Schmidt: *(Pause)* An gar nichts.

ZEIT: An gar nichts?

Schmidt: Ich kann nur rekonstruieren, dass ich in Bonn war, im Amte, wo ich – aber das ist jetzt nicht meine Erinnerung – innerhalb von Minuten erfuhr von dem, was da in Köln geschehen war.

ZEIT: Vielleicht können wir mit ein paar Details nachhelfen: Vier Stunden nach der Entführung, es war 21.30 Uhr, wurde Ihre etwa fünfminütige Erklärung gesendet, die kurz zuvor im Bonner ARD-Studio aufgezeichnet worden war. Ein Satz ist in die Geschichtsbücher eingegangen: »Der Staat muss darauf mit aller notwendigen Härte antworten.« Hatten Sie den Text selbst formuliert?

Schmidt: Ja, aber ich vermute, dass ich nicht sehr lange über den Text nachgedacht habe. Dazu war wahrscheinlich in der Aufregung dieses Nachmittags gar keine Gelegenheit. Ich erinnere mich an den Wortlaut nicht. Wenn ich eine Nacht darüber geschlafen hätte, wäre wahrscheinlich meine Erklärung im Fernsehen etwas ausführlicher gewesen.

ZEIT: Verzeihen Sie, aber es handelte sich um einen der dramatischsten Tage Ihrer Amtszeit. Und Sie wollen daran keine Erinnerung haben?

Schmidt: Es hat viele dramatische Tage gegeben. Es gab zuvor schon die Entführung von Peter Lorenz, den Überfall auf die Botschaft in Stockholm, die Ermordung Jürgen Pontos.

ZEIT: Sie waren also nicht sonderlich überrascht, dass der Terrorismus in Deutschland mit der Entführung des Arbeitgeberpräsidenten und der Ermordung seiner vier Begleiter Ihre Regierung noch weiter herausgefordert hatte?

Schmidt: Man musste mit solchen Anschlägen rechnen. Deswegen haben ja auch alle gefährdeten Personen damals Begleitschutz bekommen. Hanns Martin Schleyer zum Beispiel ist von Sicherheitsleuten begleitet gewesen.

ZEIT: Es gab ein Begleitfahrzeug, das auf den Wagen Schleyers auffuhr.

Schmidt: Leider hat er aber nicht in einem gepanzerten Wagen gesessen; den gab es vielleicht noch nicht. Hier können Sie die ganze Amoralität dieser Terroristen sehen, die Polizeibeamte und den Kraftfahrer erschießen, um Schleyer zu kriegen – völlig unbeteiligte Menschen, die auch in den Augen der Terroristen keine Kapitalisten und Ausbeuter waren, sondern kleine Leute.

ZEIT: Kannten Sie Schleyer gut?

Schmidt: Er ist sicherlich zwei-, dreimal bei uns zum Abendessen gewesen.

ZEIT: Mochten Sie ihn?

Schmidt: Ich war nicht mit ihm befreundet, aber wir konnten gut miteinander umgehen. Er war ein sachlicher Mann, und er war kein reaktionärer Arbeitgeber. Von seiner Geschichte bis 1945 habe ich damals nichts gewusst.

ZEIT: Von seiner Zeit als SS-Offizier haben Sie erst im Zuge der Entführung erfahren?

Schmidt: Das kam viel später.

Loki Schmidt: Nach dem Überfall auf die Botschaft von Stockholm sind Helmut und ich im Dunkeln durch den Park gegangen. Nachdem wir uns über diese Sache unterhalten hatten, fassten wir den Entschluss: Wir gehen morgen zum Kanzleramtschef und lassen schriftlich niederlegen, dass der eine nichts Besonderes tun dürfe, um den anderen zu retten.

Schmidt: Wenn du schon darüber redest, dann musst du es auch exakt sagen. Dieser Vermerk muss heute noch in den Akten des Kanzleramts sein. Darin ist festgehalten: Falls Frau Schmidt oder Herr Schmidt gekidnappt werden sollte, soll der Staat nicht austauschen.

ZEIT: Entschuldigung, aber das klingt furchtbar: Zur Rettung eines geliebten Menschen muss man doch alles versuchen!

Schmidt: Ja, aber wir waren anders, weil ich Verantwortung trug für andere Menschen.

Loki Schmidt: Sie sind nie in dieser Situation gewesen!

Schmidt: Das ist auch nur eine Antwort auf Ihre Frage, ob wir uns bedroht gefühlt haben. Selbstverständlich waren wir bedroht. Und wir haben uns auch bedroht gefühlt.

Loki Schmidt: Aber der Staat war auch bedroht, und das war uns – und meinem Mann natürlich noch mehr – genauso klar.

ZEIT: Zurück zum September 1977: Hanns Martin Schleyer ist gerade drei Tage entführt. Da haben Sie bei sich im Kanzlerbungalow die sogenannte Kleine Lage versammelt. Sie sagten: »Ich bitte die Herren, doch jetzt auch einmal exotische Gedanken auszusprechen, was wir machen sollen.« Hatten Sie das Gefühl, dass das bewährte Instrumentarium des Rechtsstaates in dieser Situation nicht mehr ausreichen würde?

Schmidt: Ich bin nicht sicher, ob das erst am dritten Tag gewesen ist. Aber ich hatte den Eventualgedanken, möglicherweise hat jemand 'ne verrückte Idee, wie man die Terroristen irreführen, wie man sie in eine Falle locken könnte. Wobei für mich das Gesetz in der ganzen Zeit immer eine unverrückbare Grenze war. Wir haben ein oder zwei Gesetze geändert, aber nicht par ordre du mufti, sondern durch Gesetzgebungsbeschluss des Bundestages, das heißt in einer verfassungsmäßig einwandfreien Weise.

ZEIT: Die Eingriffe zwischen 1975 und 1977 waren gravierend. Es wurden die Befugnisse der Staatsanwaltschaft ausgeweitet, die Befugnisse der Verteidigung aber eingeschränkt: Ein Anwalt konnte fortan durch Gerichtsbeschluss vom Prozess ausgeschlossen werden, wenn der Verdacht bestand, dass er an Straftaten beteiligt ist; eine Hauptverhandlung konnte in Abwesenheit des Angeklagten weitergeführt werden; und das Anfang Oktober 1977 erlassene Kontaktsperregesetz machte es möglich, dass die Gefangenen für eine bestimmte Zeit selbst von ihren Anwälten isoliert wurden. Es ist übrigens heute noch in Kraft.

Schmidt: Ja, aber wir haben später erfahren, dass die Anwälte tatsächlich Waffen ins Gefängnis geschmuggelt hatten. Unser Instinkt, das Gesetz zu machen, war richtig.

ZEIT: Aber Sie hatten ja um verrückte Vorschläge gebeten, die bekamen Sie dann auch. Der damalige Generalbundesanwalt Kurt Rebmann wurde vom *Spiegel* mit dem Vorschlag zitiert: »Der Bundestag ändert unverzüglich Artikel 102 des Grundgesetzes, der lautet: ›Die Todesstrafe ist abgeschafft.‹ Stattdessen können nach Grundgesetzänderungen solche Personen erschossen werden, die von Terroristen durch menschenerpresserische Geiselnahme befreit werden sollen.« Ausgerechnet der Generalbundesanwalt zog Maßnahmen in Erwägung, die nur in einer Diktatur denkbar sind.

Schmidt: Wenn es in meiner Anwesenheit ausgesprochen worden wäre, würde ich mich daran erinnern, denn dann wäre ich aus der Haut gefahren. Ich hätte das niemals getan.

ZEIT: Franz Josef Strauß, neben Helmut Kohl der wichtigste Vertreter der Opposition in Ihrem Krisenstab, soll den Vorschlag eingebracht haben, Standgerichte zu schaffen und für jede erschossene Geisel einen RAF-Häftling zu erschießen. Und da soll einem nicht bange werden um den Rechtsstaat in Zeiten von Krisen?

Schmidt: Ich rede darüber ungern, man soll über Tote nur dann reden, wenn man was Gutes über sie sagen kann. In der Tat hat Strauß eine Äußerung getan, die ich sehr befremdlich fand, aber nicht in dem Wortlaut, den Sie da eben zitiert haben. In meiner Anwesenheit war die Formulierung, die Strauß wählte und an die ich mich einigermaßen deutlich erinnere, sehr viel vorsichtiger als der Wortlaut, den Sie eben zitiert haben.

ZEIT: Lief sie nicht auf das Gleiche hinaus?

Schmidt: Sie hätte vielleicht darauf hinauslaufen können. *(lange Pause)* Ich meine, dass er gesagt hat: »Wir haben doch auch Geiseln.« Und nicht mehr als das.

ZEIT: Wen aus dem Krisenstab haben Sie als besonders hilfreich in Erinnerung?

Fortsetzung *auf Seite 18*

ANZEIGE

Klinkencomic (16)

Gekrakel aus Brakel*

*Brakel ist das B in FSB

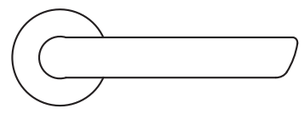
Klinkenfreunde aus aller Welt fragen: Warum kommen aus Brakel so schöne Klinken – und so schlechte Zeichnungen? Wir fragten Herrn E. von der Qualitätskontrolle.

Auch in der Exportabteilung ist man ratlos.

Und in der Lehrlingswerkstatt?

Tja, wir hatten mal einen, der konnte partout keine Klinken zeichnen. Ich glaube, der arbeitet jetzt in einer Werbeagentur.

Deshalb hier FSB 1119 in der original technischen Zeichnung. Gestaltet und gezeichnet von der Könnerhand des FSB Designers Hartmut Weise.



www.fsb.de

FSB

»… in Schuld verstrickt«

Fortsetzung *von Seite 17*

Schmidt: Jeder Einzelne war ehrlich bemüht, tief betroffen, voller Zorn, den er mühsam bändigen musste. Die wichtigste Aufgabe für uns war, das Versteck zu finden, in dem die Verbrecher Herrn Schleyer gefangen hielten. Das war eine riesenhafte Operation, die sich über erhebliche Teile Deutschlands erstreckte, bis hin zu den ehemaligen Bunkern aus dem Zweiten Weltkrieg in der Eifel, die einer nach dem anderen durchsucht wurden. Der Mann, der dies alles geleitet hat, mit den doch beschränkten Befugnissen eines Chefs des Bundeskriminalamtes, war Horst Herold. Außerdem war Herold ein wichtiger Ratgeber, weil er sich, besser als jeder andere von uns, in die Gehirnwindungen der Terroristen versetzen konnte. Das war sehr wichtig, denn wir haben ja doch diese Terroristen beinahe fünf oder sechs Wochen an der Nase herumgeführt. Wir haben sie glauben gemacht, dass wir möglicherweise austauschen würden. Das war aber niemals unsere Absicht. Herold hat immer neue Tricks gefunden.

ZEIT: Haben Sie noch Kontakt zu ihm?

Schmidt: Indirekt, er sitzt irgendwo in Südbayern, und ich sitze irgendwo im Norden Deutschlands. Ab und zu schickt man einander Grüße. Ich habe ihn lange nicht gesehen.

ZEIT: Er war lange in der Obhut einer Kaserne des Bundesgrenzschutzes bei Rosenheim, wo er wie die letzte Geisel der RAF lebte.

Schmidt: Er ist sicherlich in höherem Maße gefährdet – auch heute noch – als andere, die damals den Terrorismus bekämpft haben; nicht zuletzt deshalb, weil es immer auch Verrückte gibt, die zu Gewalttaten neigen. Zum Beispiel der Irre, der in meinem Büro in der *ZEIT* Feuer gelegt hat und sich einbildet, mein Sohn zu sein. Der gehörte nicht zu den Baader-Meinhof-Terroristen. Er sitzt übrigens inzwischen in einem Gefängnis in Spanien, weil er wegen Mordes verurteilt ist. Dort sitzt er schon lange; er schreibt mir immer noch Briefe – fast jeden zweiten Monat kommt einer.

ZEIT: Ich kann es immer noch schwer fassen, dass Sie an den Beginn der Schleyer-Entführung keine Erinnerung mehr haben. Wie kann ein so dramatisches Ereignis aus Ihrem Gedächtnis fallen?

Schmidt: Jetzt werde ich Ihnen was sagen: Die dramatischste Sache, die ich erlebt habe, war gegen Ende des Krieges. Ich war inzwischen Oberleutnant und Batteriechef. Wir waren im Rückzug aus der Ardennen-Offensive begriffen. Wenn wir ein Flugzeug abgeschossen hatten, mussten wir sofort raus aus unserer Stellung, weil sie dann von der amerikanischen Artillerie in Schutt und Asche gelegt wurde. Ich hatte schon ein paar Soldaten verloren, da kriegte einer eine Artilleriegranate ab, die ihm im Unterleib explodierte. Der Mann schrie schrecklich, und die Sanitäter, die wir hatten, trauten sich nicht an ihn heran. Ich war der Vorgesetzte, also habe ich das gemacht. Ich habe den Mann verbunden, und wir haben ihn noch bis zum Hauptverbandsplatz geschafft, aber da ist er dann am selben Tag noch gestorben. In den Jahrzehnten vor dem RAF-Terror habe ich viele dramatische Dinge erlebt.

ZEIT: Wie dramatisch waren denn die 44 Tage der Schleyer-Entführung für Sie?

Schmidt: Diese Epoche des deutschen Terrorismus hat ein viel zu großes publizistisches Gewicht bekommen in diesem zweiten deutschen Demokratieversuch von 1949 bis zum heutigen Tage. Es ist ein wichtiger Zeitabschnitt, aber weiß Gott nicht der wichtigste.

ZEIT: Hätte der Rechtsstaat weiter Schaden genommen, wenn es noch schlimmer gekommen wäre?

Schmidt: Meines Wissens hat es eine einzige Verletzung des Rechtsstaates gegeben, und zwar durch mich.

ZEIT: Das Kontaktsperregesetz!

Schmidt: Nein! Damit ist der Rechtsstaat nicht verletzt worden, das hat der Bundestag mit Mehrheit beschlossen! *(haut mit der Hand auf den Tisch, das Geschirr scheppert)* Das war verfassungsrechtlich völlig in Ordnung, und es war auch, wie vorhin ausgeführt, völlig gerechtfertigt.

ZEIT: Wo war also der Rechtsbruch?

Schmidt: Als das entführte Lufthansa-Flugzeug inzwischen im Mittleren Osten war, möglicherweise schon im Südjemen zwischengelandet war, hatten wir die GSG 9 in einem anderen Flugzeug hinterhergeschickt. Es musste auch überall aufgetankt werden. Das heißt, viele Leute konnten das beobachten. Natürlich haben unsere Leute im Innenministerium mit dem Oberst Wegener und seinen Leuten von der GSG 9 im Flugzeug telefoniert. Ich habe mit Wischnewski telefoniert, ich habe mit dem Diktator in Somalia, Siad Barre, telefoniert. Und ein Hobbyfunker – wenn ich mich richtig erinnere, in Israel – hat irgendeines der Telefonate mitgekriegt und daraus den richtigen Schluss gezogen, dass die Deutschen versuchen werden, das Flugzeug zu kapern. Eine Nachrichtenagentur hatte auch schon Wind davon bekommen. Die Bonner Redaktion der *Welt* erfährt davon und druckt das auf Seite eins. Irgendjemand ist zufällig abends in der Stadt Bonn, vielleicht war es Klaus Bölling, und sieht an den Kiosken diese groß aufgemachte Ausgabe der *Welt,* die bereits am Vorabend am Bahnhof verkauft wird; er kommt voller Aufregung zu mir gelaufen. Ich rufe den gerade verantwortlichen Redakteur Hertz-Eichenrode an und drohe ihm Schreckliches an, wenn er es nicht fertigbringt, sofort alle bereits ausgegebenen Zeitungen wieder einzusammeln. Und er hat es getan. Das ist nach meiner Erinnerung der einzige Verstoß gegen das Gesetz.

ZEIT: Das könnte man auch als Beleg dafür heranziehen, dass während der Schleyer-Entführung nicht nur die Kontrolle der Regierung durch die Opposition außer Kraft gesetzt worden war, sondern auch die Medien weitgehend das taten, was ihnen der Krisenstab nahelegte.

Schmidt: Das ist Quatsch! Natürlich haben Journalisten alles Mögliche mitgekriegt. Hätten sie es preisgegeben, wäre zum Beispiel den Baader-Meinhof-Leuten klar geworden, dass wir sie an der Nase herumführten. Aber sie haben es nicht getan, ich würde sagen, aus patriotischer Selbstdisziplin.

ZEIT: Eine Woche nach der Entführung erreichte Helmut Kohl eine bewegende Botschaft Schleyers. Können Sie sich an die Kernsätze erinnern?

Schmidt: Nein, da sind im Laufe der Zeit mehrere Botschaften gekommen.

ZEIT: Auf Tonband ließ Schleyer Sie alle wissen: »Ich habe immer die Entscheidung der Bundesregierung, wie ich ausdrücklich schriftlich mitgeteilt habe, anerkannt. Was sich aber seit Tagen abspielt, ist Menschenquälerei ohne Sinn.« Sind Ihnen diese Worte nicht nahegegangen?

Schmidt: Die waren geschrieben von der RAF. Schleyer hat nichts schreiben oder sagen können, was denen nicht gepasst hat. Davon mussten wir ausgehen.

ZEIT: Und wenn das, was auch der RAF passte, genau das war, was Schleyer sagen wollte – und zutiefst fühlte?

Schmidt: Diese Reaktionen waren doch ganz natürlich, und das haben die Terroristen sicher auch in ihrem Kalkül gehabt. Ich erinnere bitte an einen Parallelfall: Die armen Menschen, die in dem Lufthansa-Flugzeug auf dem Flughafen von Mogadischu standen, mit dem Tode bedroht – die Lokusse des Flugzeuges längst vollgeschissen, alle verkabelt und zur Sprengung vorbereitet. Dann wurde ihnen Alkohol über die Köpfe und über die Kleidung gegossen, damit sie schön brennen. Die haben natürlich die deutsche Regierung verdammt, an sie appelliert, alles Mögliche von ihr erwartet und uns für ihre Mörder gehalten oder zumindest für die Verursacher ihrer Not, in der sie sich befanden. Denken Sie an die Stewardess, die kleine Gaby …

ZEIT: … Gaby Dillmann, ich habe ihren verzweifelten Funkspruch an den deutschen Botschafter über den Flughafentower in Mogadischu griffbereit: »Ich habe nicht gewusst, dass es Menschen in der deutschen Regierung gibt, die mitverantwortlich sind. Ich hoffe, Sie können mit dieser Schuld auf Ihrem Gewissen leben.«

Schmidt: Sie hat so gesprochen wie Schleyer auch. Das war doch selbstverständlich – so ist das Leben! Das Leben ist auch so, dass die Geiseln der *Landshut* einem wenige Stunden später voller Begeisterung um den Hals gefallen sind, weil wir sie befreit hatten. Das wäre bei Schleyer auch so gewesen, wenn wir ihn denn gefunden und befreit hätten.

ZEIT: Aber wenn man die Not und Angst dieser Menschen spürt, wie kann man so unbeirrt bei seiner Position bleiben?

Schmidt: Wir waren ja erwachsene Männer und keine Jugendlichen. Wir hatten alle die Kriegsscheiße hinter uns. Strauß hatte den Krieg hinter sich, Zimmermann hatte den Krieg hinter sich, Wischnewski hatte den Krieg hinter sich. Wir hatten alle genug Scheiße hinter uns und waren abgehärtet. Und wir hatten ein erhebliches Maß an Gelassenheit bei gleichzeitiger äußerster Anstrengung der eigenen Nerven und des eigenen Verstandes. Der Krieg war eine große Scheiße, aber in der Gefahr nicht den Verstand zu verlieren, das hat man damals gelernt.

ZEIT: Wenn Sie sagen, dass Sie im Krisenstab die Erfahrung des Krieges geeint habe, meinen Sie die Erfahrung des Todes?

Schmidt: Zum Beispiel. Die Erfahrung des Todes, die Erfahrung der Todesgefahr.

ZEIT: Ist es auch die Erfahrung des Getötethabens?

Schmidt: *(spricht sehr leise und verhalten)* Das ist dasselbe.

ZEIT: Danach waren Sie alle also erwachsen, abgehärtet?

Schmidt: Ja.

ZEIT: Auch verroht?

Schmidt: Jeder Krieg bringt Verrohung mit sich, auf allen Seiten.

ZEIT: Ich meine, als Folge.

Schmidt: Nein, nicht als Folge, sondern unmittelbar.

ZEIT: Sind gewisse Gefühle dann nicht einfach abgestorben?

Schmidt: Nee. *(Pause)* Das stellt sich der junge Mann so vor, der selber den Krieg und die Angst nicht kennt.

ZEIT: Ich weiß. Aber das muss kein Fehler sein.

Schmidt: Für mich ist neben dem Krieg noch eine andere Erfahrung von schlüsselhafter Bedeutung. Das war im Jahre 1975, da wurde der Berliner CDU-Politiker Peter Lorenz von Terroristen entführt. Und die Entführer verlangten, sechs inhaftierte Terroristen freizulassen; die sollten ins Ausland ausgeflogen werden. Wir haben damals ausgetauscht, es gab nämlich ein Präjudiz, das war der islamistisch-terroristische Angriff auf die israelische Olympia-Mannschaft in München am 5. September 1972. Einige Wochen später wurde ein deutsches Flugzeug entführt. Die Forderung war, die Geiselnehmer von München rauszulassen. Die Regierung Brandt hat das getan. Jetzt, wir sind wieder im Jahr 1975, kam ein ähnlicher Fall, und erneut entschied die Regierung so, wie sie es 1972 schon einmal getan hatte. Ich war an dem Tag krank …

ZEIT: Sie hatten 40 Grad Fieber, Tropenfieber.

Schmidt: Ja, und am nächsten Morgen – ich war inzwischen wieder halbwegs klar im Kopfe, weil mich mein Arzt wieder verhandlungsfähig gemacht hatte …

Loki Schmidt: Nein, deine Frau! Ich habe mit dem Arzt telefoniert, habe Fieber gemessen und die Medikamente gegeben. Der Arzt konnte doch nicht danebensitzen.

Schmidt: Wie auch immer, der Austausch von Peter Lorenz war inzwischen eingeleitet, der friedensbewegte Heinrich Albertz hatte sich als Zwischengeisel zur Verfügung gestellt. Und an diesem Morgen wusste ich …

Helmut und Loki Schmidt: *(gemeinsam)* … das war verkehrt!

ZEIT: Das wussten Sie schon vor dem Ende der Entführung?

Schmidt: Ja, und ich habe beschlossen, das machst du nie wieder! Tatsächlich haben die in Berlin freigelassenen Leute weiterhin terroristische Taten begangen. Das war also schon die zweite geglückte Erpressung. Mir schwante, jetzt gibt es eine Kette von Entführungen und Erpressungsversuchen.

ZEIT: Die Darstellung der Historiker ist demnach korrekt, dass Sie vom ersten Tag der Schleyer-Entführung an entschlossen waren, den Terroristen nicht nachzugeben?

Schmidt: Die Darstellung ist falsch, denn dazu war ich schon seit der Lorenz-Entführung entschlossen. Ich hatte ja danach auch in Stockholm nicht nachgegeben. Und ich wollte das auch in einem dritten oder vierten Fall nicht mehr tun.

ZEIT: Sandra Maischberger haben Sie immerhin verraten: »Die enorme Verantwortung für das Leben anderer habe ich als existenziell bedrückend empfunden.«

Schmidt: *(überlegt lange)* Man kann auch auf Hamburgisch sagen: Das geht einem ans Magere.

ZEIT: Wäre es denn in Ihren Augen ein Zeichen von Schwäche, wenn Sie erklärten, dass diese Zeit ungeheuer belastend für Sie war?

Schmidt: *(lacht leise)* Belastung ist ein freundliches Wort. Aber ich will Ihnen noch etwas sagen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, dass dieser sogenannte Deutsche Herbst eine ganz ungewöhnliche Aufregung für die Regierenden gewesen sei. Glauben Sie man ja nicht, dass der Nato-Doppelbeschluss etwas Einfacheres war! Glauben Sie ja nicht, dass es einfach war, im Jahre 1969 und 1970 die Verlegung von über einhundert atomaren Landminen quer durch Deutschland zu verhindern! Es gibt viele aufregende Dinge im Laufe des Lebens.

ZEIT: Sie wollen nicht über Ihre Gewissensnöte in diesen 44 Tagen der Schleyer-Entführung sprechen!

Schmidt: Hören Sie, auf die Fragen, ob man Lorenz rauskaufen soll dadurch, dass man Terroristen freilässt; ob man Botschafter und Botschaftsangehörige freikaufen soll dadurch, dass man Verbrecher rauslässt; ob man Schleyer freikaufen soll dadurch, dass man Verbrecher rauslässt; oder ob man Menschen in einem Flugzeug freikauft dadurch, dass man Verbrecher rauslässt, die dann neue Verbrechen begehen – auf all diese Fragen findet sich im Grundgesetz keine Antwort und auch nicht in der Bibel, und im Koran und in der Thora auch nicht! Es gibt auch keinen vernünftigen Menschen, der behauptet, wir hätten das Grundgesetz dadurch verletzt, dass wir Schleyer nicht ausgetauscht haben.

»An der Kritik der 68er an der damaligen Universität ist nichts auszusetzen, sie war in der Sache gerechtfertigt«

ZEIT: Sie haben 1989 geschrieben, dass zu Ihren schlimmsten Erinnerungen jene Stunde gehört, als Sie während der Trauerfeier neben der Witwe Schleyer saßen.

Schmidt: Ja, mir war natürlich immer klar, dass ich nicht nur in den Augen von Frau Schleyer oder ihres gemeinsamen Sohnes Hanns Eberhard Schleyer, sondern auch in meinen eigenen Augen mitschuldig war am Tode von Hanns Martin Schleyer. *(spricht sehr leise)* Das war mir immer klar. Das war mir auch klar in den ganzen Wochen, in denen wir ihn gesucht haben. Wenn es nicht gelingt, bist du selbst mitschuldig.

ZEIT: Furchtbar, damit zu leben.

Schmidt: Es ist jedenfalls nicht leicht.

ZEIT: Haben Sie danach noch den Kontakt zu Frau Schleyer gehalten?

Schmidt: Was heißt danach?

ZEIT: Nach dem Tod Schleyers.

Schmidt: Das weiß ich nicht mehr. Brieflich sicher, aber persönlich, glaube ich, eher mit dem Sohn.

ZEIT: Am 20. Oktober 1977, einen Tag nachdem man Schleyer tot aufgefunden hatte, hielten Sie eine Rede vor dem Deutschen Bundestag. Zum Schluss sagten Sie: »Gott helfe uns!« Haben Sie dieses Wort davor oder danach je wieder gebraucht?

Schmidt: Ich glaube, ich habe es nur ein einziges Mal in meinem Leben gesagt.

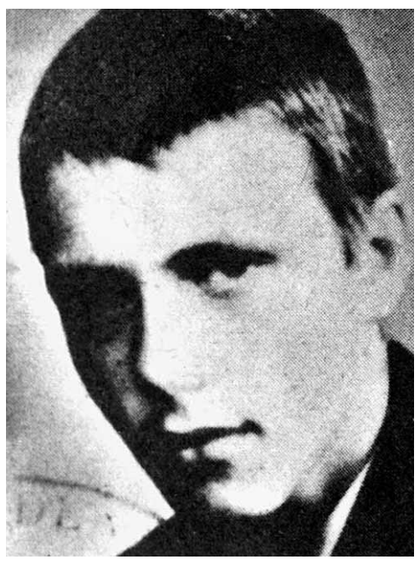
Loki Schmidt: Das glaube ich auch.

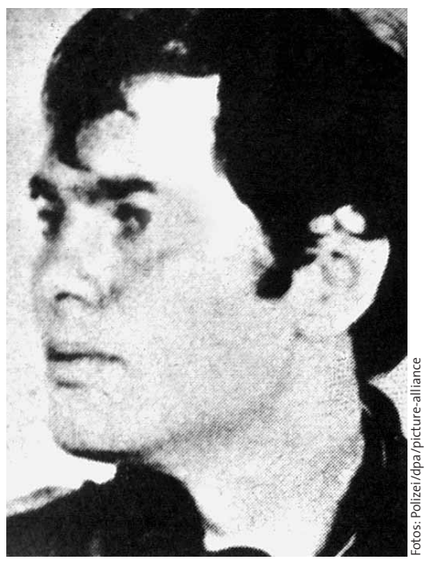
Schmidt: Und diese Schlussformel war wohl spontan, ich vermute, ähnlich spontan wie Brandts Kniefall im Warschauer Ghetto. Das hatte er auch nicht geplant.

ZEIT: Hat Ihnen das Brandt selbst gesagt?

Schmidt: Ja. Und so war es auch mit dem »Gott helfe uns«. Das war Ausdruck der tiefen inneren Erschütterung. Ich bin kein religiöser Mensch und glaube in Wirklichkeit nicht an den lieben Gott und seine Gerechtigkeit.

ZEIT: Das alles hätte Ihnen erspart werden können: Zwei Tage nach der Entführung gab es den





Fotos: Polizei/dpa/picture-alliance

CHRONIK DES TERRORS

MONTAG, 5. SEPTEMBER 1977
Ein Kommando der RAF entführt in Köln den Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer. Die Terroristen erschießen seinen Chauffeur Heinz Marcisz und die Leibwächter Reinhold Brändle, Helmut Ulmer und Roland Pieler. Sie fordern die Freilassung von elf RAF-Häftlingen.

MONTAG, 12. SEPTEMBER
Die *Bild*-Zeitung druckt auf Seite eins den Appell Waltrude Schleyers an die Bundesregierung: »Lasst meinen Mann leben – Tauscht ihn aus!«

DONNERSTAG, 22. SEPTEMBER
In Utrecht wird der RAF-Terrorist Knut Folkerts nach einer Schießerei festgenommen. Dabei tötet er einen niederländischen Polizeibeamten. Zwei weitere verletzt er schwer.

MITTWOCH, 28. SEPTEMBER
Fünf Mitglieder der Roten Armee Japans entführen ein Flugzeug der Japan Airlines mit 142 Passagieren an Bord. Sie verlangen die Freilassung von neun in Japan inhaftierten Terroristen. Zwei Tage später kommt die Regierung in Tokyo der Forderung nach. Am fünften Tag sind alle Geiseln frei.

DONNERSTAG, 13. OKTOBER
Ein Kommando der Volksfront zur Befreiung Palästinas entführt die Lufthansamaschine *Landshut* auf dem Flug von Mallorca nach Frankfurt mit 82 Passagieren. Die Geiselnehmer unterstützen die Forderungen der Entführer Schleyers.

SONNTAG, 16. OKTOBER
Der Anführer der *Landshut*-Entführer erschießt den Flugkapitän Jürgen Schumann. Dieser hat nach einer Notlandung in Jemen das Flugzeug verlassen, um das Fahrwerk zu prüfen, und ist erst nach einer Stunde von seiner Inspektion zurückgekehrt.

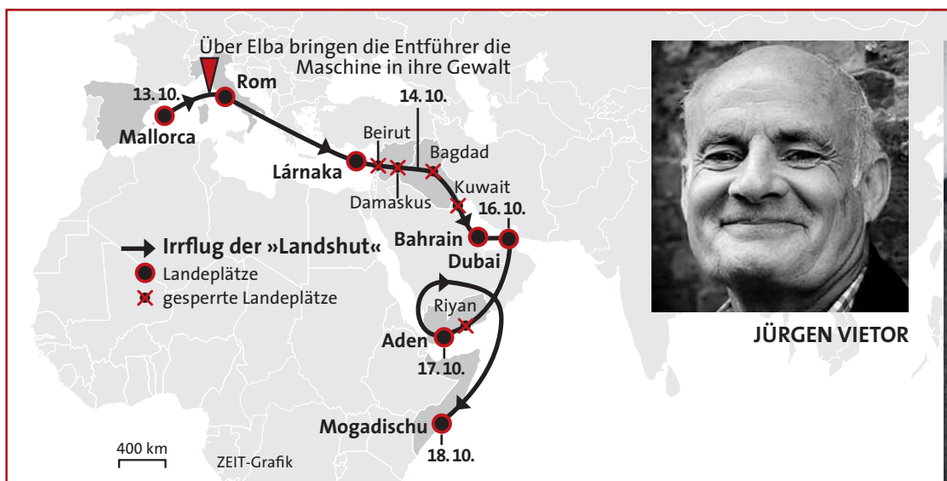
MONTAG, 17. OKTOBER
Nach einem Irrflug von 9000 Kilometern landet die *Landshut* in der somalischen Hauptstadt Mogadischu. Papst Paul VI. bietet in einem Telegramm an Joseph Kardinal Höffner sich selbst als Geisel an: »Wäre es von Nutzen, so würden wir sogar unsere Person für die Befreiung der Geiseln anbieten.«

DIENSTAG, 18. OKTOBER
Um 0.05 Uhr mitteleuropäischer Zeit stürmt ein Kommando der GSG 9 auf dem Flughafen von Mogadischu die *Landshut.* Alle Geiseln kommen frei. Drei der vier Entführer werden erschossen. Noch in derselben Nacht begehen die RAF-Terroristen Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe in der Haftanstalt Stuttgart-Stammheim Selbstmord. Baader und Raspe erschießen sich mit Pistolen, die in ihre Zellen geschmuggelt wurden. Ensslin erhängt sich mit einem Lautsprecherkabel.

MITTWOCH, 19. OKTOBER
In der Stadt Mülhausen im Elsass findet die Polizei im Kofferraum eines grünen Audi 100 die Leiche Hanns Martin Schleyers. Er ist durch drei Schüsse in den Kopf ermordet worden. **MK**

Foto: Hans Windeck/Agentur Sven Simon

RINGFAHNDUNG kurz nach der Geiselnahme Schleyers in Köln



JÜRGEN VIETOR

DER PILOT DER »LANDSHUT«

Um ein Haar hätten die Entführer Jürgen Vietor erschossen. Er war Copilot der *Landshut.* Am Handgelenk trug er eine Armbanduhr von Junghans. Das große J auf deren Ziffernblatt und das Zahnrad, das aussah wie ein Davidstern, erregte die Wut des Chefs der palästinensischen Flugzeugentführer. »Du bist jüdisch«, brüllte er, »jetzt stirbst du!« Erst als Vietor die Uhr auf dem Boden zertrampelte, beruhigte sich der Terrorist. Die Firma Junghans schenkte dem Piloten später eine neue Uhr, eine besonders wertvolle, vergoldete. Vietor bewahrt sie im Safe auf. »Die ziehe ich nur zu besonderen Anlässen an.«

Am vierten Tag der Entführung wurde Flugkapitän Jürgen Schumann erschossen, von da an musste Vietor die Maschine allein fliegen. Heute macht es ihm nichts aus, über das Martyrium an Bord zu reden. »Ich bin Zeitzeuge, ich fühle mich der Wahrheit verpflichtet. Und man darf auch nicht vergessen: Ich bin mit dem Leben davongekommen.« Er erinnert sich, wie sie alle im Flugzeug gebettelt und gefleht hätten, Helmut Schmidt möge die Forderung der Terroristen erfüllen. »Als Betroffener kann ich die Entscheidung der Bundesregierung eigentlich nicht gutheißen. Aber ich sehe auch ein, dass es aus der Sicht von Helmut Schmidt unverantwortlich gewesen wäre, die Terroristen auszutauschen.«

Jürgen Vietor, mittlerweile 65 Jahre alt, hat zwei erwachsene Kinder und lebt in der Nähe von Hamburg. Er engagiert sich für SOS-Kinderdörfer und die Kinderhilfsorganisation Plan International. Honorare, die er für Fernsehauftritte bekommt, spendet er. Seit 1999 ist Vietor im Vorruhestand. »Ich reise gern und bin viel mit dem Wohnmobil unterwegs.« So oft es geht, fliegt er in sein Lieblingsland, nach Kanada, als ganz normaler Passagier. Vietor liebt das Fliegen immer noch. Bald nach der Entführung, am 29. Dezember 1977, saß er wieder als Copilot – auf dem Flug von Hannover nach London – am Steuer der *Landshut.* »Die war ja kaum beschädigt, nur ein paar Haarrisse im Fahrwerk«, sagt er. Die *Landshut,* Baujahr 1970, wurde zuletzt von der brasilianischen Fluggesellschaft TAF Linhas Aéreas eingesetzt, sie ist immer noch als Frachtflugzeug im Dienst.

MARCUS KRÄMER

Fotos: AP/SV-Bilderdienst; kl. Bild links: Olaf Ballnus/Agentur Focus

HELMUT SCHMIDT gratuliert der Stewardess Gaby Dillmann zum Bundesverdienstkreuz

Hinweis eines Polizeihauptwachtmeisters auf die Wohnung Zum Renngraben 8, Appartement 104, dritter Stock links, in dem die Entführer Schleyer tatsächlich gefangen gehalten hatten. Die Meldung ging von der Polizeistation Erftstadt Liblar zum Oberkreisdirektor in Bergheim, von dort wurde sie erst nach zwei Tagen an den Koordinierungsstab in Köln weitergeleitet, und ein Beamter legte das Fernschreiben in einen falschen Kasten. Die Spur wurde einfach nicht weiterverfolgt. Erst im Februar 1978 wurde die Wohnung von der Polizei geöffnet. Wenn Sie sich das vergegenwärtigen, was sagen Sie da: *Shit happens?*

Schmidt: Ja, *shit happens.* Solche Pannen passieren bei der Aufklärung eines Verbrechens.

ZEIT: Aber Sie hätten wahrscheinlich alles innerhalb von zwei Tagen lösen können. Das ist eine Tragödie unvorstellbaren Ausmaßes.

Schmidt: Das ist ganz richtig. Auf der anderen Seite waren das kleine Provinzpolizisten.

ZEIT: Eine geheime Aktennotiz eines Beamten des Bundesnachrichtendienstes ist später aufgetaucht, die besagt, dass es als Spitzenverbindung einen BND-Agenten gab, der eine verdeckte Operation zur Bekämpfung des internationalen Terrorismus vorschlug. Die lautete folgendermaßen: »Eliminierung des europäischen Führungskaders« sowie »Liquidierung« der Aktionseinheit, also des Kommandos. Solche haarsträubenden Details hat Stefan Aust in seinem Buch *Der Baader Meinhof Komplex* dokumentiert. Ich frage Sie: Darf Ihrer Meinung nach jemand, der für den Geheimdienst eines demokratischen Staates arbeitet, solche Vorschläge unterbreiten?

Schmidt: Ich will die Frage nicht beantworten. Ich will dazu was ganz anderes sagen: Ich traue inzwischen überhaupt keinem Geheimdienst mehr. Punkt.

ZEIT: Wie sind Sie denn zu dieser Einsicht gekommen?

Schmidt: Das sind arme Schweine. Die leiden unter zwei psychischen Krankheiten: Die eine Krankheit beruht darauf, dass sie für das, was sie tatsächlich leisten, niemals öffentliche Anerkennung bekommen. Es ist unvermeidlich so, sie müssen ja im Verborgenen arbeiten. Das deformiert die Seele. Die andere Krankheit beruht darauf, dass sie tendenziell dazu neigen, zu glauben, sie verstünden die nationalen Interessen des eigenen Landes viel besser als die eigene Regierung. Diese letztere Krankheit ist der Grund dafür, dass ich ihnen nicht traue. Ich war 13 Jahre lang Mitglied einer Bundesregierung. Ein einziges Mal habe ich den Chef des BND für zehn Minuten empfangen; das war einer, den ich kannte.

ZEIT: In dieser Rede vom 20. Oktober 1977 sagten Sie auch: »Ich weiß, dass viele junge Menschen die Überbetonung materiellen Lebensgenusses missbilligen, die angesichts unseres hohen Lebensstandards bei manchen eingetreten ist.« War das ein Versuch, auf Sympathisanten oder zumindest auf den damaligen Zeitgeist einzugehen?

Schmidt: Das kann sein, dazu müsste ich aber die Rede noch mal lesen. Mir war ja klar, dass es eine ganze Menge junger Leute gab, die in Wirklichkeit die klammheimliche Freude des Mescalero nach der Ermordung von Generalbundesanwalt Buback geteilt haben.

ZEIT: Sie waren von den Selbstmorden in Stuttgart-Stammheim überrascht. Warum?

Schmidt: Um Selbstmord im Gefängnis zu begehen, bedarf es einiger Anstrengung. In einem angeblichen Hochsicherheitsgefängnis, wieso gibt es da Tauwerk oder dergleichen, mit dem man sich erhängen kann, wieso gibt es darin Pistolen? Das habe ich nicht für möglich gehalten. Das Gefängnis Stammheim muss ein Saustall gewesen sein!

ZEIT: Gudrun Ensslin hat sich mit einem Lautsprecherkabel erhängt. Ulrike Meinhof, die sich schon im Mai 1976 ebenfalls in ihrer Zelle erhängt hatte, benutzte dazu ein in Streifen gerissenes Handtuch. Können Sie eine verlässliche Aussage darüber machen, ob die Gefangenen abgehört wurden?

Schmidt: Das weiß ich nicht.

ZEIT: Das Erstaunliche war ja, dass Sie einerseits das Kontaktsperregesetz auf den Weg gebracht haben und die Gefangenen andererseits die ganze Zeit über manipulierte Verstärker und die Kopplung der Radios ans Stromnetz weiterkommuniziert haben, wie in einem Film von Louis de Funès. Wie ist es möglich, dass so eine Anlage angeblich nicht entdeckt worden ist? Wurde sie vielleicht doch dazu genutzt, die Gefangenen auszuspionieren?

Schmidt: Das müssen Sie den entsprechenden Gefängnisdirektor oder den Justizminister in Baden-Württemberg fragen. Das weiß ich nicht.

ZEIT: Wenn Sie sich das Ganze vom Ende her anschauen, nach diesen 44 Tagen: Da sind die Geiseln der *Landshut* befreit, Hanns Martin Schleyer ist geopfert, die Entführer sind nicht gefasst, die drei wichtigsten RAF-Gefangenen, die vor Gericht verurteilt werden sollten, haben sich durch Selbstmord dem Prozess entzogen. Der Staat hatte nicht nachgegeben. Aber hatte der Rechtsstaat auch gesiegt?

Schmidt: Der Rechtsstaat hat nicht zu siegen, er hat auch nicht zu verlieren, sondern er hat zu existieren!

ZEIT: Und was ist bei Ihnen zurückgeblieben?

Schmidt: Ich würde das wiederholen, was ich in der von Ihnen zitierten Rede vor 30 Jahren im Bundestag gesagt habe. Ich bin verstrickt in Schuld – Schuld gegenüber Schleyer und gegenüber Frau Schleyer und gegenüber den beiden Beamten in Stockholm – dem Militärattaché Andreas Baron von Mirbach und dem Wirtschaftsattaché Heinz Hillegaart, die umgebracht wurden.

Loki Schmidt: Ich weiß nur noch, dass kurze Zeit nach Stockholm die Frau des deutschen Botschafters in Bonn war und mich beinahe beschimpft hat. Da habe ich ihr von unserem nächtlichen Spaziergang erzählt und dem, was wir schriftlich festgelegt haben. Da hat sie mich ganz groß angeschaut und ist mir plötzlich um den Hals gefallen. Und sie hat verstanden, dass alles etwas anders aussieht, wenn man mittendrin steckt. Sie hat nichts Böses mehr gesagt.

ZEIT: Sie haben immer behauptet, es sei eine Mär, dass sich die Terroristen wegen staatlicher Repressionen radikalisiert hätten. Haben Sie die tödlichen Schüsse eines Polizisten auf Benno Ohnesorg vergessen?

Schmidt: Nein, aber das war nicht der Staat! Es war auch nicht die Polizei, sondern es war die Fehltat eines Polizisten. Und dass einzelne Beamte auch schweren Mist machen können, auch Polizeibeamte, das ist täglich Brot.

ZEIT: Glauben Sie wirklich, dass Polizeibeamte nicht als Vertreter des Staates gesehen werden?

Schmidt: Doch, mit Recht. Aber es ist doch keine Verletzung des Rechtsstaates, wenn zum Beispiel ein aufgeregter Polizist aus Versehen einen

Fortsetzung *auf Seite 21*

»… in Schuld verstrickt«

Fortsetzung *von Seite 19*

Einbrecher erschießt. Das ist eine schlimme Sache, das ist eine Tragödie, der Mann, der geschossen hat, gehört vor Gericht, alles richtig. Aber deswegen ist doch der Rechtsstaat nicht in Gefahr!

ZEIT: Dann kamen 1968 die Notstandsgesetze hinzu, von 1972 an galt der Radikalenerlass, dann noch die Rasterfahndung – waren das nicht alles Argumente für Leute, die dem Staat ohnehin kritisch gegenüberstanden?

Schmidt: Argumente ja, aber keine stichhaltigen. Ich habe mich weiß Gott wegen der Kiesinger-Regierung zu verteidigen. Es waren lauter ehemalige Nazis drin: Kiesinger war Nazi, Lübke war zumindest Mitläufer, Schiller war auch Mitläufer. Unter Adenauer strotzte das ganze Bundeskanzleramt vor Nazis – so war das. Aber zu behaupten, der Rechtsstaat sei in Gefahr gewesen, ist dummes Zeug!

ZEIT: Soll ich Ihnen mal vorlesen, was Sie vier Tage nach dem Tod von Benno Ohnesorg, also am 6. Juni 1967, vor der SPD-Bundestagsfraktion gesagt haben?

Schmidt: Bitte sehr.

ZEIT: »Wenn Studenten demonstrieren, dann schickt man nach Möglichkeit nicht die Polizei, sondern geht als Politiker hin und spricht mit ihnen.« Und Sie sagten auch: »Wegen der falschen Reaktion des Staates« auf die Demonstration würden sich »hundert- oder tausendmal mehr Leute« mit den »wilden SDS-Leuten« solidarisieren. Klingt anders als das, was Sie heute sagen.

Schmidt: Entscheidend ist der erste Satz. Dazu will ich mich äußern. Fünf Jahre vorher, es war 1962, war die *Spiegel*-Affäre. (Helmut Schmidt war damals Innensenator in Hamburg, *Anm. d. Red.)* Die Bundesanwaltschaft ließ damals die Büros des *Spiegels* besetzen – in demselben Gebäude, in dem Sie und ich heute bei der *ZEIT* sitzen. (Helmut Schmidt ist Herausgeber der *ZEIT,* die Redaktion in Hamburg befindet sich im Pressehaus am Speersort 1, *Anm. d. Red.)* An dem Tag der Durchsuchung kommt es zu aufgeregten Demonstrationen, die Studenten wollen zum Untersuchungsgefängnis, um Augstein rauszuholen. Schmidt hört davon, setzt sich mit seinem Freund Peter Schulz in einen Polizeiwagen mit Lautsprecher und Mikrofon und hält denen eine Rede unter freiem Himmel – und dirigiert sie um in das nahe gelegene Audimax der Universität. Da habe ich noch eine Rede gehalten, und alles endete in Friede, Freude, Eierkuchen.

ZEIT: Ich habe gesammelt, was Sie zwischen 1967 und 1972 sonst über Studenten gesagt und über ihren Protest von sich gegeben haben: »irrational«, »schrecklich versimpelnde polemische Rhetorik«, »Selbstüberheblichkeit und Hybris«, »gefährliche Sozialromantiker«, »exklusive Arroganz«. Getoppt wird das nur noch von dieser Widmung: »Während wir hier im Kabinett reden, hauen die in Kiel dem Rektor auf die Fresse und scheißen im Gerichtssaal auf den Tisch.« Bereuen Sie diese Worte?

Schmidt: Heute würde ich mich ein bisschen anders ausdrücken. Aber noch heute würde ich sagen, dass das Leute waren, die auf die antifaschistische Propaganda der Moskauer und der Ostberliner hereingefallen sind, auch auf verschiedene Spielarten von Vulgärmarxismus. Es kommt etwas Besonderes dazu: Tatsächlich sind wir Deutschen unter Adenauer und später unter Erhard und Kiesinger, auch noch unter Brandt mit den schlimmen Nazis ein bisschen zu menschenfreundlich umgegangen.

ZEIT: Also können Sie diese Seite des Protestes verstehen?

Schmidt: O ja! Ich bin wegen meines jüdischen Großvaters nie in Gefahr gewesen, ein Nazi zu werden. Dieser Zufall oder die Genealogie – möglicherweise nur der Zufall – hat mich davor bewahrt. Ansonsten war die Masse derjenigen, die dann nach 1949 die deutschen staatlichen Büros bevölkert haben, Nazi-Mitläufer – und einige waren schlimme Nazis. Am schlimmsten waren diese Nazi-Mitläufer in der Justizverwaltung, als Richter wie als Staatsanwälte.

ZEIT: Sie waren als junger Vorsitzender des SDS auch nicht immer brav. In einem Rundschreiben von 1948 haben Sie geschrieben: »Der konservative, beharrende Charakter der deutschen Universitäten beruht zu einem Teil auf ihrer traditionellen Verfassung, welche die jüngeren Dozenten nur einen sehr geringen Einfluss auf die inneren Angelegenheiten ausüben lässt.« Das klingt fast schon wie die 68er-Parole »Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren«.

Schmidt: An der Kritik der 68er an der damaligen Universität ist nichts auszusetzen, sie war im Prinzip und in der Sache durchaus gerechtfertigt. Manche der deutschen Professoren haben 1968 und folgende noch einmal bewiesen, was sie für Feiglinge waren. Sie haben nämlich den Kopf eingezogen, statt sich hinzustellen und zu sagen: Gewalt gibt es hier nicht in meinem Seminar! Sie haben den Kopf eingezogen *(wird laut)* und sich genauso benommen wie zuvor unter den Nazis. Doch die Angst, der Faschismus stehe wieder bevor und die Große Koalition sei eine Art Wegbereiter, die war großer Quatsch. Aber die Kritik der jungen Leute an den Universitäten war absolut gerechtfertigt.

ZEIT: Ist das überwiegende Unverständnis gegenüber kritischen, engagierten jungen Leuten nicht auch der Hauptgrund dafür gewesen, dass aus dem Fleisch der Sozialdemokratie eine neue politische Kraft entstehen konnte – die Grünen, die bis heute die Sozialdemokraten schwächen?

Schmidt: Das ist abwegig. Wenn Sie bei uns und in den meisten anderen europäischen Ländern das Verhältniswahlrecht haben, dann ist es zwangsläufig so, dass Sie mit der Zeit viele Fraktionen und Parteien im Parlament haben – und nicht nur zwei Volksparteien. Wir können noch von Glück sprechen, dass wir nur sechs Parteien im Bundestag haben.

ZEIT: Trifft Sie der Vorwurf, Sie hätten damals nicht integrierend genug gewirkt?

Schmidt: Ich werfe mir das nicht vor – das ist Unsinn! Außerdem, bitte sehr, ich bin 1974 ans Ruder gekommen. Wenn Willy Brandt 1974 am Ruder geblieben wäre, wäre er bei der Wahl 1976 mit Pauken und Trompeten unterlegen. Und dann hätte eine Linksradikalisierung der Sozialdemokratie zwangsläufig stattgefunden. Ich habe immerhin 1976 und 1980 zwei Wahlkämpfe mit jeweils knapp 43 Prozent für die SPD gewonnen, wir lagen nicht wie heute unter 30 Prozent.

ZEIT: Gab es denn eine besondere Form des Terrorismus in Deutschland durch Baader, Meinhof und die anderen?

Schmidt: Ich habe den Verdacht, dass sich alle Terrorismen, egal, ob die deutsche RAF, die italienischen Brigate Rosse, die Franzosen, Iren, Spanier oder Araber, in ihrer Menschenverachtung wenig nehmen. Sie werden übertroffen von bestimmten Formen von Staatsterrorismus.

ZEIT: Ist das Ihr Ernst? Wen meinen Sie?

Schmidt: Belassen wir es dabei. Aber ich meine wirklich, was ich sage.

Foto: Hans Rauchensteiner/Agentur Sven Simon

HELMUT SCHMIDT bei der Trauerfeier für Schleyer in Stuttgart. Neben ihm die Witwe und Sohn Hanns Eberhard

GLOSSAR DES DEUTSCHEN HERBSTES

Deutscher Herbst. Für die bedrückenden Ereignisse im September und Oktober 1977 hat sich bald die Metapher »Deutscher Herbst« eingebürgert. Im Frühjahr 1978 wurde der Essayfilm *Deutschland im Herbst* in Kino und Fernsehen gezeigt, ein Gemeinschaftswerk bekannter Filmemacher wie Rainer Werner Fassbinder, Alexander Kluge und Volker Schlöndorff. Etwa zur gleichen Zeit erschien im Verlag Neue Kritik ein Buch mit dem Titel: *Ein deutscher Herbst. Zustände 1977,* herausgegeben von den linken Publizisten Tatjana Botzat, Elisabeth Kiderlen und Frank Wolff. Der Titel war eine Anlehnung an Heinrich Heines Versepos *Deutschland. Ein Wintermärchen.* Nach Auskunft des Deutschen Wetterdienstes wurde 1977 ein »ganz durchschnittlicher Herbst« gemessen: Wolken, Regen, im Schnitt neun Grad Celsius.

GSG 9. Mit Nachtsichtgeräten, Blendgranaten, Pistolen und Leitern pirschten sich 28 Männer der Spezialeinheit Grenzschutzgruppe 9 (GSG 9) unter Leitung von Ulrich Wegener an die entführte Lufthansa-Maschine in Mogadischu heran, um die Passagiere zu befreien. Die Elitegruppe des Bundesgrenzschutzes war darauf trainiert, Geiseln auch aus Flugzeugen zu befreien. Zu diesem Zweck war sie fünf Jahre zuvor gegründet worden – damals, bei den Olympischen Spielen 1972, waren auf dem Flughafen Fürstenfeldbruck neun Geiseln und ein Polizist durch palästinensische Terroristen getötet worden. Am 27. Juni 1993 stellte die GSG 9 auf dem Bahnhof in Bad Kleinen die RAF-Terroristen Birgit Hogefeld und Wolfgang Grams. Dabei starb einer der Polizisten, Grams wurde durch einen Kopfschuss aus nächster Nähe getötet. Zeugen behaupteten, er sei von einem GSG 9-Beamten exekutiert worden. Staatsanwaltschaft und Gerichte kamen jedoch zu dem Schluss, dass Grams sich selbst getötet habe.

Kleine und Große Lage. Bundeskanzler Schmidt berief während der Entführung Schleyers zwei Beratungsgremien ein, um sich mit »allen Verantwortlichen auf höchster politischer Ebene« abzustimmen, wie es offiziell hieß. Die »Kleine Lage« traf sich mindestens einmal täglich. Ihr gehörten neben dem Bundeskanzler etwa ein Dutzend Personen an, darunter Innenminister Werner Maihofer (FDP), Außenminister Hans-Dietrich Genscher (FDP), Justizminister Hans-Jochen Vogel (SPD) sowie Regierungssprecher Klaus Bölling (SPD) und der Präsident des Bundeskriminalamtes, Horst Herold. Etwa zweimal pro Woche kam zudem die »Große Lage« zusammen, die um ein zusätzliches Dutzend Teilnehmer erweitert war. Dazu zählten die Vorsitzenden aller im Bundestag vertretenen Parteien sowie die Fraktionschefs. Die Bundesregierung mied die gängigere Bezeichnung »Krisenstab«.

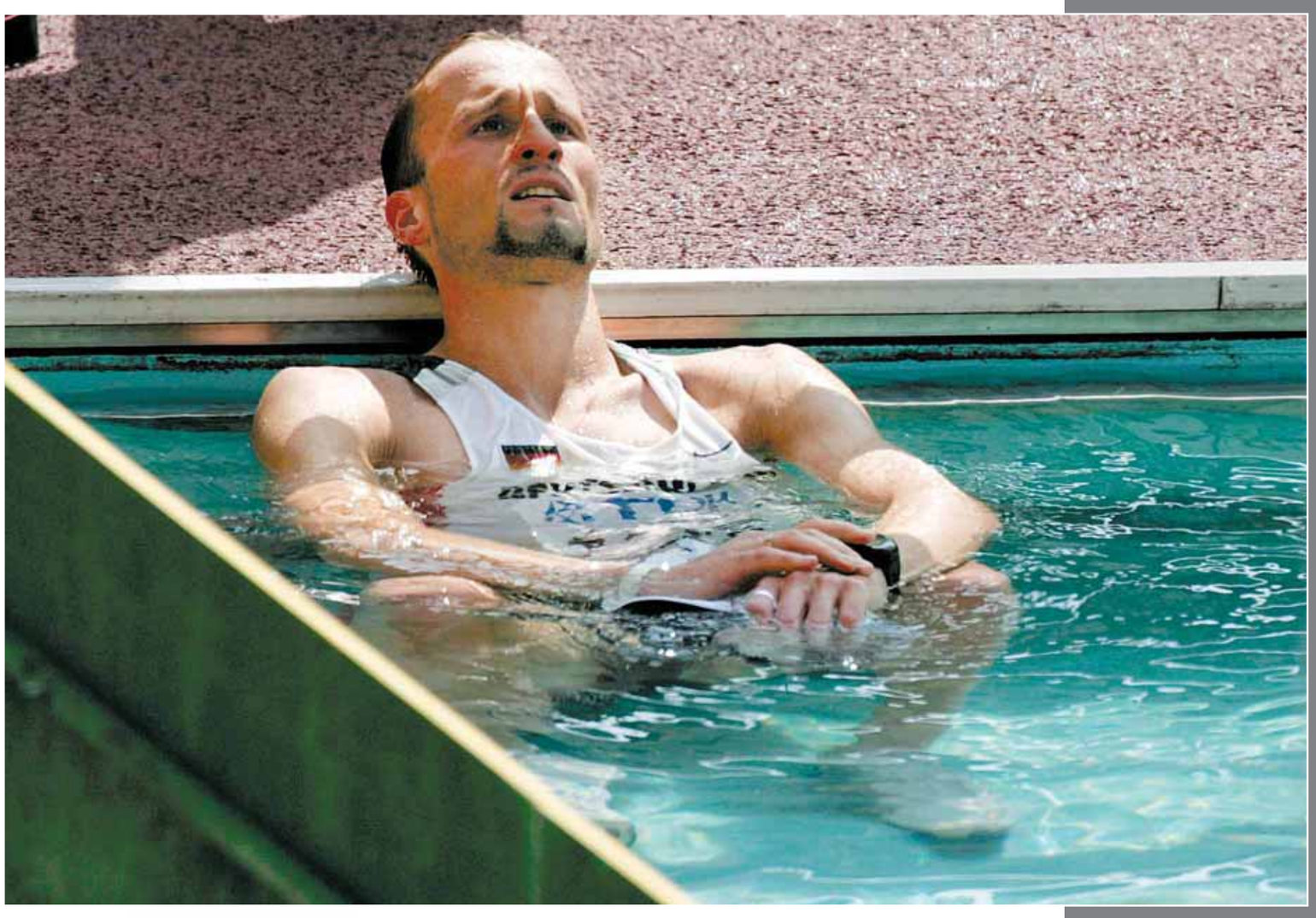
Kontaktsperregesetz. Während der Schleyer-Entführung wurde innerhalb von nur fünf Tagen von Regierung und Parlament ein spezielles Gesetz durchgebracht, um Terroristen im Gefängnis jeglichen Kontakt untereinander sowie mit ihren Anwälten vorübergehend verbieten zu können. Das Kontaktsperregesetz wurde seitdem nie wieder angewendet, ist aber nach wie vor in Kraft.

RAF. Zwischen 1971 und 1993 hat die Terroristengruppe Rote Armee Fraktion, kurz RAF genannt, 34 Menschen ermordet. Ihr Ziel war es, durch den systematischen Terror gegen Personen und Institutionen aus Politik und Wirtschaft einen Umsturz des politischen Systems der Bundesrepublik herbeizuführen. Vorbild war die lateinamerikanische »Stadtguerilla«, deren Idol Che Guevara 1959 die kommunistische Revolution in Kuba zum Sieg geführt hatte. Erste Attentate verübte die Gruppe Ende der sechziger Jahre, angeführt von Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhof. 1998 erklärte die RAF ihre Selbstauflösung.

Rasterfahndung. Bei der Jagd nach Terroristen entwickelte die Polizei in den siebziger Jahren die Methode der Rasterfahndung. Dabei werden Zigtausende Daten nach verdächtigen Merkmalen »gerastert«, etwa nach Wohnungen, deren Stromrechnungen bar bezahlt worden sind. Nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 gab es erneut eine bundesweite Rasterfahndung. Diese hat nach einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts gegen das Grundgesetz verstoßen, weil keine konkrete Bedrohung bestanden habe.

Staatsräson. Wenn dem Schutz des Staates Vorrang vor dem Schutz des Einzelnen eingeräumt wird, spricht man von Staatsräson. Laut Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 16. Oktober 1977 – nach einer Klage von Hanns Eberhard Schleyer im Namen seines entführten Vaters – war die Regierung nicht verpflichtet, Schleyers Leben um jeden Preis zu retten, denn sie hatte »auch eine Schutzpflicht gegenüber der Gesamtheit aller Bürger«. Gleichwohl lehnt Helmut Schmidt den Ausdruck Staatsräson als oberflächlich ab. **MK**

Analysen und Reportagen über den RAF-Terror in der neuen Ausgabe von **ZEIT GESCHICHTE**, u. a. mit Beiträgen von Heinrich Breloer, Christoph Dieckmann und Helmut Schmidt. Ab 6. September am Kiosk – oder unter Telefon 0180/525 29 09 oder per Fax 0180/525 29 08



GRIECHENLAND

Vicky Leandros über die Brände

Vicky Leandros, 55, einst deutscher Schlagerstar, ist Kulturattaché der Hafenstadt Piräus. Sie kandidiert für die Parlamentswahlen am 16. September.

DIE ZEIT: Wie ist die Lage bei Ihnen?
Vicky Leandros: Piräus ist zum Glück vom Feuer verschont geblieben. Aber Bekannte riefen mich an und sagten, ihr Dorf sei gerade abgebrannt. Griechenland hat in den letzten Jahren keine so große Katastrophe wie diese gesehen.
ZEIT: Mindestens 64 Menschen sind tot. Hat das Krisenmanagement versagt?
Leandros: Ja, es gab überhaupt keine Koordination, die Menschen wurden völlig allein gelassen! Noch im März hatte unser Ministerpräsident behauptet, Griechenland sei auf solche Brände vorbereitet. Dabei hatten manche Dörfer nicht einmal ein Feuerwehrauto.
ZEIT: Die Regierung schickte alle verfügbaren Kräfte nach Olympia, während anderswo Menschen verbrannten.
Leandros: Olympia ist ein Nationalheiligtum, das ist für mich, als würde die Akropolis brennen. Doch selbst dort kam die Feuerwehr zu spät!
ZEIT: Sind die Brände Wahlkampfthema?
Leandros: Es herrscht gerade Waffenruhe. Man möchte nicht für sich werben, wenn so viel Leid entstanden ist.
ZEIT: Ist es ungewohnt für Sie, sich nun zu jedem Thema äußern zu müssen?
Leandros: Daran gewöhne ich mich. Gestern bin ich als Einzige von al-Dschasira zu den Bränden befragt worden, obwohl meine Fachgebiete Kultur und Internationale Beziehungen sind. Ich habe denen dasselbe berichtet wie Ihnen jetzt.

DIE FRAGEN STELLTE **JUSTUS BENDER**

ZUM TOD VON HANSJÖRG FELMY

Der gute Deutsche

Wäre Hansjörg Felmy Amerikaner gewesen, er hätte ein internationaler Star werden können. Aber als Nachkriegsdeutscher war er am großen Geschäft nur am Rand beteiligt. Einmal spielte er bei Hitchcock (im *Zerrissenen Vorhang),* ab und zu gab er als Synchronsprecher amerikanischen Helden ein sprödes Deutsch. Ansonsten war er an die Heimat gebunden. Die Rollen, mit denen er bekannt wurde, als »anständiger« Fliegerleutnant im *Stern von Afrika* (1956), als Seekadett in *Haie und kleine Fische* (1957), waren Bewältigungs- und wohl auch Verklärungsrollen. Hier war der richtige Mann im falschen Leben, der gute Deutsche in schlimmer Zeit. Felmy, gebürtiger Berliner, Sohn eines Fliegergenerals, war als Schauspieler ein handfester Skeptiker – einer, der die Revolte nicht versucht, bei den Aufräumarbeiten aber vornweg schuftet. Er hatte das Unstete des Seemanns, der an Landgesetze nicht glaubt. Um ihn war ein Phlegma, eine deutsche Variante von Coolness, die aus Erfahrung schwieg. Er spielte nicht die Männer, die Pläne und Projekte vor sich herschieben, er gab den hageren Burschen, der zur Stelle war, wenn die Projekte dann wegknickten. Zwanzigmal verkörperte er den Essener *Tatort*-Kommissar Haferkamp, und hier, in der Rolle des Fatalisten vom Amt, des Existenzialisten mit Dienstwaffe, fand Felmy, der als Schauspieler sein Leben lang eingesperrt zu sein schien zwischen Rebellion und Verklärung, seine Rollenheimat. Am 24. August starb der 76-Jährige, vom Knochenschwund schwer gezeichnet, in seinem Haus in Landshut. **PETER KÜMMEL**

TENNISTURNIER U.S. OPEN

Das »Hawk-Eye« sieht mit

Es war im dritten Satz des Wimbledon-Finales, als Roger Federer kurzzeitig die Nerven verlor. »Wie in der Welt soll der Ball drin gewesen sein?«, rief er. »Es macht mich echt fertig!« Mit »es« meinte der Schweizer das sogenannte Hawk-Eye, zu Deutsch: Falkenauge – ein computergestütztes System, das im Tennis seit einem Jahr eingesetzt wird, um zu prüfen, ob der Ball im Aus war oder nicht. Federer hat Wimbledon trotz Hawk-Eye gewonnen, nun muss er sich bei den gerade angelaufenen U.S. Open vielleicht wieder darüber ärgern, denn dort wird es ebenfalls eingesetzt. Auch die Fifa testet die Technologie für den Fußball.
Durch bis zu zehn verschiedene Kameraperspektiven wird eine 3-D-Simulation erstellt, mit der die Spieler in begrenztem Rahmen (in Wimbledon dreimal pro Satz) die Möglichkeit haben, Entscheidungen des Schiedsrichters anzufechten. Federers Gegner im Wimbledon-Finale, Rafael Nadal, konnte so insgesamt viermal ein bereits gefälltes Urteil zu seinen Gunsten rückgängig machen. Das kann den Gegner an den Rand der Verzweiflung bringen, vor allem, wenn es um spielentscheidende Punkte geht. »Kann man das Ding nicht ausschalten?«, schimpfte Roger Federer. Eine durchaus berechtigte Forderung, denn das System ist nicht so akkurat, wie man es von einer Maschine erwarten sollte: Es kann zu Abweichungen von bis zu drei Millimetern kommen. So muss man sich fragen: Was kann ein Sportler eher verzeihen – wenn er durch die Fehlentscheidung eines Menschen oder durch die einer Maschine fast um seinen Sieg gebracht wird? **BARRY HAMILTON**

DER KRUG geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Und der Geher? Ist gegangen, bis er zusammenbrach. Bis alle Hoffnung auf eine Medaille mit ihm ins Wasser fiel. In der glühenden Hitze der Leichtathletik-Weltmeisterschaften von Osaka ist der Berliner André Höhne beim 20-Kilometer-Gehen etwa 200 Meter vor dem Ziel kollabiert und hat sich im Wassergraben Kühlung verschafft. Auch die Idee des Sports ist in die Knie gegangen: Weil Japans Sponsoren im Verband die mächtigsten sind, findet die WM in der feuchten Gluthitze Osakas statt. Zudem vergaß man, die Läufer bis zum Ende der Strecke mit Wasserschwämmen zu versorgen. Das kann den besten Athleten verwirren. Erst im Krankenhaus erfuhr Höhne, dass er die Ziellinie gar nicht erreicht hatte. Die Redensart vom Krug, der am Ende bricht, besagt ja: Fragwürdiges Tun geht auf Dauer nicht gut. Damit ist nicht das Gehen gemeint. Sondern eine Lobbywirtschaft, die den Sport zu Fall bringt. **EVT**

FOTO: BOBBY YIP/REUTERS

Auf Motivsuche

Vor zwei Jahren wurde der Berliner Fotograf Nikolaus Geyer erschlagen. Die Täter stehen jetzt vor Gericht VON JÖRG BURGER

Am 20. August 2005 locken zwei Männer den Fotografen Nikolaus Geyer ins Kölner Hotel Hilton, angeblich soll er dort einen Prominenten fotografieren. Als er Suite 715 betritt, prügeln sie mit einem Baseballschläger auf ihn ein. Er stirbt an Blutungen und schweren Kopfverletzungen. Der Mord scheint perfekt geplant gewesen zu sein. Die Täter haben bar bezahlt, kein Anmeldeformular ausgefüllt, wie es üblich ist; den Baseballschläger trugen sie in einer Golftasche. Ein Mord wie in einem Mafiafilm. Das Opfer: ein unbescholtener 37-Jähriger, der auch für die *ZEIT* fotografierte. Ein Dreivierteljahr sucht die Polizei nach den Tätern, bis sie endlich zwei Verdächtige findet. Wer sind sie?
Der Mann, der wohl alles angestiftet hat, verblüfft die 11. große Strafkammer des Landgerichts Köln beim ersten Prozesstag Anfang August mit einem Auftritt, der Show ist und unfreiwillige Selbstentblößung zugleich. Daniel C. ist ein blasser, dicklicher Mann von 31 Jahren aus bürgerlichem Elternhaus, dessen Leben seit zehn Jahren um Drogen und Betrügereien kreist. Im Gerichtssaal tritt er auf wie ein Geschäftsmann, mit nach hinten gekämmten kurzen Locken, Brille, Business-Hemd, er versucht sich reinzuwaschen von Schuld. Er ist einer, der schon immer größer sein wollte, als er ist. Er brauchte dazu viel Geld, Kokain in 100-Gramm-Päckchen, teure Autos, Kleidung, Frauen.
C. blüht auf, je länger er über sich selbst reden kann, zwei Stunden lang hat er dazu gleich zu Beginn des Prozesses Gelegenheit. Er redet über seinen Ferrari, »einen 360 Spider F1«. Über das Bargeld, das er angeblich in Hunderttausenden zu Hause hortete. Mühelos passt er sich der elaborierten Sprechweise von Richtern und Anwälten an.
Daniel C. ist in Mülheim an der Ruhr geboren, hat dort Fachabitur gemacht. Als Jeansimporteur geht er pleite, handelt mit gestohlenen Motorrädern. Im Jahr 2000 sei er auf Mallorca untergetaucht, um einer Gefängnisstrafe zu entgehen, sagt er. Zuletzt lebt er in Berlin unter falschem Namen – eine irrlichternde Existenz. Die Zeugenaussagen an den bisher sieben Verhandlungstagen ergeben ein ähnliches Bild: Mitgefangene von C. schildern ihn als »ausgezeichneten Rhetoriker«, der aus seinen kriminellen Machenschaften keinen Hehl gemacht habe. Seine ehemalige Verlobte, eine Berliner Schauspielerin, verweigert zwar die Aussage, aber ihre Schwester bezeichnet C. als »extrem eifersüchtig« und gewalttätig: »Er prügelte sie.«
C.s Komplize ist Agron B., 35 Jahre alt, geboren in Serbien-Montenegro. Orthopädiemechaniker und Karateprofi, verheiratet, die Angeklagten haben sich in einem Sportstudio in Stuttgart kennengelernt. Er sitzt breitschultrig da, auf die Ellbogen gestützt. Sein Deutsch ist schlecht. »Kurz bevor ich 16, bin ich in Deutschland gekommen«, sagt er. B. bestreitet die Tat, die Anklage gegen ihn stützt sich vor allem auf die Aussage des Hauptangeklagten C.
Der Staatsanwalt sieht Daniel C. als Akteur in einem Eifersuchtsdrama. Nikolaus Geyer kannte offenbar C.s ehemalige Verlobte. Möglicherweise hatte Geyer mit ihr eine Liebesbeziehung. C.s Anwälte streiten das ab. Daniel C. und Geyer hätten Streit ge-

NIKOLAUS GEYER im Alter von 37 Jahren. Er fotografierte auch für die ZEIT

habt um ein obskures »Fotogeschäft«. C. habe Geyer 5000 Euro gegeben, damit dieser Fotos von C.s Exverlobter von einer Website entferne, auf der diese leicht bekleidet zu sehen war – Fotos, die Geyer nicht einmal selbst gemacht hatte. Doch sie blieben im Internet. Also habe C. das Geld zurückgefordert, aber nicht bekommen. Er habe Geyer eine Abreibung verpassen wollen – und »eventuell eine Körperverletzung zufügen«, so sein Anwalt Tim Geißler. Im Hotel sei es zu einem Kampf gekommen. Der Leiter der ermittelnden Kölner Mordkommission stellte das am dritten Prozesstag infrage, weil die Spuren am Tatort keinen Hinweis auf eine Auseinandersetzung gegeben hatten.
Daniel C. behauptet, er habe im Hotelzimmer mit dem Baseballschläger nur ein einziges Mal zugeschlagen. Den Rest soll Agron B. erledigt haben. Dann ließen sie den Fotografen in seinem Blut liegen und gingen. C. sagt, er habe nicht geglaubt, dass Geyer sterben würde. Erst viel später, als er B. in Stuttgart besuchte, habe dieser ihn mit der Nachricht überrascht: »Der Typ ist tot.« Agron B. habe ihn umarmt, geweint. Etwa hundert Zeugen sollen im Prozess noch aussagen. Er wird wohl bis Oktober dauern.

Fotos (M) V.l.n.r.: Vaso Paschali / EPA / dpa; defd Deutscher Fernsehdienst; Marc Hillesheim

SCHLUSSLICHT

Geliebter Chef

Berlin. Männer und ihre Frauen dürfen verschiedener Meinung sein. Jedenfalls in der Linken. Zu deren »modernem Familienbild«, darin ist sich der Vorstand nun einig, passt es nicht, »dass ein Mann seine Frau zur Ordnung ruft«. Christa Müller, familienpolitische Sprecherin im Saarland, darf also meinen, Kinder brauchten Zeit mit der Mutter. Oskar Lafontaine, Müllers Mann und Vater ihres Kindes, wird als Chef der Bundespartei meinen, sie brauchten kostenlose Hortplätze. So kann die Ehe den Streit unter Demokraten befördern. **EVT**

WIRTSCHAFT

Mao und der BDI
Industriepräsident Jürgen Thumann über die Wirtschaftsspionage der Chinesen, teuren Klimaschutz und die Große Koalition **Seite 29**

Der wahre Altersunterschied

Heute geht es den meisten Rentnern gut. Aber die Altersarmut wird zunehmen, weil viele Bürger nicht in der Sozialversicherung sind

VON ELISABETH NIEJAHR

Wer in diesen Tagen Illustrierte oder Zeitungen durchblättert, könnte auf die Idee kommen, der Reichtum der Gesellschaft sei zwischen den Generationen klar verteilt. Vor allem die Bilder erwecken diesen Eindruck: In den redaktionellen Teilen sind traurig dreinblickende Kinder vor leeren Tellern oder in schäbigen Wohnungen zu sehen. Auf den Anzeigenseiten hingegen strahlen fröhliche Rentner, braun gebrannt und weißhaarig, oft beim Segeln, Radfahren oder Reiten.

Arme Junge, wohlhabende Alte – diese Sicht hat sich in den vergangenen Jahren eingebürgert. Die Marketingabteilungen der Konsumgüterhersteller haben die Generation der über 50-Jährigen als kaufkräftige Zielgruppe entdeckt und mit so seltsamen Etiketten wie »Best Agers«, »Silver Surfer«, »Whoopies« *(well off old people)* oder gar »Kukidents« bedacht. Die Politik wiederum hat sich den Problemen verwahrloster Kinder aus bildungsfernen Familien zugewendet. Deren Chancenlosigkeit gilt vielen als das größte sozialpolitische Problem der Gegenwart.

Für den Moment ist diese Sicht nicht falsch. In Städten wie Berlin lebt inzwischen jedes sechste Kind von staatlichen Hilfen. Die Zahl der Ruheständler, die ihre Einkommen durch die staatliche Grundsicherung aufstocken müssen, liegt dagegen nur bei knapp zwei Prozent. Den Alten geht es gut: Im Durchschnitt ist die heutige Rentnergeneration besser versorgt als alle Jahrgänge zuvor.

Vielleicht werden deshalb die Probleme, denen sich die Alten der Zukunft gegenübersehen werden, ausgeblendet. Doch die Generation der Babyboomer hat andere als ihre Vorgänger. Die Menschen haben oft mehrfach unterbrochene Erwerbsbiografien. Nicht einmal jeder zweite Deutsche zahlt gegenwärtig überhaupt noch in die Sozialsysteme ein. Gleichzeitig haben die vergangenen Rentenreformen die Ansprüche künftiger Rentner erheblich reduziert. Waren bisher vor allem nicht erwerbstätige Mütter die Verlierer der Rentenpolitik, so werden dies in Zukunft Geringverdiener, Arbeitslose und vor allem viele Selbstständige sein. Für sie gibt es wenig Grund, über die »Rente ab 67« zu jammern, viele von ihnen werden im Alter so lange weiterarbeiten, wie es geht, manchmal bis zum Tod.

DIE JUNGEN MENSCHEN von heute müssen mit mehr Unsicherheit fertig werden als ihre Eltern

Illustration: Smetek für DIE ZEIT, www.smetek.de

An dieser Zielgruppe geht die schwarz-rote Rentenpolitik vorbei. Das ist merkwürdig, schließlich bringt die Regierung Merkel vielerlei soziale Neuerungen auf den Weg – vom Mindestlohn für Mitarbeiter von Paketdiensten bis zum Elterngeld. Und auch die Alterssicherung wird in manchen Bereichen ausgebaut:

- von inzwischen neun Millionen Riester-Verträgen werden vor allem Eltern profitieren, von 2008 an steigt die Grundzulage auf 154 Euro und die Kinderzulage auf 185 Euro, und für jedes Neugeborene kommen sogar 300 Euro im Jahr hinzu;
- die staatliche Förderung von Betriebsrenten wurde gerade verlängert;
- beide Parteien wollen mit sogenannten Investivlöhnen Arbeitnehmer an den Erträgen ihrer Unternehmen beteiligen, auch das kann im Alter helfen.

Beinahe hätte die Koalition vor der Sommerpause sogar noch einen »Pflege-Riester« eingeführt, mit dem das Sparen für den Pflegefall subventioniert werden sollte. Gemeinsam ist all diesen Ideen, dass sie nur Menschen helfen, die durch die gesetzliche Rentenversicherung schon abgesichert sind. Ihnen droht aber ohnehin nur selten Armut. Freiberufler hingegen, egal, ob wohlhabend oder arm, haben keinen Anspruch auf Riester-Förderung. So geht die staatliche Hilfe an denen vorbei, die sie besonders brauchen. Doch die Nöte des alternden Prekariats sind momentan kein Thema – die Regierung schweigt und schaut weg.

Bisher ist echte Altersarmut, anders als in den Nachkriegsjahren, hierzulande kein Massenproblem. In den vergangenen Jahren haben zwar Nullrunden bei der Rente, Beitragssteigerungen der Krankenkassen, höhere Strom- und Lebensmittelpreise und neue Abgaben auf Betriebsrenten viele ältere Menschen getroffen. Selbst Ruheständler, die nur sehr kleine Renten bekommen, stehen aber oft besser da, als der flüchtige Blick in die Statistik zeigt. Oft haben sie hohe andere Einkommen. So zeigt eine aktuelle Studie zur Alterssicherung in Deutschland, dass die Gruppe der verheirateten Männer mit einer Rente von weniger als 275 Euro in Westdeutschland zusammen mit ihren Ehefrauen über ein Durchschnittseinkommen von 2388 Euro verfügt. In manchen Fällen haben solche Rentner nur wenige Jahre in die Versicherung eingezahlt und sind anschließend Beamte geworden, beziehen also eine hohe Pension. In anderen Fällen kommen hohe Einnahmen aus Mieten oder gute Betriebsrenten hinzu. 59 Prozent aller männlichen und 60 Prozent aller weiblichen Beschäftigten hatten im Jahr 2004 eine betriebliche oder öffentliche Zusatzvorsorge, wie eine Untersuchung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) in Nürnberg bei 20 000 Menschen zeigt.

Selbst ältere Arbeitslose, die heute von Hartz IV leben, haben laut dieser Studie fast immer so lange gearbeitet, dass sie einen Anspruch auf eine Altersversorgung oberhalb der Armutsgrenze haben. Und mehr als die Hälfte der Männer in Ost und West sowie knapp die Hälfte der ostdeutschen Frauen haben schon mit 50 so viel Beiträge gezahlt, dass ihnen auch ohne einen neuen Job keine Altersarmut droht. Nur arbeitslose westdeutsche Frauen über 50 haben weniger Rentenansprüche.

Dasselbe Institut warnt allerdings auch, der Grund dafür sei eine »einmalige historische Konstellation«. Die Versorgung ist auch eine Folge der zumindest formal vorhandenen Vollbeschäftigung der DDR-Bürger. Deshalb gibt es in der Rentnergeneration von heute ziemlich einheitliche Einkommen in Ost und West. In den neuen Bundesländern leben viele Ehepaare, die zwei Renten bekommen und deshalb oft sogar besser versorgt sind als gleich alte Wessis, die zu zweit von der Rente des Mannes leben.

Das wird schon bald anders sein. In Westdeutschland gehen mehr Doppelverdiener in Rente, in Ostdeutschland mehr Langzeitarbeitslose. »Die jüngeren Arbeitslosen von heute sind die armen Alten von morgen«, warnt der Wirt-

Fortsetzung *auf Seite 24*

Punktsieg für die Lokführer

Aussicht auf eigene Tarifregeln

Im Tarifkonflikt bei der Bahn hat die Gewerkschaft Deutscher Lokomotivführer Anfang dieser Woche einen Punktsieg errungen. Zwar ist noch immer nichts entschieden in dem seit fünf Monaten währenden Streit. Aber eines haben die Lokführer erreicht: Ein eigenständiger Tarifvertrag für sie als kleine Gruppe innerhalb der Bahn-Belegschaft ist nicht mehr tabu. Er gilt jetzt als ein offizielles Verhandlungsziel.

Zwei Wochen lang hatten Kurt Biedenkopf und Heiner Geißler die Gespräche zwischen den Gewerkschaftern und der Bahn moderiert. Herausgekommen ist ein Kompromiss, der wie so oft von den verschiedenen Seiten unterschiedlich gedeutet wird. Klar ist: Bis zum 30. September soll nicht gestreikt, sondern weiterverhandelt werden. Und: Die Gewerkschaften haben die Zuständigkeiten für die Beschäftigten der Bahn unter sich neu aufgeteilt. Über die Löhne und Arbeitszeiten der Lokführer darf nun exklusiv die GDL verhandeln. Dafür musste sie den Vertretungsanspruch für das übrige Fahrpersonal, also Schaffner und Zugkellner, faktisch aufgeben. Transnet und GDBA, die konkurrierenden Eisenbahner-Gewerkschaften, erhielten dagegen das Mandat, mit der Bahn über »die Entgeltstruktur im Übrigen« zu reden. Die Verhandlungen sollen parallel stattfinden. Am Ende wird aber ein »konflikt- und widerspruchsfreies« Gesamtgefüge angestrebt.

Man mag der Bahn und ihren Mitarbeitern ein solches von allen akzeptiertes Ergebnis wünschen. Ob es tatsächlich gelingt, ist aber so wenig vorhersehbar wie vor den Gesprächen mit Biedenkopf und Geißler. Positiv ist immerhin, dass ein Arbeitskampf noch einmal abgewendet wurde – zumindest vorerst.

Dennoch spricht das fortgesetzte Tarifgezerre bei der Bahn dafür, dass Streiks häufiger werden. Mehr und mehr entdecken einzelne Berufsgruppen ihre Blockademacht und pochen hartnäckig auf nur für sie geltende Sonderregeln – erst die Piloten, Fluglotsen und Ärzte, jetzt die Lokführer. Andere Gruppen wie etwa Krankenpfleger und auch weitere Untergruppen der Eisenbahner wie die Fahrdienstleiter werden sich bald fragen, warum sie es nicht den Zugführern gleichtun sollten, wenn die mit ihrer Strategie Erfolg haben.

Noch ist Deutschland weit von früheren britischen Verhältnissen entfernt, als auf der Insel täglich eine andere Splittergruppe das Land lahmlegte. Die hiesige Kultur der Konfliktlösung, die durch besonders wenige Streiktage gekennzeichnet ist, wird sich nicht über Nacht ändern. Der 30. September könnte aber zu einem Datum werden, an dem Weichen gestellt werden. Schon jetzt ist es für die kleine Truppe von rund 10 000 Lokführern ein beachtlicher Erfolg, welche mediale Aufmerksamkeit und breite Sympathie sie für ihre Lohnforderungen erreicht hat.

KOLJA RUDZIO

60 SEKUNDEN FÜR

Fremdschämen

Seit 40 Jahren steht Karel Gott auf der Bühne, er hat Aberdutzende Songs im Repertoire, doch die Leute wollen von ihm immer nur die gleichen alten Lieder hören. *Biene Maja.* Oder *Babicka.* Oder *Weißt Du, wohin.* Dem Mann ist das nicht peinlich. »Meine naive Vorstellung war, dass ich ab einem bestimmten Alter nur noch die Crème de la Crème mache. Schöne Galas mit Big Band, aber nicht mehr tingeln«, hat der Tscheche jetzt dpa gestanden. Von wegen. Einmal Schlager, immer Schlager, das Publikum ist da gnadenlos.

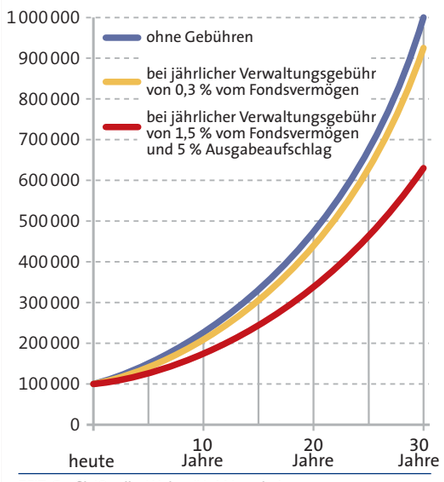
Bizarr wird es, wenn ein Schlagerstar nur einen Hit im Repertoire hat und diesen dann ausschlachten muss – so wie Matthias Reim, dessen *Verdammt, ich lieb Dich* ein Autovermieter umtexten ließ. Im Videoclip zu *Verdammt, ich hab nix* steht der wuschelköpfige Privatpleitier mit offenem Hemd im Meer, stülpt seine leeren Taschen nach außen und beweist eindrücklich, dass er immer noch nicht singen kann. In seiner weißen Leinenhose steckt nicht mehr als ein Automietvertrag, trotzdem wird er mit großen Büstenhaltern beworfen. Das ist so peinlich, dass sich selbst treue Fans dafür schämen. Fremdschämen nennt man das.

Und falls Sie sich jetzt ärgern, dass wir Sie hier gerade schamlos mit Nebensächlichkeiten behelligen: Pfeifen Sie einfach fröhlich Ihren Lieblingsschlager – und fremdschämen Sie sich eine Runde für uns.

ANNA MAROHN

Teure Anlage

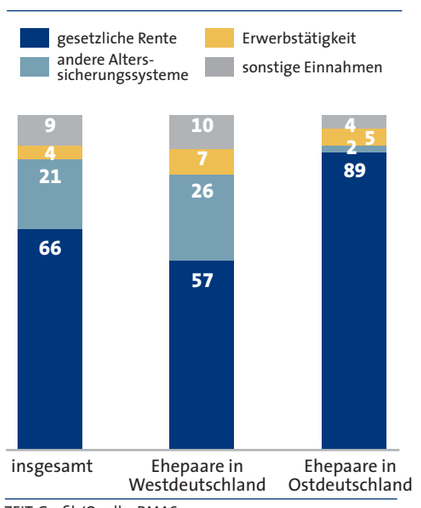
Wertentwicklung von 100 000 Euro in einem Aktienfonds mit 8 Prozent Jahresrendite



ZEIT-Grafik/Quelle: Weber/Uni Mannheim

Viele Geldquellen

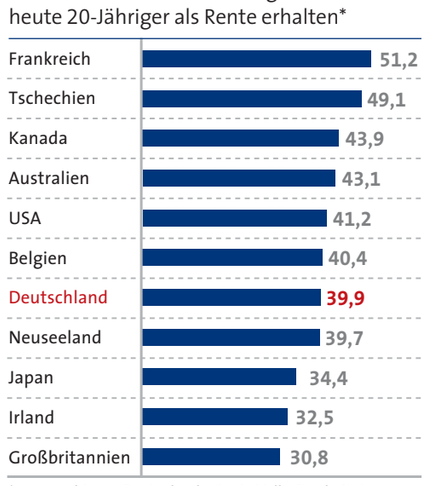
Wovon die über 65-Jährigen in Deutschland 2003 lebten (in Prozent)



ZEIT-Grafik/Quelle: BMAS

Große Lücke

So viel Prozent seines Bruttogehalts wird ein heute 20-Jähriger als Rente erhalten*



*wenn er bis zur Rente durchgängig Vollzeit arbeitet und immer den Durchschnittslohn verdient

ZEIT-Grafik/Quelle: OECD

Weniger für die Bank

Die deutschen Finanzinstitute verdienen viel Geld an der privaten Altersvorsorge ihrer Kunden. Der Mannheimer Professor Martin Weber hat einen Reformvorschlag

DIE ZEIT: Professor Weber, mit Riester- und Rürup-Renten sollen die Deutschen die Lücke schließen, die durch den Abbau der gesetzlichen Rente aufgerissen worden ist. Klappt das?

Martin Weber: Die Frage kann Ihnen niemand seriös beantworten. Wir wissen weder, wie viel bei der gesetzlichen Rentenversicherung in 30 Jahren herauskommt, noch kennen wir die Höhe der Verzinsung des angelegten Kapitals. Auf jeden Fall sollten diejenigen, die es sich leisten können, mehr sparen als nur den Basissatz der Riester-Rente.

ZEIT: Hat der Gesetzgeber die subventionierte Altersvorsorge klug konzipiert?

Weber: Mich stören die hohen Kosten der Produkte sowie das völlige Außerachtlassen wissenschaftlicher Erkenntnisse über optimale Portfolien.

ZEIT: Welche Erkenntnisse meinen Sie?

Weber: Nehmen Sie die Schweden. Dort hat eine Expertengruppe Vorschläge erarbeitet, wie das Vorsorgegeld optimal angelegt werden kann. Keine Zockerei, sondern eine vernünftige Beteiligung der Bürger am Produktivvermögen. Das Geld wird international breit gestreut in Aktien, Anleihen und Immobilien angelegt. In den reifen Märkten wird in günstige Indexfonds investiert. Dazu kommt noch eine Währungsabsicherung.

ZEIT: Wozu braucht man eine Währungsabsicherung?

Weber: Wenn man Geld international in Aktien anlegt, hat man weniger Risiko, als wenn man sich auf ein Land konzentriert. Doch die Wechselkursschwankungen machen diesen positiven Aspekt der Diversifikation oft zunichte. Deshalb ist die Währungsabsicherung sinnvoll. Damit schaltet man das Risiko des Devisenmarktes aus.

ZEIT: Ist das der »Ikea-Fonds«, den Sie neulich in einem Beitrag für das *manager magazin* gefordert haben?

Weber: Genau. Die Schweden haben einen solchen Fonds ohne Ausgabeaufschlag und zu jährlichen Gebühren in Höhe von 0,3 Prozent konzipiert. Das ist günstig.

ZEIT: Warum ist billig bei der Geldanlage so wichtig?

Weber: Gebühren von 1,5 Prozent pro Jahr hören sich nicht besonders schlimm an. Aber wenn Sie 30 Jahre lang diese Gebühren zahlen, bilden Sie zwischen einem Drittel bis zur Hälfte weniger Vermögen, als wenn Sie keine Gebühren berappen.

ZEIT: Haben Sie ein Beispiel?

Weber: Nehmen Sie an, Sie legen heute 100 000 Euro in einem internationalen Aktienfonds an. Bei einer durchschnittlichen Verzinsung von acht Prozent pro Jahr haben Sie nach dreißig Jahren ein Vermögen von etwas mehr als einer Million Euro. Wenn Sie – wie in Deutschland üblich – fünf Prozent Aufgabeaufschlag zahlen und 1,5 Prozent Managementgebühren, bekommen Sie am Ende etwas mehr als 600 000 Euro raus.

»Es kann doch nicht sein, dass der Staat die Finanzierung der Altersvorsorge seiner Bürger privatisiert, die Gewinne aber den Banken zuschanzt«

Foto: Universität Mannheim

ZEIT: Den Unterschied von 400 000 Euro streicht meine Bank ein?

Weber: Zum Teil der Vertrieb, also Banken und Vermögensberater, zum Teil die Fondsgesellschaften. Aber zum großen Teil entstehen die 400 000 Euro Mehrgewinn gar nicht, da die Gebühren Jahr für Jahr abgezwackt werden und daher weniger Geld angelegt wird.

ZEIT: Das heißt, die Deutschen könnten durch die private Altersvorsorge im Alter wohlhabender sein, wenn es einen solchen Discount-Fonds hierzulande gäbe.

Weber: Ja. Sie hätten ein günstigeres und wahrscheinlich auch ein besseres Altersvorsorgeprodukt, als es das sonst zu kaufen gibt.

ZEIT: Können die deutschen Finanzinstitute so etwas ihren Kunden nicht anbieten – oder wollen sie es nicht?

Weber: Sie können schon. Aber die Verantwortlichen der Finanzindustrie denken zu Recht erst einmal an das eigene Unternehmen und nicht daran, wie sie einen preisgünstigen Fonds für die Bevölkerung zusammenstellen können. Das ist ja auch nicht ihre Aufgabe. Das muss der Staat machen, oder es müssen Institutionen sein, die sich das Gemeinwohl auf die Fahne schreiben, wie die Sparkassen.

ZEIT: Sie fordern den Staat auf, gemeinsam mit der Finanzindustrie einen kostengünstigen Fonds anzubieten?

Weber: Das ist der liberale Paternalismus. Jeder Bürger darf das Produkt wählen, das er für richtig hält, und er darf auch auf gut gemachte Werbung hereinfallen. Aber der Staat muss dafür sorgen, dass es als Alternative einen solchen Günstig-Fonds gibt. Es kann doch nicht sein, dass der Staat die Finanzierung der Altersvorsorge seiner Bürger privatisiert, die Gewinne daraus aber Banken, Versicherungen und Fondsgesellschaften zuschanzt. Die Gewinne gehören den Bürgern!

ZEIT: Ist das nicht ziemlich riskant, wenn alle Deutschen in denselben großen Fonds investieren und sich später möglicherweise herausstellt, dass die heutigen Erkenntnisse völlig falsch waren?

Weber: Dann lassen Sie uns drei solcher Fonds auflegen. Aber bis wir uns um diese Frage ernsthaft Gedanken machen müssen, würde es sowieso noch ein Weilchen dauern. Der größte Fonds der Welt, der Staatsfonds der Vereinigten Arabischen Emirate, legt knapp 700 Milliarden Euro an. Wenn die Deutschen so viel Geld für die private Altersvorsorge angespart haben, hätten wir weniger Probleme.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **ROBERT VON HEUSINGER**

PRIVATINSOLVENZEN

Schneller zurück auf null

Verbraucher in finanzieller Not sollen ihre Schulden künftig einfacher loswerden. Darauf hat sich die Bundesregierung in der vergangenen Woche geeinigt. Den Gesetzentwurf zur Erleichterung von Verbraucherinsolvenzen soll das Parlament im kommenden Frühjahr beschließen. Verbraucherschützer lobten die Initiative. Betroffene könnten dann »schneller als bisher einen wirtschaftlichen Neuanfang schaffen«, sagt Gerd Billen, Vorstand des Bundesverbands der Verbraucherzentralen.

Die Zahl der neu eröffneten Entschuldungsverfahren steigt ständig, seit die Privatinsolvenz 1999 ermöglicht wurde. Allein in den ersten sechs Monaten dieses Jahres haben 51 600 Personen Insolvenz angemeldet – rund 18 Prozent mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Wie die Wirtschaftsauskunftei Creditreform aus Neuss berichtet, gab es bis Ende Juni dreieinhalbmal mehr Verbraucherinsolvenzen als solche von Unternehmen. Besonders stark sei der Zuwachs in Ostdeutschland gewesen. Für die Schuldner werden mit Hilfe der Gerichte Zahlungspläne aufgestellt, an die sie sich sechs Jahre lang halten müssen. In dieser Zeit werden alle verfügbaren Einnahmen an die Gläubiger verteilt. Zum Leben bleibt, was nicht mehr gepfändet werden kann: Für einen Alleinstehenden ohne Unterhaltsverpflichtungen sind das rund 985 Euro im Monat. Wer dies bis zum Ende durchhält, dem werden die restlichen Schulden erlassen.

Der Anstieg der Zahlen besagt allerdings nicht, dass immer mehr Menschen mit der Rückzahlung ihrer Kredite überfordert sind. Es könnte auch sein, dass sie lediglich zunehmend einen Ausweg aus ihrer Lage suchen. Wie viele überschuldet sind und somit Kandidaten für eine Privatinsolvenz, lässt sich nur grob schätzen. »Zwischen 4,5 und zehn Millionen Haushalte sollen betroffen sein, und es scheint ein Wettstreit darum entbrannt zu sein, wer die höchsten Zahlen bietet«, berichtet das Institut für Finanzdienstleistungen.

Die planmäßige Entschuldung ist bislang ein umständlicher Prozess. Denn bevor sie beginnt, steht noch ein förmliches Insolvenzverfahren an. Das wird zwar regelmäßig mangels Masse eingestellt – weil Schuldner in der Regel kein Vermögen mehr haben, das verteilt werden könnte –, kostet aber durchschnittlich 2300 Euro Gerichtsgebühren. Mittellosen Privatleuten mussten die Justizkassen der Länder diese Summe oft vorstrecken, bekamen sie aber nur selten zurück. Dieses vorgeschaltete förmliche Insolvenzverfahren soll durch den neuen Gesetzentwurf beseitigt werden. Die Vorteile: Zum einen können die meisten Betroffenen schneller mit der Entschuldung beginnen und müssen bloß noch Verfahrenskosten von rund 750 Euro tragen. Zum anderen werden die Staatsfinanzen entlastet. »Die Bundesländer erwarten durch die Neuregelung eine Ersparnis von 150 Millionen Euro«, berichtet das Bundesjustizministerium. **ROH**

Der wahre …

Fortsetzung *von Seite 23*

schaftsweise und Rentenexperte Bert Rürup. In Westdeutschland werden mehr gut versorgte Akademikerpaare mit abbezahltem Häuschen obendrein noch erben. Im Osten werden weniger Vermögen an die nächste Generation weitergereicht. Die Unterschiede innerhalb der Rentnergeneration von morgen werden zunehmen. Man wird auch künftig wohlhabende Alte treffen, die jünger wirken und um die Welt reisen, aber auch mehr arme Alte. Vermutlich wird man viel seltener als heute pauschal von »den Rentnern« sprechen und die Idee abwegig finden, sie hätten gemeinsame politische Anliegen. Die Verteilungskonflikte werden vermutlich nicht zwischen den Generationen ausgetragen, sondern innerhalb der Generationen – Arm kämpft gegen Reich statt Alt gegen Jung.

Altersarmut wird kein ausschließlich ostdeutsches Problem sein. Sie ist vor allem, aber nicht nur eine Folge von Arbeitslosigkeit. Auch Geringverdiener sind Verlierer der rot-grünen Rentenreformen.

Früher verfügte die Sozialversicherung über einen ausgeklügelten Mechanismus, wonach kleine Renten von langjährig Versicherten aus vielerlei Gründen aufgestockt wurden – davon profitierten Mütter, Arbeitslose und eben Bezieher kleiner Einkommen. Das ist heute anders. Die OECD rechnete jüngst vor, dass in keinem anderen Industrieland Geringverdiener so schlecht versorgt werden wie in Deutschland (siehe Grafik). Bei Arbeitnehmern mit durchschnittlichen Einkommen rangiert Deutschland im OECD-Vergleich im unteren Drittel. Zurzeit müssen Durchschnittsverdiener 25 Jahre lang Beiträge zahlen, um auf eine monatliche Nettorente von 600 Euro zu kommen.

Noch finsterer sieht es für Langzeitarbeitslose aus. Seit Anfang des Jahres erwirbt jeder Hartz-IV-Empfänger pro Jahr nur noch einen Rentenanspruch von gerade einmal 2,19 Euro. Langzeitarbeitslose fallen als Beitragszahler nahezu aus. Und selbst wenn sie wieder einen Job finden, wird es für sie schwerer, die entstandenen Lücken aufzufüllen. Dafür sorgt unter anderem ein Mechanismus, der von Anfang kommenden Jahres an wirkt und zuvor erworbene Rentenansprüche verringern wird: Wer als Langzeitarbeitsloser die Möglichkeit hat, frühzeitig in Rente zu gehen, muss dies von Anfang 2008 an tun – selbst wenn Abschläge fällig sind und die Rente kleiner wird.

Alle diese Regelungen führen dazu, dass sich immer mehr Berufstätige ganz bewusst aus der Sozialversicherung verabschieden, als Selbstständige arbeiten und deshalb keine oder nur geringe Rentenansprüche erwerben. Rürup spricht gar von einer »Massenflucht«.

Schuld daran ist auch das schlechte Image der Rentenversicherung. Eine Untersuchung im Auftrag der Europäischen Kommission bei Bürgern der EU-Staaten ergab kürzlich, dass kaum irgendwo das Vertrauen in das gesetzliche System so gering ist wie hierzulande. Nur jeder vierte Deutsche war zuversichtlich – damit liegen wir gleichauf mit den Bulgaren, weit hinter Dänen, Tschechen oder Slowenen. So erstaunt es nicht, dass längst nicht nur Juristen oder Steuerberater lieber als Freiberufler arbeiten.

Neuerdings verabschieden sich vor allem Geringverdiener wie Friseure oder Kellner zu Tausenden aus dem alten System. So wie die Mitarbeiter des Carita Salons, der in einer schicken Einkaufsstraße in Berlin-Charlottenburg liegt. Hier arbeiten neun Selbstständige unter einem Dach – Masseure, Friseure, Kosmetikerinnen. »Wenn man einmal selbstständig war, lässt man sich nicht einfach so wieder anstellen, das rechnet sich einfach nicht«, sagt Karen Hendrich, die vormittags in einer Privatklinik für Schönheitsoperationen arbeitet und nachmittags im Carita Salon ausgewählten Kunden Hände und Füße verschönert. Alle Kollegen sorgen, wenn überhaupt, privat für ihr Alter vor. Keiner bedauert, auf den Rentenanspruch zu verzichten.

Wegen solcher Absetzbewegungen fordern einige SPD-Politiker eine Absicherungspflicht auch für Selbstständige. Die stellvertretende SPD-Parteivorsitzende Elke Ferner etwa würde am liebsten die Pflicht zur Mitgliedschaft im gesetzlichen Rentensystem auf alle Erwerbstätigen ausweiten, »damit die gut verdienenden Freiberufler ihren Solidarbeitrag leisten müssen und die Geringverdiener nicht in Armut abrutschen«.

Olaf Scholz, Parlamentarischer Geschäftsführer der SPD-Bundestagsfraktion, wirbt für einen anderen Weg: Bei der jüngsten Gesundheitsreform sei es gelungen, für alle Bürger einen Anspruch auf eine Krankenversicherung durchzusetzen – private und gesetzliche Anbieter sind inzwischen verpflichtet, jedem Interessenten einen Vertrag anzubieten. Eine ähnliche Regelung will Scholz auch für die Altersversorgung: keine Pflichtmitgliedschaft im gesetzlichen System, wohl aber eine »Mindestabsicherungspflicht« für alle. »Jeder muss einen Schutz gegen Altersarmut haben, aber die Art der Vorsorge für bisher nicht Versicherte schreibt der Staat nicht vor, sondern er lässt dem Bürger die Wahl«, meint der SPD-Abgeordnete. Der Gesetzgeber könne eine Reihe von möglichen Anlageformen festlegen. Mit so einer Pflicht, hofft Scholz, käme es auch seltener vor, »dass sich Menschen ohne Sozialversicherung quasi zu Dumpingpreisen als Selbstständige anbieten müssen«.

Noch einfacher wäre es allerdings, die staatlich geförderte Riester-Rente einfach für alle Bürger anzubieten. Warum soll der Staat über den Umweg des Vorsorgesparens die Kinder eines festangestellten Architekten fördern, die der freiberuflichen Kollegin aber nicht? Zwar gibt es für Freiberufler heute schon die sogenannte Rürup-Rente, doch dabei handelt es sich um ein Steuersparmodell – es lohnt sich vor allem für Gutverdienende. Den Riester-Zuschlag für alle fordert seit Langem Herbert Rische, der Präsident der Deutschen Rentenversicherung. Schließlich zahlten ja auch alle Steuerzahler dafür. Doch diese Ungerechtigkeit ist vielen Politikern nicht klar.

Wahrscheinlich gehört es zu den Eigenheiten der komplizierten Rentenpolitik, dass oft verkannt wird, wem sie schadet und wem sie nützt: Die Bundesregierung redet viel von Armutsbekämpfung, stützt aber bei der Altersvorsorge nur die Mittelschicht. Die Rente ab 67 wird vor allem von den Alten gefürchtet, den Rentnern von heute – also genau von der Gruppe, die das Gesetz bestimmt nicht betrifft. Und die Vertreter der geburtenstarken Jahrgänge im Parlament, in den Verbänden und den Redaktionen haben einst besonders vehement Korrekturen bei der alten Rentenformel gefordert – und werden am Ende diejenigen sein, die deshalb mit kleinen Alterseinkommen leben müssen.

ANZEIGE

Direkt-Depot

0,– €

Jetzt eröffnen und profitieren:

- Kostenlose Depotführung
- Günstige Transaktionspreise
- Hochverzinstes, kostenloses Verrechnungskonto

BÖRSE ONLINE Onlinebroker-Award Testsieger Kosten + Zinsen Ausgabe 8/2007

0180 2 / 00 40 77
(0,06 Euro pro Anruf – Festnetz der Dt. Telekom)
www.ing-diba.de/treffer

3540057

ING DiBa

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/alter
Audio www.zeit.de/audio

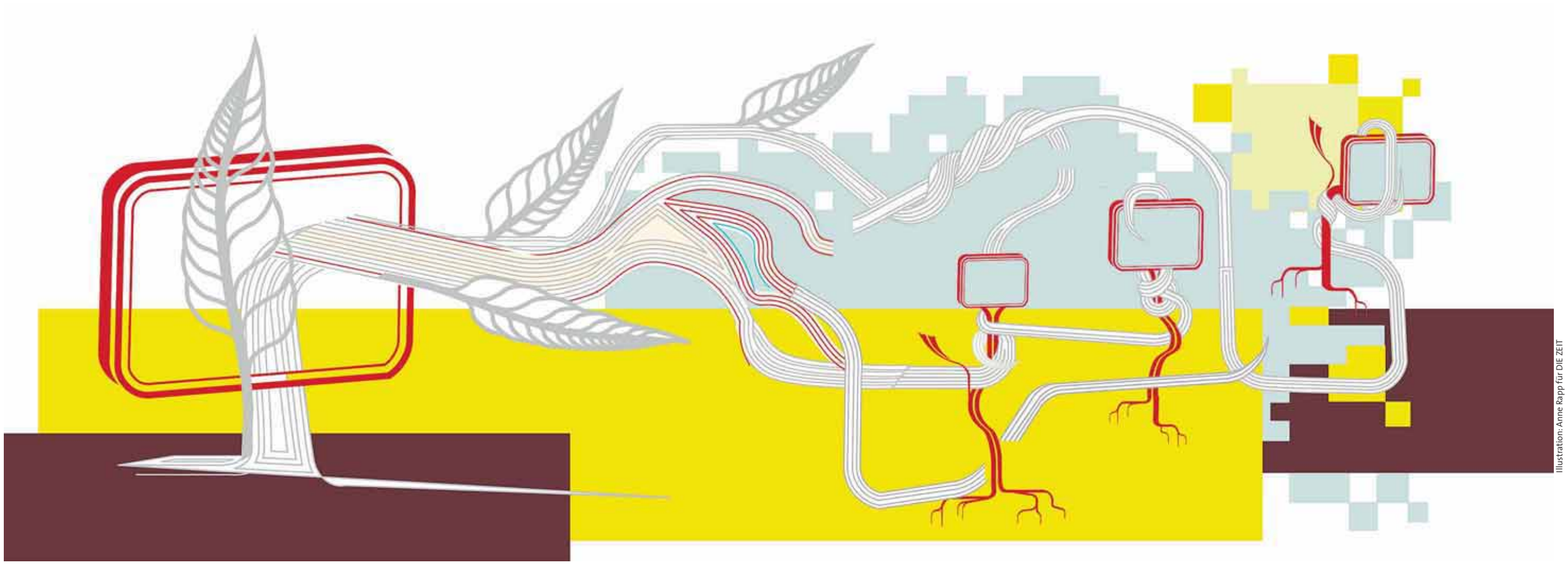


Illustration: Anne Rapp für DIE ZEIT

Die mit dem großen Geldsack

ARD und ZDF bauen ihr Internetangebot zur Internationalen Funkausstellung massiv aus. Privatsender und Zeitungen fühlen sich bedroht **VON PEER SCHADER**

So modern war die ARD selten: Derzeit können Zuschauer »Ihre Frage nach Berlin« mit einer Videokamera aufnehmen und an die *Tagesschau* im Internet schicken. Die interessantesten Fragen werden im *Morgenmagazin* ausgestrahlt und sollen von Politikern wie Kurt Beck, Edmund Stoiber, Ursula von der Leyen und Peer Steinbrück beantwortet werden.

Die ARD ist in ein Onlinefieber geraten, seit die Intendanten im Juni ihre »Digitalstrategie« verabschiedet haben. Dabei handelt es sich um eine Art Fahrplan für eine Medienwelt, in der Fernsehen, Internet und Mobilfunk wohl zusammenwachsen werden.

Und die ARD will mitwachsen.

Auf der Internationalen Funkausstellung (Ifa), die an diesem Freitag in Berlin beginnt, wird die ARD-Mediathek präsentiert. Auf dieser zentralen Onlineplattform werden vom Herbst an die Programme der Landessender, vom NDR bis zum SWR, und des Ersten verfügbar sein. Das ZDF hat mit einem ähnlichen Angebot gute Erfahrungen gemacht. Der Zuschauer kann die Mediathek wie eine Programmzeitschrift nutzen und direkt auf Nachrichten, Magazine oder Unterhaltungssendungen zugreifen, die an den sieben Vortagen im Fernsehen liefen. Die Verantwortlichen beim ZDF schwärmen vom Zuspruch der Zuschauer, die sich *Kriminaldauerdienst* oder Dokumentationen wie *2057 – Unser Leben in der Zukunft* online anschauen. Außerdem bieten ARD und ZDF Kurznachrichten fürs Handy. Die *Tagesschau in 100 Sekunden* ist bereits gestartet, zur Ifa folgt die Mobilausgabe von *heute.*

Die Neuheiten sollen einem Mangel abhelfen. Die Sender tun sich schwer damit, junge Zuschauer zu erreichen. Gerade haben sie einen Negativrekord aufgestellt: Nur 5,7 Prozent der 14- bis 49-Jährigen wollten im Mai das Programm des ZDF sehen, die ARD kam im Juni auf 6,7 Prozent. Intensiv bemühen sich die Öffentlich-Rechtlichen, die verlorene Jugend auf neuen Kanälen zurückzugewinnen. Es scheint zu gelingen: Die Hälfte der Mediathek-Nutzer auf *ZDF.de* ist jünger als 30 Jahre.

Privatsender und Zeitungsverleger fürchten ein Ungleichgewicht im Markt, wenn die gebührenfinanzierten Konkurrenten sich grenzenlos in den digitalen Medien ausbreiten dürfen. »ARD und ZDF planen derzeit, so massiv in den Wettbewerb einzusteigen, dass die Privaten kaum noch mithalten können«, sagt Jürgen Doetz, Vorstand des Verbands Privater Rundfunk und Telemedien. Ihn stört, dass ARD und ZDF ihre digitalen Nischenkanäle EinsExtra und ZDFinfokanal quasi zu Nachrichtensendern ausbauen. Das könnte einen Investitionsstopp bei n-tv und N24 zur Folge haben, hieß es von den Privaten.

Die Zeitungsverleger sprechen schon von »Enteignung«

»Wir agieren in einem Markt, in dem der staatlich geschützte Wettbewerber ständig seine Grenzen ausweitet – das gibt es nirgendwo sonst«, sagt Tobias Schmid, Leiter Medienpolitik bei RTL. »Ein Unternehmen investiert doch nicht zig Millionen Euro in einen Nachrichtenkanal, und kurz darauf sagt ein Mitbewerber, der keine Finanzsorgen hat: Das dürfen wir jetzt auch.« RTL-Geschäftsführerin Anke Schäferkordt und ProSiebenSat.1-Chef Guillaume de Posch haben den Ministerpräsidenten der Länder, die für die Medienpolitik zuständig sind, einen Beschwerdebrief geschickt.

Fast panisch haben Zeitungs- und Zeitschriftenverleger auf die Ankündigungen der öffentlich-rechtlichen Sender reagiert, ihre Onlinepräsenzen zu stärken. Beim Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger spricht Geschäftsführer Dietmar Wolff gar von einer »Enteignung« der Verleger, die als werbefinanzierte Unternehmen nicht mit den GEZ-Gebühren-Einnahmen von ARD und ZDF mithalten könnten. Für ihre 29 TV-Sender und fast 60 Radiostationen erhalten ARD und ZDF mehr als sieben Milliarden Euro jährlich. Bisher gibt es immerhin eine Selbstverpflichtung, derzufolge höchstens 0,75 Prozent der Gebührengelder für Onlineangebot eingesetzt werden dürfen, wobei ARD und ZDF beschwichtigen, das genehmigte Budget von 60 Millionen Euro werde längst nicht ausgeschöpft. Doch das ist nur die halbe Wahrheit, denn in der Regel sind nicht einmal die Kosten für die technische Verbreitung der Internetauftritte in den genannten Onlineausgaben enthalten.

»Wie will man das auseinanderrechnen?«, fragt Intendant Raff

60 Millionen Euro plus X – davon können private Wettbewerber heute nur träumen: Spiegel Online, das erfolgreichste deutsche Nachrichtenportal, weist für das vergangene Jahr 15 Millionen Euro Umsatz aus. »Spiegel Online wird seine Redaktion weiter vergrößern«, sagt Chefredakteur Mathias Müller von Blumencron. »Aber wir müssen dabei sehr genau wirtschaften. ARD und ZDF könnten, wenn die Selbstbeschränkung fällt, ihr Engagement mit einem Mal ausweiten. Das würde sicher zu einer massiven Wettbewerbsverzerrung führen.«

Der ARD-Vorsitzende weist die Vorwürfe zurück. »Die meisten Onlineangebote der ARD stehen überhaupt nicht in Konkurrenz mit denen der privaten Wettbewerber, weil wir die Programme unserer Hörfunkwellen, Spartensender und der Dritten Programme begleiten«, sagt Fritz Raff. Der Gesamtetat für die Nachrichtenseite *Tagesschau.de* liegt Senderauskünften zufolge bei vier Millionen Euro im Jahr – auch weil zahlreiche Inhalte von anderen ARD-Redaktionen zugeliefert werden. Deshalb will Raff die Budgetbeschränkung kippen: »Es wird doch in Zukunft kaum noch zu unterscheiden sein, welche Ausgaben sich Online zuteilen lassen und welche dem klassischen Fernsehen. Wenn künftig Journalisten von Außenterminen Beiträge für Fernsehen, Hörfunk und Online mitbringen – wie will man das auseinanderrechnen? Eine Beschränkung lässt sich am besten durch einen klar definierten Programmauftrag erreichen.«

Diesen Auftrag zu formulieren ist Aufgabe der Ministerpräsidenten. Am 6. September wird es ein erstes Treffen des ARD-Vorsitzenden Raff und des ZDF-Intendanten Markus Schächter mit den Vertretern der Rundfunkkommission der Länder geben. Im Fernsehen sollen die Öffentlich-Rechtlichen die Vielfalt des Programms sichern. Aber online, so argumentieren jedenfalls Verleger und Privatsender, werde der gegenteilige Effekt erzielt, weil ARD und ZDF dort ein vielfältiges, aber wirtschaftlich noch fragiles Mediengefüge zerstörten. RTL-Mann Schmid sagt: »Pluralismus ist im grunddemokratischen Medium Internet bereits angelegt – dafür braucht man keinen öffentlich-rechtlichen Rundfunk.«

Die öffentlich-rechtlichen Sender sind mit schuld daran, dass die Kritik an ihrer Onlinestrategie so einmütig ist: ARD und ZDF starten neue Digitalangebote, noch bevor Regeln geschaffen werden, die übergangsweise bis zum Inkrafttreten des 11. Rundfunkänderungsstaatsvertrags im Jahr 2009 gelten sollen. Die mobile *Tagesschau* beispielsweise wird als Programm getarnt, das zuerst bei EinsExtra und im Internet gesendet wird, bevor es im Mobilfunk läuft. Das mag rechtlich in Ordnung sein, ist aber auch ein Trick, um Genehmigungsverfahren zu umgehen.

Die Kritiker der öffentlich-rechtlichen Digitalpläne hingegen müssen sich ihre eigenen Schwächen vorhalten lassen. Irritiert und geschwächt von der Medienkrise zu Beginn des Jahrtausends, haben die meisten Verlage lange zu wenig ins Internet investiert. Nun versuchen sie, das mit hektischen Onlineoffensiven nachzuholen, bei denen keineswegs immer nur die seriöse Information im Vordergrund steht – Boulevardthemen und Bildergalerien werden besonders gern angeklickt.

Und dass eine ernst zu nehmende Berichterstattung von hohem gesellschaftlichem Wert bisweilen mit den wirtschaftlichen Zielen der Eigentümer großer Fernsehsender kollidiert, zeigt sich seit Jahren im TV-Markt – auch wenn RTL sich rühmt, mit *RTL aktuell* mehr junge Zuschauer zu erreichen als das ZDF mit *heute.* Von den »Informationsoffensiven« der Privaten ist kaum etwas geblieben. Ein Sommerinterview mit der Bundeskanzlerin zeigte RTL vor wenigen Wochen nach Mitternacht, und ProSiebenSat.1 hat auf Investorenwunsch sein Nachrichtenangebot eingeschränkt.

Es geht darum, genau zu schauen, wo ARD und ZDF die Vielfalt gefährden. *ZDF.de* verbuchte im Juli gut 13 Millionen Visits, also Besuche auf den Internetseiten. Nur 4,5 Millionen davon entfallen auf die Nachrichtenseite *heute.de.* Die ARD kam mit *Tagesschau.de* im Juli auf knapp über 13 Millionen Visits. Das ist im Vergleich mit *RTL.de* (39 Millionen) und *ProSieben.de* (126 Millionen), die hauptsächlich mit Entertainment-Inhalten Geld verdienen, nicht viel. Auch der Abstand zu *Spiegel Online* (70 Millionen) ist deutlich. An anderen Stellen ist die Präsenz der Öffentlich-Rechtlichen hingegen erdrückend: Regionalverleger in Nordrhein-Westfalen leiden schon jetzt unter dem umfangreichen Angebot von *WDR.de.* Zudem gefährden die Mediatheken, die man auf der Ifa sieht, den entstehenden Markt für private Online-Videoangebote im Unterhaltungsbereich. ProSieben verkauft beispielsweise *Gülcans Traumhochzeit* für 99 Cent pro Abruf, RTL die Serie *Gute Zeiten, Schlechte Zeiten.* Bislang ist das kein großes Geschäft.

Daraus ergibt sich für die Medienpolitik die Frage: Ist es richtig, wenn Telenovelas von ARD und ZDF im Internet gezeigt werden, während private Unternehmen viel Energie darauf verwenden, mit ähnlichen Angeboten einen Markt aufzubauen?

Ein erster politischer Plan, wie ARD und ZDF im Internet reguliert werden könnten, ist vor Kurzem in der Staatskanzlei von Rheinland-Pfalz entstanden, die den Vorsitz in der Rundfunkkommission der Länder hat: Onlinepräsenzen sollten sich eng an einer »audiovisuellen Grundversorgung« orientieren und jenseits von Radio und Fernsehbildern strikt »sendungsbegleitend« sein. Für Internetunterhaltung müssten die Sender Tochtergesellschaften gründen, die nicht durch Gebühren finanziert würden und sich wie die privaten Angebote am Markt behaupten müssten.

Noch macht man sich bei der ARD einen ziemlichen Spaß aus dem Streit und wirbt in einem Onlinespiel dafür, dass der Internetauftritt den Gebührenzahler nur neun Cent im Monat koste. Ein virtueller Spielautomat zeigt diverse Gegenstände wie Wäscheklammern, Vanillezucker oder Einwegrasierer – der Nutzer soll raten, welche für zehn Cent zu haben sind. Ihr eigenes umfassendes Angebot aus Information, Sport und Unterhaltung findet die ARD in diesem Vergleich anschließend »… einfach jeden Cent wert«. Aber so schlicht werden die Öffentlich-Rechtlichen in den kommenden Wochen kaum argumentieren können.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/digital

Schlau mitreden, wenn es kracht

Kippt jetzt die Konjunktur in Deutschland?

Mit einem Wort: Nein. Jenseits der Finanzmärkte geht es unserer Wirtschaft weiter gut. Die Arbeitslosigkeit sinkt, die Deutschen kaufen mehr ein, die Unternehmen schreiben Gewinne. Wenn ein paar Finanzinstitute nun wegen schlechter Kredite aus den USA in Nöte geraten, können wir das wegstecken. Doch wenn man aus der Frage das Wörtchen »jetzt« streicht, fällt die Antwort etwas vorsichtiger aus. In ein paar Monaten könnte eines der düsteren Szenarien eintreffen, die manche Ökonomen jetzt an die Wand malen. Die Banken und Anleger, die gerade kräftig auf die Nase gefallen sind, wollen ab sofort besonders sichergehen. Riskante Kredite vergeben sie seltener und gegen höhere Zinsen. Diese Flucht in die Sicherheit trifft auch Unternehmen, die fremdes Kapital zum Expandieren suchen. Und dann ist da noch die Nachfrage. Wenn bei uns die Wirtschaft rund läuft, in den USA oder Fernost aber nicht, kann das dem Exportweltmeister Deutschland nicht egal sein. Doch wie gesagt: Bisher sind das nur düstere Szenarien.

Hat die US-Immobilienkrise ihren Höhepunkt erreicht?

Ach was, es geht erst richtig los. Schlechte Hypothekenkredite aus den USA und darauf basierende Wertpapiere wurden jahrelang in alle Welt verkauft. Bisher ist nicht klar, bei welchen Banken, Pensionsfonds oder Lebensversicherungen noch welche liegen. Weitere Überraschungen und Blamagen sind also garantiert, zumal sich das Problem längst nicht mehr auf die sogenannten *subprime*-Hypothekenkredite beschränkt. Diese wurden riskanterweise an Leute mit geringer Kreditwürdigkeit vergeben. Doch auch amerikanische Vorzeigebürger geraten neuerdings in Zahlungsverzug, und damit beginnt eine zweite Welle der Hypothekenkrise. Viele haben ihre Häuser hoch beliehen und darauf gepokert, dass die Zinsen niedrig bleiben oder ihre Immobilien weiter rasant an Wert gewinnen. Fehlanzeige. Die Folgen der Fehlspekulation: Hunderttausende Not leidende Hypothekenkredite, Zwangsversteigerungen, ruinierte Hypothekenbanken und Baufirmen.

Ist die gesamte amerikanische Wirtschaft gefährdet?

Oberflächlich gesehen, geht es den Amerikanern ähnlich wie den Deutschen: Ihre Wirtschaft läuft insgesamt wunderbar, nur am Finanzmarkt und bei den Hausbauern rappelt es. Doch der furiose amerikanische Wirtschaftsboom der vergangenen Jahre stand auf wackligeren Fundamenten als der sanfte Aufschwung in Europa. In den USA wurde er auch dadurch angefeuert, dass die Haushalte hohe Schulden machten und so ihren Konsum finanzierten. Woher nahmen sie den Mut dazu? Unter anderem aus der Erfahrung, dass ihre Eigenheime im Wert immer weiter stiegen. Da fühlten sie sich reich. Und Banken schwatzten ihnen immer neue, vermeintlich günstigere Hypothekenkredite auf. Dass diese jetzt teurer werden und die Hauspreise fallen, trifft also ins Herz der amerikanischen Wirtschaft. Auch Unternehmen kommen nicht mehr so billig an Geld. Misslich, denn in den USA finanzieren sich Firmen stärker über solches Fremdkapital als in Europa. Wirtschaftshistoriker warnen: Großen Wirtschaftskrisen ist stets eine Verknappung der Kredite vorausgegangen.

Sind die Rettungsaktionen der Notenbanken zu teuer?

Jean-Claude Trichet hat keinen Badesee aus Geld wie Dagobert Duck. Wenn der Präsident der Europäischen Zentralbank jetzt gelegentlich 50 oder 100 Milliarden Euro in den Geldmarkt »pumpen« lässt, dann ist das nicht hydraulisch zu verstehen. Da wird nicht gepumpt, es wird gebucht. Die Geschäftsbanken verschulden sich bei der Notenbank und erhalten im Gegenzug das Geld auf ihr Konto gebucht. Es kommt aus dem Nichts, es wird erst im Augenblick der Buchung geschaffen. »Geschöpft«, sagen Geldexperten, die von Bademetaphern selber ganz angetan sind. Mitmachen können allerdings nur Geschäftsbanken, die die nötigen Sicherheiten stellen – etwa in Form von Bundesanleihen und anderen Wertpapieren. Die werden einbehalten, falls die Geschäftsbanken ihren Kredit, das geschöpfte Geld, eines Tages nicht mehr zurückzahlen können. Kosten der Rettung fallen bei der Zentralbank also so lange nicht an, wie die Sicherheiten der Geschäftsbanken nicht faul werden. Im Gegenteil: Die Notenbank kassiert Zinsen und verdient so auch noch Geld.

Wer steht für die Verluste der Geschäftsbanken gerade?

Wer die Zeche zahlt, hängt auch davon ab, wie hoch die Rechnung ist. Und ob man anschreiben lassen kann. Gilt für Kneipen. Gilt auch für Kreditgelage, wie die Banken sie in den vergangenen Jahren abgehalten haben. Nur weiß im Moment noch niemand, wie viele Striche wirklich auf den Bierdeckeln der Banken stehen. Da ist zum Beispiel die arg verkaterte IKB Deutsche Industriebank. Zu ihrer Rettung hilft die KfW Bankengruppe, die Bund und Ländern gehört, mit einer Kreditlinie von 8,1 Milliarden Euro aus. Dieses Geld ist nicht automatisch verloren. Es wird, so weit die IKB es in Anspruch nimmt, gegen Wertpapiere getauscht. Gegen jene verbrieften Immobilienkredite aus den USA, die jetzt in so schlechtem Ruf stehen. Wie viele davon am Ende abgeschrieben werden müssen, klärt sich erst, wenn die IKB die Papiere verkaufen muss. Verluste von 3,5 Milliarden Euro scheinen möglich, KfW und Privatbanken haben entsprechend Geld zurückgelegt. Nur wenn das nicht reicht, muss der Bund wohl einspringen und Teile der Zeche zahlen.

Fotos (Ausschnitte) v.l.n.r.: imago; R. Wilking/Reuters; J. Tabacca/intertopics; G. Schuster/zefa/corbis; F. Gambarini/dpa

Ende mit Schrecken

Wie die Landesbank Sachsen das erste deutsche Opfer des Tumults an den globalen Finanzmärkten wurde

VON ROBERT VON HEUSINGER

Da waren's nur noch sieben. Am Wochenende ist eine weitere selbstständige Landesbank verschwunden: die sächsische. Ohne genaue Prüfung, aber mit einem Rückgaberecht ausgestattet, übernahm die Landesbank Baden-Württemberg (LBBW) ihre Leipziger Kollegin. Hals über Kopf. Nicht einmal der Preis steht fest. Solche Details sollen erst bis Ende des Jahres geklärt sein.

Schon jetzt ist aber klar, wie dominant die Rolle der LBBW im öffentlich-rechtlichen Bankenlager geworden ist. Ohne sie, die größte und solideste Landesbank, geht nichts mehr. Die Stuttgarter sind in den vergangenen fünf Jahren an ihren einstigen Rivalen BayernLB und der WestLB vorbeigezogen (Letztere strauchelt gerade wieder). Sie fühlen sich zuständig, wenn es Ideen voranzubringen gibt – oder Brände zu löschen. Vor einer Woche waren sie auch schon dabei, als Leipzig eine Kreditlinie über 17,5 Milliarden Euro brauchte.

Die Sachsen LB ist das erste deutsche Opfer der internationalen Finanzkrise, die zwei wesentliche Ursachen hat: die unverantwortliche Kreditvergabe in Amerika und das Aufkommen neumodischer Kreditinstrumente. Mit deren Hilfe wurde das Risiko aus US-Häuslebauer-Krediten weltweit verteilt. Bis im Juli die Stimmung kippte. Plötzlich scheuten die Anleger das Risiko, die Geldmärkte trockneten aus. Da geriet die SachsenLB ins Schlingern. Sie hatte im Verhältnis zu ihrer Bilanzsumme ein viel zu großes Rad mit den komplizierten Finanzinstrumenten gedreht. Diese heißen Eisen kauften die Banker mit wenig Eigenkapital, aber vielen fremden Krediten. Die Kredite laufen alle paar Monate ab, dann müssen sie durch neue ersetzt werden. Das klappte mit einem Mal nicht mehr. Bei der SachsenLB hatte man nicht gewusst, dass die hohe Liquidität der vergangenen Jahre keine Selbstverständlichkeit war. Geliehenes Geld gab es nicht mehr einfach so, für spekulative Finanzinstrumente schon gar nicht, und das unabhängig von der Frage, wie viel das von der SachsenLB eingekaufte Hypothekenportfolio wert war.

Die Entscheidung der sächsischen Landesregierung für den Notverkauf wurde am Wochenende durch einen »überraschenden Verlust« besiegelt. Aus ungeklärten Gründen musste ein Kreditportfolio erster Qualität verkauft werden, und dabei ergab sich unterm Strich ein dickes Minus. Warum? Weil in der neuen Stimmung am Finanzmarkt niemand die Papiere zu den Einstandskursen kaufen wollte. Und natürlich hatte die SachsenLB einen Großteil des Pakets mit Schulden finanziert.

Die Schulden sind in voller Höhe zurückzuzahlen, also ging der Verlust aufs eingesetzte Eigenkapital. »Es ist wie bei einem Ponzi-Spiel«, sagte ein mit der Situation vertrauter Top-Banker. Ein Beispiel: Eine Bank kauft ein Portfolio im Wert von 100 Euro, legt dafür aber nur vier Euro Eigenkapital und 96 Euro Fremdkredite auf den Tisch. Verkauft sie die Anlagen mit einem winzigen Abschlag, nämlich für 98 statt für 100 Euro, dann hat sie einen ganz schön »überraschenden Verlust« von zwei Euro – die Hälfte ihres eingesetzten Eigenkapitals.

So ähnlich lief es in Sachsen. Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende, dachten sich die überforderten sächsischen Landespolitiker und brachten den Blitzverkauf über die Bühne – sogar ohne den Landtag abstimmen zu lassen.

Sind es nicht immer wieder Staatsbanken, die sich verzocken? Und sollten sie nicht deshalb schnell privatisiert werden? Derlei ist gegenwärtig häufig zu hören, aber etwas vorschnell. Denn auch die solide LBBW ist eine öffentlich-rechtliche Bank. Und vor der SachsenLB war eine Bank namens IKB in Liquiditätsnöte geraten: ein privates, börsennotiertes Finanzhaus, wenngleich die Staatsbank KfW an ihr beteiligt ist. In Amerika haben gerade die Citigroup und die Bank of America Sondergenehmigungen benötigt, um ihre Investmentbanken mit frischem Geld unterstützen zu können. Auch sie sind keine staatlichen Banken. So einfach ist es also nicht.

Dass Landesbanken in jüngster Zeit auffällig häufig negative Schlagzeilen produzieren, liegt an zwei Konstruktionsfehlern. Erstens: Landesbanken haben keine Kunden. Um überhaupt Geld zu verdienen, müssen sie riskantere Geschäfte betreiben als andere. Oder sie müssen Sparkassen übernehmen, die Kunden haben. Das ist der Grund, warum die LBBW so gut dasteht. Sie ist Sparkasse und Landesbank in einem und deshalb einer Großbank viel ähnlicher als die übrigen Landesbanken. Der zweite Konstruktionsfehler: Landesbanken haben Bundesländer als Großaktionäre. Daher sind kräftebündelnde Zusammenschlüsse unter normalen Umständen gar nicht möglich. Die Ministerpräsidenten stemmen sich aus Sorge um Macht und Arbeitsplätze dagegen.

Vor diesem Hintergrund spielt auch das Ringen um die Zukunft der WestLB, die durch Spekulationsverluste im Aktienhandel arg gebeutelt wurde. Vor einer Woche sah es noch nach einer Fusion von LBBW und WestLB aus, jetzt ist die Landesregierung in Düsseldorf auf Konfrontationskurs gegangen. Die Sparkassen in NRW, denen die Mehrheit an der WestLB gehört, wollen den Zusammenschluss. Ministerpräsident Jürgen Rüttgers aber nicht. Er will lieber die Sparkassen per Gesetz enger an die WestLB binden, ihr damit zu Geschäft und zu Kunden verhelfen und Düsseldorf als Hauptsitz der Bank stärken.

Die alles entscheidende Frage lautet dabei: Wie stark ist die WestLB gegenwärtig noch? Kann sie inmitten der globalen Finanzkrise alleine durchhalten? Wenn nicht, ist Rüttgers Konfrontationskurs hoch riskant. Ihm könnte es sonst gehen wie den Sachsen. Dann wären's nur noch sechs.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/finanzkrise

Falls Sie trotz der Weltfinanzkrise noch auf Partys gehen: Hier ist Ihr Gesprächsstoff

VON THOMAS FISCHERMANN, ROBERT VON HEUSINGER, MARTIN HINTZE, ANNA MAROHN UND ARNE STORN

Warum hat die Finanzaufsicht nicht früher eingegriffen?

Weil ihr der Einblick in die entscheidenden Bücher gefehlt hat. In den Strudel der Finanzkrise gerissen wurden die SachsenLB und die IKB Deutsche Industriebank durch ihre Investmentvehikel im Ausland. Das sind keine normalen Tochterfirmen, sondern rechtliche Konstruktionen namens Conduits. Das Conduit der SachsenLB heißt weltmännisch Ormond Quay, das Conduit der IKB wurde immerhin auf gut Denglisch Rhineland Funding getauft. Sie unterliegen nicht der Kontrolle deutscher Behörden, und Ormond Quay taucht nicht mal in der Bilanz der SachsenLB auf. Conduits seien eine »Möglichkeit, sich den Blicken der Aufseher zu entziehen«, heißt es bei der BaFin, der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht. PricewaterhouseCoopers befand 2006 in einer Analyse höflich: »Es ist möglich zu demonstrieren, dass niemand den Conduit kontrolliert.« Dort fühlte man sich jedenfalls frei genug, um mit verbrieften Immobilienkrediten in Milliardenhöhe zu spekulieren – bis der Einbruch kam. Und die Mutterinstitute gerieten an den Rand der Zahlungsunfähigkeit.

Hat die Wall Street den Rest der Welt abgezockt?

Eindeutig lässt sich das noch nicht beantworten. Es gab aber genügend Einfallstore für Manipulationen, Schludrigkeit und sogar für Betrug. Jede Bank weiß um ihre schwache Stelle: die Kredite. Sie werden heute vergeben, bereiten aber erst in einigen Jahren Probleme. Dann sitzen die Verantwortlichen auf anderen Posten, haben ihre Boni kassiert und können nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden. Dagegen treffen Banken Vorkehrungen. Doch wer bremst bei neumodischen Finanzinstrumenten, in denen Kredite neu verpackt und Risiken weitergereicht werden? Das Risiko trägt nicht mehr die Bank, sondern der Käufer solcher Pakete. Der achtet auf das Gütesiegel der sogenannten Ratingagenturen. Methode: Kaum nachvollziehbar. Bezahlung: Genau nachvollziehbar. Es zahlen die Investmentbanken, die die Papiere vermarkten. Wenn in zwei, drei Jahren ein Zehntel aller top bewerteten Kreditderivate ausfallen, wird es nach Betrug riechen.

Sind die Notenbanken schuld an der Krise?

Einen Vorwurf müssen sich die seriösen Herren bei der Federal Reserve Bank, der japanischen Nationalbank und der Europäischen Zentralbank schon gefallen lassen: Sie haben den Glücksrittern kräftig in die Hände gespielt. Vor allem Alan Greenspan, der bis zum vergangenen Jahr der gefeierte Notenbankchef in den USA war. Von 2001 bis 2004 senkte er die amerikanischen Leitzinsen auf Rekordtiefstände. Das führte dazu, dass besonders viele Kredite aufgenommen wurden, zum Beispiel für neue Häuschen. Zugleich suchten Kapitalanleger händeringend nach Anlagemöglichkeiten, die mehr als nur ein paar magere Prozent abwarfen. Sie wurden also ins Risiko gelockt, etwa in den heute berüchtigten Subprime-Hypothekenmarkt. Doch hätten Greenspan und seine Kollegen es anders machen können? Vielleicht. Höhere Zinsen hätten nach dem Crash von 2001 größere Anpassungsschmerzen verursacht, aber die Immobilienkrise gäbe es nicht. Greenspan & Co halten dagegen: Es sei viel billiger, solche Krisen zuzulassen und hinterher die Scherben aufzusammeln. Warten wir es ab.

Was bedeutet das alles für meine Altersvorsorge?

Gut möglich, dass Ihre Lebensversicherung oder Ihr Pensionsfonds in undurchsichtige Wertpapiere investiert hat. Schließlich litten in den vergangenen Jahren viele professionelle Anleger unter den niedrigen langfristigen Zinsen am Kapitalmarkt. Da waren alle Papiere höchst willkommen, die als sicher galten, aber etwas mehr Rendite abwarfen als üblich. Je nachdem, was Ihr Lebensversicherer wann gekauft hat, fällt ihre private Rente jetzt ein bisschen geringer aus. Pech gehabt. Vielleicht haben Sie aber auch Glück, und Ihr Pensionsfonds steigt erst jetzt in den Markt ein. Es ist ein guter Zeitpunkt. Die Risikoaufschläge liegen dreimal höher als noch im Juli, also winken höhere Renditen. Viele Banken suchen in diesen Wochen händeringend nach Investoren. In diesem Fall könnte die Rente etwas höher ausfallen – wenn, ja wenn die Krise sich nicht noch weiter verschlimmert. Privatanleger, die unter die Geier gehen wollen und von der Not der Banken profitieren möchten, können jetzt sogenannte ABS-Fonds kaufen. Einige Fondsgesellschaften bieten so etwas an.

Verhungern die »Heuschrecken« auf ihrer Jagd nach Firmen?

Zumindest geht ihnen eine wichtige Futterquelle aus. Noch vor wenigen Wochen konnten Finanzinvestoren für ihre Firmenkäufe exorbitante Beträge auf den Tisch legen. Das war zum größten Teil gepumptes Geld: Banken gaben ihnen enorme Kredite zu extrem günstigen Konditionen, teils ohne Schutzklauseln. Die Banken konnten sich ihre Großzügigkeit leisten, denn sie reichten diese Kredite ihrerseits gleich als Anleihen an andere Investoren weiter. Diese Nahrungskette ist jetzt unterbrochen. Die Silos der Finanzinvestoren sind zwar noch mit vielen Milliarden gefüllt, aber für ihre ehrgeizigen Megadeals brauchen sie auch die zusätzlichen Milliarden von den Banken. Die sind aber seit der Finanzkrise auf der Hut. Szenegröße David Rubenstein von der Private-Equity-Firma Carlyle erwartet, dass ein Viertel der schon vereinbarten Übernahmen in der nächsten Zeit platzen wird. In anderen Fällen sinken die Preise, die für Unternehmen gezahlt werden. Und neue Deals? Die sind rar. Für die Heuschrecken könnte die Hungerpause noch einige Monate lang anhalten.

Fotos (Ausschnitte) v.l.n.r.: Jens Schicke; Rudy Sulgan/Corbis; Horst Rudel/imago; Mauritius (2)

Indische Offensive

Der Pharmariese Ranbaxy will in die Weltspitze vorstoßen und plant auch Übernahmen in Deutschland VON BRITTA PETERSEN

Malvinder Singh weiß, was ausländische Journalisten von ihm erwarten. »Wir wollen die Welt beherrschen«, sagt er forsch – und bricht dann in herzhaftes Lachen aus. Das ist entwaffnend. Dabei kann man den jungen Chef des größten indischen Pharmaunternehmens Ranbaxy durchaus beim Wort nehmen. Bis zum Jahr 2012 will er sein Unternehmen in die Spitzengruppe der fünf größten Generikahersteller der Welt führen und fünf Milliarden US-Dollar Umsatz im Jahr machen.

Früher wäre so eine Ankündigung eines indischen Unternehmens als Fantasie abgetan worden. Inzwischen nimmt man sie ernst. Allerdings hätte sie noch bis vor Kurzem Ängste und Schutzreflexe ausgelöst wie bei der Übernahme des französischen Stahlproduzenten Arcelor durch Mittal Steel vor einem Jahr. Seitdem hat sich die Welt nochmals verändert. Als Ranbaxy Anfang 2007 in das Rennen um die Generikasparte des deutschen Pharmakonzerns Merck einstieg, ging kein Aufschrei durch Deutschland. Auch nicht, als im vergangenen Jahr sein indischer Konkurrent Dr. Reddy den Augsburger Generikahersteller Betapharm übernahm.

Vielleicht erscheint das Geschäft mit billigen Nachahmerprodukten nicht attraktiv genug, als dass sich die deutsche Pharmabranche darüber aufregen könnte. Doch sicher liegt es auch an Persönlichkeiten wie Malvinder Singh, dass die Angst vor den Indern schwindet. Seinen MBA hat der 34-Jährige an der Duke University in den USA gemacht, und er strahlt so viel Ruhe und Zielstrebigkeit aus, dass an seiner Seriosität und Kompetenz kein Zweifel besteht. Trotz des etwas exzentrischen rosa Turbans mit passender Krawatte wirkt er bodenständig, konzentriert und selbstsicher. Seit Anfang 2006 ist er Vorstandsvorsitzender in dem Familienunternehmen, das einst sein Großvater gegründet hatte. Anfangs gab es zwar große Bedenken ob seines jugendlichen Alters. Doch seit seinem Einstieg befindet sich Ranbaxy auf stetigem Wachstumskurs.

2006 erwirtschaftete das Unternehmen, in dem die Familie Singh mit 36 Prozent der Anteile Mehrheitsaktionär ist, bei einem Umsatz von 1,34 Milliarden Dollar einen Reingewinn von 115 Millionen Dollar. In diesem Jahr hatte man eigentlich ein Wachstum von 20 Prozent angepeilt, doch im ersten Halbjahr 2007 legte Ranbaxy bereits um 25 Prozent zu. »Es ist immer gut, wenn man Erwartungen übererfüllen kann«, sagt Malvinder Singh mit einem Schmunzeln. Die Zweifel an seiner Führungsfähigkeit hätten sich erübrigt. »Die Zahlen sprechen für sich.«

Foto [M]: Amit Bhargava/Bloomberg News. /Landov

IN DEN LABOREN von Ranbaxy sollen künftig mehr eigene Medikamente entstehen

Obwohl Malvinder Singh gern die Rolle des Welteroberers spielt, der aggressiv auf Einkaufstour geht, ist er ein kühler Rechner. Aus dem Rennen um die Pharmasparte von Merck stieg er aus, als es zu teuer wurde. Zuvor hatte er bereits auf die Übernahme von Betapharm verzichtet. Der deutsche Markt ist damit für ihn noch nicht erledigt. »Merck wäre ein guter strategischer Partner gewesen, doch die Investition hätte sich ab einem gewissen Preis nicht mehr gelohnt. Wir sind aber weiter offen für Zukäufe in Deutschland.«

Unter seiner Führung kaufte Ranbaxy im vergangenen Jahr bereits acht ausländische Unternehmen. Darunter war auch die größte Übernahme in der Geschichte des Unternehmens, der Kauf des rumänischen Generikaherstellers Terapia mit einem Umsatz von 73 Millionen Dollar. Da war Rumänien gerade Mitglied der Europäischen Union geworden. »Wir wollen durch Einkäufe entweder Zugang zu einem neuen Markt bekommen – aber da gibt es inzwischen nicht mehr viele – oder zu Technologien und Therapeutika«, sagt Singh. Außerdem – vielleicht das wichtigste Motiv – will das indische Unternehmen die notwendige Größe erreichen, um in der Pharmabranche weltweit ganz vorn mitzuspielen. »Die Industrie konsolidiert sich derzeit«, sagt Singh. »Man muss groß sein, um zu überleben.«

Nach einer kürzlich erschienenen Studie des Beratungsunternehmens PricewaterhouseCoopers (PWC) sind 50 Prozent der Unternehmen auf dem Pharmamarkt überzeugt, dass sich der Schwerpunkt der Branche derzeit nach Asien verlagert. Die Schlüsselmärkte dabei sind China, Indien und Singapur. Zudem ist es laut Singh an der Zeit, dass sich auch der indische Markt konsolidiert. »Hier sind 20 000 Spieler am Markt. Das sind einfach zu viele«, sagt er. Klar, dass Malvinder Singh dabei kräftig mitmischen will.

Indische Unternehmen, so die Berater von PWC, haben weltweit den stärksten Appetit auf Zukäufe. 48 Prozent der dortigen Pharmaunternehmen halten nach Übernahmen im Ausland Ausschau gegenüber 17 Prozent der chinesischen Konkurrenten. Das könnte langfristig auch für westliche Pharmariesen ungemütlich werden. Denn Ranbaxy will sich auf Dauer nicht darauf beschränken, billige Nachahmermedikamente zu produzieren. Zwar ist das Unternehmen im Generikamarkt gut aufgestellt und ficht besonders in den USA oft erfolgreich vor Gericht Patentrechte an, um als Erstes mit einem Nachahmerprodukt am Markt zu sein. Doch die Inder streben nach Höherem.

»Wir wollen zu einem forschungsbasierten Unternehmen werden«, sagt Malvinder Singh. Aber er weiß, dass dieses Ziel nicht leicht zu erreichen ist. »Das ist ein ganz anderes Geschäftsfeld als die Herstellung von Generika. Für die Entwicklung eines neuen Medikaments braucht man mindestens zehn Jahre.« Schon jetzt investiert Ranbaxy zwischen sechs und sieben Prozent seines jährlichen Umsatzes in Forschung und Entwicklung. Von 10 500 Mitarbeitern sind 1100 in der Forschung beschäftigt. Dabei konzentriert sich das Unternehmen derzeit auf Medikamente gegen Malaria und HIV.

Zwar betont Malvinder Singh gern, dass Ranbaxy ein »globales Unternehmen« sei, das nur seinen Hauptsitz in Indien habe. Doch der Kampf gegen Krankheiten, die vor allem in Entwicklungsländern ein Problem darstellen, ist ihm bei der Forschung ein besonderes Anliegen. Dabei sei die Gewinnspanne zwar deutlich geringer als in anderen Geschäftsfeldern, so Singh. »Aber wir machen damit keine Verluste.« So befindet sich ein Malariamedikament mit dem Namen RBX 11160 zurzeit in Phase zwei der klinischen Tests und wird vermutlich 2011 auf den Markt kommen.

Bei der Entwicklung von Aids-Medikamenten arbeitet Ranbaxy zusammen mit der Stiftung des früheren US-Präsidenten Bill Clinton, der Bill & Melinda Gates Foundation und den Vereinten Nationen. »Die HIV-Initiative der Clinton Foundation wurde in unserem Labor gestartet«, sagt Malvinder Singh. »Inzwischen sind diese Medikamente für 100 Dollar im Jahr erhältlich. Früher kostete die Behandlung 15 000 Dollar. Das war für Menschen in Entwicklungsländern nicht zu bezahlen.«

Dabei möchte Singh nicht den Anschein erwecken, als wolle er zum Philanthropen werden. Charakteristisch für seinen Führungsstil sei »Aggression«. »Unser Fokus liegt auf globaler Führung. Aber gleichzeitig will ich versuchen, offen für die Mitarbeiter zu bleiben und ihnen Chancen zu eröffnen.« Damit sieht er sich in der Tradition seines Vaters Parvinder Singh, der mit Ranbaxy schon in den 1970er Jahren ins Ausland und 1973 an die Börse ging. Also zu einer Zeit, so der Sohn, als »Indien vor allem nach innen schaute«. Inzwischen ist das Unternehmen mit seinen Produkten in 125 Staaten weltweit vertreten, unterhält Produktionsstandorte in zwölf Ländern und macht 80 Prozent seines Umsatzes im Ausland.

»Damals mussten wir immer erst unter Beweis stellen, dass wir es können«, sagt Malvinder Singh. Heute nimmt er mit großer Selbstverständlichkeit den Platz ein, der ihm gebührt. Aber das sagt der Ranbaxy-Chef nicht, das lebt er.

Foto: Marco Urban

»Die Entscheidung ist gefallen«

BDI-Präsident Jürgen Thumann über Wirtschaftsspionage, zu teuren Klimaschutz – und seinen neuen Hauptgeschäftsführer

DIE ZEIT: Herr Thumann, Sie sind als Unternehmer und als Präsident des Bundesverbands der Deutschen Industrie mit Bundeskanzlerin Angela Merkel nach China gereist. Wann waren Sie das erste Mal in diesem Land?

Jürgen Thumann: Das war im Jahr 1966 in Kanton auf einer Messe. Man kam nur dahin, wenn man eingeladen wurde. Beim Grenzübertritt bekamen wir alle eine rote Mao-Bibel. Die habe ich heute noch.

ZEIT: Was haben Sie hergestellt?

Thumann: Unser damaliges Familienunternehmen Hille & Müller produzierte vernickelte Produkte für Radio- und Fernsehröhren-Innenteile. Wir waren Marktführer, und die Chinesen benötigten unsere Produkte.

ZEIT: Produzieren Sie heute in China?

Thumann: Wir haben seit zehn Jahren einen Betrieb im Süden, in der Provinz Guandong, in der Stadt Dongyang. Dort produzieren wir Batteriebecher, also Hüllen für Batterien von Duracell, Energizer und einigen chinesischen Firmen.

ZEIT: Sind Sie ein Joint Venture eingegangen?

Thumann: Wir haben keinerlei chinesische Beteiligung. Darüber haben wir damals sehr intensiv verhandelt, aber ich wollte es nicht, und am Ende haben es alle akzeptiert.

ZEIT: Auf Ihrer Reise war der Schutz geistigen Eigentums ein wichtiges Thema. Was sagen Sie zum Vorwurf umfassender Wirtschaftsspionage?

Thumann: China ist für uns nicht nur ein ganz wichtiger Markt, die Zusammenarbeit funktioniert generell hervorragend. Der BDI versucht, die häufig sehr plakativ und pauschal geführte kritische Diskussion zu versachlichen. Wir müssen die Dinge differenzierter sehen und sollten nicht den chinesischen Staat für alles verantwortlich machen. Wirtschaftsspionage gibt es überall. Wir müssen uns dessen bewusst sein und uns davor schützen.

»Als privater Unternehmer habe ich entschieden, dass ich den chinesischen Staat nicht als Teilhaber möchte«

ZEIT: Hat Ihre Firma Probleme mit Ideenklau?

Thumann: Überhaupt nicht. Die Fertigung der tiefgezogenen Teile verlangt hohes Werkzeug-Know-how und ist nicht einfach zu kopieren.

ZEIT: Fürchten Sie eigentlich den staatlichen Fonds, der Milliarden anlegen soll und von politiknahen Funktionären verwaltet wird?

Thumann: Ich bin ein Verfechter des freien Kapitalverkehrs. Dass die Chinesen über ganz erhebliche Devisenreserven verfügen und sie im Ausland investieren wollen, auch in Deutschland, dagegen habe ich gar nichts. Aber wir wollen festhalten, dass China noch nicht von einer Regierung geführt wird, die demokratisch gewählt ist, wie wir uns das vorstellen und wünschen.

ZEIT: Für Ihr eigenes Unternehmen schließen Sie aber einen chinesischen Teilhaber aus.

Thumann: Moment, ich habe als privater Unternehmer entschieden, dass ich den chinesischen Staat oder eine staatliche Organisation nicht als Teilhaber möchte. Wenn andere dazu bereit sind, dann ist es deren Entscheidung. Ich möchte es niemandem vorschreiben. Eine Ausnahme ist die Wehrtechnik. Wenn Staatsfonds aus manchen Ländern Interesse an EADS bekunden würden, wäre ich dagegen.

ZEIT: Wollen Sie darüber hinaus noch andere Branchen schützen?

Thumann: Ich würde an Bereiche wie Software, IT und Kryptologie denken. Wenn aus dem Ausland – sei es aus China, Russland oder aus anderen Ländern, die viel Geld haben – gezielt politisch versucht wird, Know-how abzuziehen, und kein unternehmerisch-wirtschaftliches Interesse besteht, dann sollte die Politik für solche Konstruktionen internationale Instrumente prüfen.

ZEIT: An was für Firmen denken Sie? SAP?

Thumann: Nein, es geht mir um Anwendungssoftware. Heute ist IT Kernstück vieler Industrieprodukte. Wenn Sie sich beispielsweise eine Werkzeugmaschine anschauen, bezahlen Sie oft mehr für die Software als für die Hardware.

ZEIT: Wie bewerten Sie die Ergebnisse der Kabinettsklausur in Meseberg?

Thumann: Ich hatte die Befürchtung, dass es in der zweiten Halbzeit der Legislaturperiode zu einem Stillstand kommt. Danach sieht es jetzt zum Glück nicht aus.

ZEIT: Gefällt Ihnen das Klimapaket?

Thumann: Die Beschlüsse erkennen endlich an, dass Klimaschutz nur mit der Wirtschaft geht.

ZEIT: Wie das? Das Klima zu retten, bezeichnet Angela Merkel als größte Herausforderung für die Menschheit. Sie haben bislang eher vor zu viel Engagement gewarnt.

Thumann: Wir haben nichts gegen die Ziele, die die Kanzlerin während der EU-Ratspräsidentschaft durchgesetzt hat. Sie sind sehr ehrgeizig. Und wir wollen alles tun, was effizient ist. Aber Deutschland erbringt jetzt schon drei Viertel der europäischen Klimaverpflichtungen …

ZEIT: … was auch daran liegt, dass wir die größten Luftverschmutzer in Europa sind.

Thumann: Wir sind schließlich auch das bevölkerungsreichste Land mit dem größten Industrieanteil innerhalb Europas. Wenn wir bei den neuen, bis 2020 laufenden Reduktionsverpflichtungen wieder 75 Prozent bringen sollen, sind große Teile der Industrie am Standort Deutschland nicht mehr wettbewerbsfähig. So weit dürfen wir nicht gehen.

ZEIT: Das weiß die Bundesregierung offensichtlich. Automobilbauer und Energieerzeuger haben keine neuen Auflagen bekommen. Es trifft vor allem Verbraucher, Vermieter, Verkäufer.

Thumann: Das Ziel, die Emissionen um 40 Prozent zu reduzieren, trifft auch die Industrie.

ZEIT: Am meisten zahlen private Verbraucher.

Thumann: Bisher liegen überhaupt keine Zahlen vor. Deshalb hat der BDI eine Studie in Auftrag gegeben. Die Unternehmensberatung McKinsey soll bis Ende September Preisschilder an die einzelnen Klimaschutzmaßnahmen heften.

ZEIT: Was darf Klimaschutz denn kosten?

Thumann: Ich möchte der Studie nicht vorgreifen. Jedenfalls freue ich mich, dass wir mit der Regierung jetzt einen Dialog über Kosten und Nutzen von einzelnen Maßnahmen beginnen. Wir sehen dann, wo es die größten Potenziale gibt und was es kostet, diese zu heben.

ZEIT: Warum wird eine solche Studie vom BDI finanziert? Wäre das nicht Aufgabe der Regierung gewesen?

Thumann: Wir haben lange gedrängt, aber die Regierung hat uns nichts auf den Tisch gelegt. Weil wir Klarheit haben wollten, haben wir den Auftrag erteilt. Es ist das erste Mal, dass eine so umfassende Analyse entsteht, und sie kostet weit über eine Million Euro. Das Geld sammeln wir bei Verbänden und Mitgliedsfirmen ein.

ZEIT: Können zu hohe Kosten das Ziel obsolet werden lassen, im Jahr 2020 40 Prozent Klimagas weniger als 1990 zu emittieren?

Thumann: Das weiß ich nicht. Wenn Sie an die Sanierung des Altbaubestandes denken, kann es deutlich länger dauern als bis 2020. Gebäude zu sanieren ist nämlich äußerst aufwendig. Es muss auch bezahlbar bleiben.

ZEIT: Einen Quantensprung könnte es doch geben, wenn Kohlekraftwerke aus den Nachkriegsjahren endlich durch moderne ersetzt würden?

Thumann: Da möchte ich erst noch die Kernenergie betrachten. Wenn wir, wie beschlossen, bis 2020 aus deren Nutzung aussteigen, emittieren wir 150 Millionen Tonnen CO_2 mehr. Selbst wenn wir die modernsten heute bekannten Kraftwerke bauen, werden rund 90 Millionen Tonnen CO_2 zusätzlich anfallen. Das unterstellt, dass wir gar kein Wachstum haben! Ich gehe aber davon aus, dass die deutsche Wirtschaft um 2,5 Prozent jährlich wächst. Ich plädiere deshalb dafür, den Ausstieg aus der Kernenergie zu überdenken.

ZEIT: Sollen Ihrer Meinung nach neue Atommeiler gebaut werden?

»Zuerst sollten wir beschließen, die Laufzeit von unseren Kernkraftwerken um zehn Jahre zu verlängern«

Thumann: Nein. Wir sollten unsere Kernkraftwerke mit höchster Sicherheit länger laufen lassen und beschließen, um zehn Jahre zu verlängern. Damit gewinnen wir Zeit, um alternative Technologien zu entwickeln. Im Übrigen zeigen Umfragen, dass die Bereitschaft in der Bevölkerung wächst, den Ausstieg infrage zu stellen.

ZEIT: Umfragen zufolge gibt es momentan auch eine linke Mehrheit. Dazu passen einige Beschlüsse der Kabinettsklausur: Mindestlohn im Postsektor, mehr umverteilen, damit Wohlstand überall ankommt. Wie geht der BDI damit um?

Thumann: Das halte ich für eine Momentaufnahme.

ZEIT: Die Hoffnung auf eine liberale Politik mussten Sie aber doch schon lange begraben.

Thumann: Ich habe lernen müssen, dass sich die Räder in der Politik sehr langsam drehen. Ich denke an die Unternehmenssteuer- und Erbschaftsteuerreform. Auf dem sogenannten Jobgipfel am 17. März 2005 hatte ich geglaubt, in wenigen Monaten erlangten diese Reformen Gesetzeskraft. Inzwischen schreiben wir das Jahr 2007, und die Erbschaftsteuer wird noch immer grundsätzlich diskutiert. Bei den Unternehmenssteuern sind wir schon weiter.

ZEIT: Die Erbschaftsteuerreform ist eines Ihrer großen Themen seit Beginn Ihrer Präsidentschaft.

Thumann: Was dazwischengekommen ist, ist die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts …

ZEIT: … die besagt, dass die Steuerwerte näher an die Verkehrswerte rücken sollen.

Thumann: Aber das Urteil lässt zu, betriebliche Vermögen im Erbgang von der Steuer zu befreien. Der BDI ist weiterhin für ein Abschmelzmodell, bei dem die Erbschaftsteuerschuld erlischt, wenn ein Betrieb zehn Jahre lang vom Erben weitergeführt wird. Da fordere ich die Regierung auf, sich an das zu halten, was im Koalitionsvertrag steht.

ZEIT: Was soll mit privaten Vermögen geschehen?

Thumann: Im Koalitionsvertrag steht, dass wir das Erbschaftsteueraufkommen in der Größe von vier Milliarden Euro pro Jahr halten wollen.

ZEIT: Dann müsste man Kapitalvermögen höher besteuern. Das würden Sie befürworten?

Thumann: Das könnte die Konsequenz sein. Aber Sie haben mir keine Gelegenheit gegeben zu sagen, dass wir uns auch bei der Erbschaftsteuer dem internationalen Wettbewerb stellen müssen. Österreich ist dabei, die Erbschaftsteuer abzuschaffen, Frankreich hat sie gesenkt und die Schenkungsteuer zum Teil erlassen. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn mehr und mehr Kapitalvermögen Deutschland verlässt.

ZEIT: Finden Sie in der Union überhaupt noch einen kompetenten Ansprechpartner für solche Themen, seit sich Friedrich Merz zurückgezogen hat?

Thumann: Es steht dem BDI-Präsidenten nicht an, mit Ihnen Spitzenpolitiker oder Abgeordnete durchzugehen, inwieweit sie wirtschaftliche Experten sind.

ZEIT: Das ist ja auch eine Antwort.

Thumann: Ich kann Ihnen sagen, dass es eine Reihe von Fachleuten in der Union und in der SPD gibt, die dieses Thema beherrschen. Richtig ist auch, dass viele Abgeordnete niemals in der Wirtschaft tätig waren. Da sehe ich eine Aufgabe für den BDI, für Aufklärung und ein besseres Verständnis zu sorgen.

ZEIT: Das müssen Sie seit fast einem Jahr als geschäftsführender Präsident tun.

Thumann: Es wird immer so dargestellt, als ob wir keinen Hauptgeschäftsführer hätten. Klaus Bräunig ist kommissarisch zum Sprecher der BDI-Geschäftsführung bestellt. Den neuen Hauptgeschäftsführer werde ich am 24. September im BDI-Präsidium präsentieren.

ZEIT: Der Kandidat steht fest?

Thumann: Die Entscheidung ist gefallen.

ZEIT: Wer ist es? Der Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium Bernd Pfaffenbach?

Thumann: Es werden immer wieder verschiedene Namen in die Debatte geworfen. Ganz ernsthaft möchte ich Ihnen sagen, dass ich das bedaure.

DAS GESPRÄCH FÜHRTEN **CERSTIN GAMMELIN** UND **GÖTZ HAMANN**

Was bewegt ...

Dirk Roßmann?

Fotos [M]: Arne Weychardt/Agentur Focus; action press (u.)

Der freundliche Gutsherr

Nichts verachtet dieser Mann mehr als Leute, die ihm etwas vorschreiben wollen. Mit kleinen Preisen und großem Ego schuf er eine erfolgreiche Drogeriekette **VON CORINNE ULRICH**

Bagger verschieben Erdhügel, Kräne heben Betonplatten durch die Luft, Laster karren Kies und Sand. Neben der Baustelle verläuft die Autobahn, weiße Lkw mit roter Schrift fädeln sich in den beständig fließenden Verkehr.

Kein schöner Anblick. Eigentlich. Dirk Roßmann aber gefällt, was er aus seinem Bürofenster sieht. Auf der Baustelle in Burgwedel bei Hannover wird sein Logistikzentrum wieder einmal erweitert. Und über die Autobahnanbindung erreichen die Lkw schnell seine Drogeriemärkte.

Roßmann ist Inhaber des drittgrößten deutschen Drogerie-Discounters. Rossmann heißen seine 1250 Filialen, geschrieben mit zwei s. In seinem rosa Hemd ist der kleine Mann mit den verschmitzten Augen und der gelegentlich in Falten liegenden Stirn unter dem fast kahlen Schädel ein Farbtupfer in seinem eher schlichten Büro.

Roßmann war 26 Jahre alt, als er seinen ersten Drogeriemarkt eröffnete. Nach der Hauptschule hatte er zunächst eine Drogistenlehre gemacht, in der Drogerie seiner Eltern hinterm Tresen gestanden und Kunden bedient. Als er sah, dass die damals noch geltende Preisbindung fallen würde und dass im Lebensmittelbereich die ersten Selbstbedienungsläden eröffneten, kopierte er das Prinzip: Drogerieartikel in Selbstbedienung – und dafür zum niedrigeren Preis.

Am 17. März 1972 eröffnete er in der Jakobistraße in Hannover den »Markt für Drogeriewaren«. Fünfmal so groß wie das seiner Eltern war das Geschäft, und »am ersten Tag haben mir die Kunden fast die Schaufensterscheiben eingedrückt«. Nach Ladenschluss hatte Roßmann statt erhoffter 2000 Mark fast das Zehnfache in der Kasse.

Bald waren die Konkurrenten da: Müller und dm 1973, Schlecker 1974. Roßmann focht das nicht an. Zehn Jahre später besaß er in Norddeutschland 100 Drogeriemärkte, in den Achtzigern verkaufte er, um weiter expandieren zu können, 40 Prozent seines Unternehmens an den Investor Hannover Finanz. Heute hält A. S. Watson aus Hongkong diese Anteile.

Auch mit einem Börsengang hat Roßmann zeitweise geliebäugelt. »Vor 15 Jahren war das Unternehmen nicht sehr kapitalstark«, sagt er. Heute jedoch liegt die Eigenkapitalquote bei mehr als 30 Prozent. Der Umsatz kletterte in den vergangenen Jahren jeweils um zehn Prozent auf zuletzt 2,2 Milliarden Euro – und das in einem Markt, der stagniert.

Doch es gibt noch einen anderen, persönlicheren Grund, weshalb Roßmann letztlich nicht an die Börse ging. Aussagen wie diese umschreiben ihn recht deutlich: »Mir kann keiner in dieser Firma etwas sagen.« Roßmann will sich nicht reinreden lassen, keine Analysten überzeugen müssen, nicht den ganzen Investorenzirkus betreiben. »Wir machen einmal im Jahr eine solide Bilanz, und damit hat es sich«, sagt er. Aus anderem Mund würde das nach Gutsherrenart und autokratischem Führungsstil klingen, bei ihm hört es sich wie eine schlichte Feststellung an. Es bedeutet nicht, dass er anderen nicht zuhört. »Wenn es Hand und Fuß hat, hat er immer ein offenes Ohr«, bestätigt eine Mitarbeiterin.

Das Unternehmen Rossmann ist nicht in der Tarifgemeinschaft, kein Mitglied im Hauptverband des Deutschen Einzelhandels und auch nicht im Drogistenverband. Zwar gibt es seit Mitte 2002 einen Betriebsrat, doch Anfang des vergangenen Jahres trat der größte Teil seiner Mitglieder aus der Gewerkschaft aus. Offen spricht niemand aus, warum. Ver.di-Mitarbeiter Uwe Busch, Ansprechpartner für den Bereich Groß- und Einzelhandel im Bezirk Hannover, deutet jedoch vorsichtig an, dass ver.di der Rossmann-Betriebsrat zu arbeitgeberfreundlich war. Cornelia Benhenni, Betriebsratsvorsitzende bei Rossmann, lehnt jede Aussage ab. »Ich gebe überhaupt keine Auskunft, ich habe das einmal getan und mache das nie wieder«, sagt sie. »Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.«

»Die Gewerkschaft mögen die da nicht bei Rossmann«

Was sie im Dezember 2004 jedoch im *manager magazin* äußerte, scheint Buschs Andeutungen zu bestätigen. Die Mitarbeitervertreterin sparte nicht mit Lob für ihren Chef Roßmann. »Wenn der seine Märkte besucht, packt er noch selber mit an, spricht die Mitarbeiter bei Fehlern freundlich an.« Außerdem sagte sie: »Roßmann hat eine Gründung (des Betriebsrates) nicht verhindert. Der Anspruch der Kollegen war (vorher) nicht da.«

Ein anderes Betriebsratsmitglied spricht zwar wohlwollend über den Chef, möchte aber nicht mit Namen genannt werden. Seit mehr als zehn Jahren arbeite sie schon für Rossmann, sagt die Verkäuferin, »und ich kann sagen, ich gehe immer wieder gerne hin. Er ist ein guter Arbeitgeber.« Auf Roßmann, den sie auf Betriebsratssitzungen persönlich erlebt habe, »halte ich sehr große Stücke. Wenn man sieht, was er aus seiner Firma gemacht hat – davor ziehe ich den Hut. Und trotzdem ist er bescheiden geblieben.« Dass die Gewerkschaft dennoch außen vor sei, »stört mich. Wenn es hart auf hart kommt, muss es doch jemanden geben, der auch die Interessen der Arbeitnehmer vertritt. Aber die Gewerkschaft mögen die da nicht – bei Rossmann.« Obwohl nicht verpflichtet, hält sich das Unternehmen an tarifliche Abmachungen. Tarife und Zuschläge würden völlig korrekt gezahlt, Urlaubs- und Weihnachtsgeld gebe es auch, bestätigt eine Mitarbeiterin.

Dirk Roßmann geht es ums Prinzip. Er akzeptiert, was ihm fair erscheint. Aber eine Institution, die etwas zwangsweise einfordern könnte, möchte er nicht in der Firma haben. Das ist sein Verständnis von respektvollem Umgang miteinander. Sein Unternehmen bietet Seminare und Kurse an wie *Künstlerisches Gestalten, Arbeiten mit Stein* und sogar *Tennis.* Und in einer *Jahresgruppe* werden jeweils 25 Mitarbeitern des mittleren Managements Selbsterfahrungsthemen vermittelt. »Anfangs«, erinnert sich Roßmann, »waren die Mitarbeiter skeptisch, heute reißen sie sich um die Teilnahme.«

Roßmann war 14, als er Schopenhauers *Die Welt als Wille und Vorstellung* im elterlichen Bücherregal entdeckte. Vier Jahre lang hat er »darin rumgelesen, und danach hatte ich das Gefühl, jetzt habe ich Schopenhauer begriffen«. Seitdem weiß er: »Bücher sind persönlichkeitsprägend.« Dostojewskis *Idiot* beeindruckte ihn als Jugendlichen am stärksten, »dreimal habe ich den gelesen«. Den Fürsten Myschkin bewundert er: »Seine tiefe Bescheidenheit, seine Großmut und seine Ehrlichkeit wurden von den Leuten verkannt. Dabei vertrat er seine Interessen lediglich sensibler und nachdenklicher als die schneidigen Offiziere des 19. Jahrhunderts.«

Nach den Philosophen kamen die Psychologen. Nach der ersten Ehe – sie dauerte nur vier Jahre – fiel Roßmann in ein Loch, im Gespräch fällt das Wort »Schwermut«. Er beschäftigte sich mit humanistischer Psychologie und wandte sich schließlich der Themenzentrierten Interaktion (TZI) zu. Dahinter steht ein Gruppenkonzept, das auf aktives, schöpferisches Lernen und Arbeiten ausgerichtet ist. Es fordert, die Arbeitsnotwendigkeiten mit Achtung vor der Person zu verbinden.

Seine Funktion als TZI-Gruppenleiter übe er zwar nicht aus, sagt Roßmann, aber »ich praktiziere das, was ich weiß, jeden Tag. Wenn ich in eine Filiale komme, gebe ich jedem die Hand, auch dem Praktikanten oder der Putzfrau. Ich möchte allen das Gefühl vermitteln, dass sie wertgeschätzt werden als Person, ich möchte deutlich machen: Ohne euch gäbe es Rossmann gar nicht.« Damit schlägt er wieder den Bogen zum Unternehmer. »Wo Mitarbeiter sich wohlfühlen, fühlen sich Kunden wohl. Und damit wird letztendlich Profit gemacht.«

»Humanismus mit Effizienz« ist auch das Motto, das hinter dem sozialen Engagement steht, für das er 1998 das Bundesverdienstkreuz erhielt. Schon 1991 gründete er mit dem Hannoveraner Maschinenbau-Unternehmer Erhard Schreiber, die Deutsche Stiftung Weltbevölkerung (DSW), um Armut und Hunger zu bekämpfen. »Schnelles Bevölkerungswachstum führt besonders in armen Ländern zu noch mehr Armut, zur Überlastung der Gesundheits- und Bildungssysteme und behindert die wirtschaftliche Entwicklung«, sagt er. »Armutsbekämpfung kann daher nur erfolgreich sein, wenn sich das Bevölkerungswachstum verlangsamt.« In Entwicklungsländern hilft die DSW jungen Menschen, ungewollte Schwangerschaften zu vermeiden und sich vor einer Ansteckung mit HIV zu schützen. »Mit wenig Geld kann man hier enorm viel erreichen«, sagt Roßmann. Außerdem unterstützt er Straßenkinder in Addis Abeba, »Tiere in Not« und eine jüdische Musikstiftung.

In geschäftlichen Dingen ist Roßmann ein harter Knochen. 2005 wurde sein Unternehmen vom Markenartikelverband angezeigt, weil es Drogerieprodukte unter dem eigenen Einkaufspreis angeboten habe. Anfang dieses Jahres verhängte das Kartellamt gegen die Drogeriekette Bußgelder von insgesamt 300 000 Euro.

Bei dem Thema kommt Roßmann in Rage, spricht schneller und akzentuierter. »Das ist so irrational!« Natürlich handele jeder Drogerie- und Lebensmittelfilialist mit Herstellern Konditionen aus, und natürlich erhalte ein Händler, der viel umsetze und demzufolge große Mengen einkaufe, günstigere Einkaufspreise. Nichts Neues. Wirklich nicht. Allgemein gängige Praxis im Geschäftsleben. Ebenso üblich sei, dass diese Konditionen an den Verbraucher weitergegeben würden. Biete aber ein Händler ein Produkt unter seinem eigenen Einkaufspreis an, um damit einen Wettbewerber zu unterbieten, dann gelte das als Wettbewerbsverzerrung.

»Ich biete günstige Ware und habe trotzdem Millionen verdient«

Das Kartellamt argumentierte, dass der Verkauf unter Einkaufspreisen zur Verdrängung kleiner und mittlerer Unternehmen führe. Roßmann lacht auf: »Welche kleinen und mittleren Unternehmen? Von den 14 000 selbstständigen Drogerien, die es 1970 in Deutschland gab, sind heute höchstens einige Hundert aktiv. In den siebziger und achtziger Jahren, als jährlich 700 bis 1200 Drogerien schlossen, hat das Kartellamt diese Schutzwürdigkeit der kleineren Wettbewerber nicht erkannt.«

Außerdem dürften heute nicht einmal kleine Unternehmen unter Einstandspreis verkaufen, um sich zu behaupten. »Wäre das damals auch so gewesen, hätte ich Rewe, Kaufland und Schlecker nie Konkurrenz machen können. Denn die konnten für 80 Pfennig verkaufen, was ich für eine Mark einkaufen musste.«

Wettbewerb fördere günstige Preise. Und genau das, so vermutet Roßmann, ärgere die Markenartikelhersteller. »Der Markenverband als Interessenvertretung großer Herstellerkonzerne will in Deutschland höhere Markenpreise durchsetzen«, sagt er – und seine Firma habe es halt getroffen. Wehren will er sich trotzdem, notfalls durch alle Instanzen klagen. Ein harter Wettbewerb sei schließlich gut für alle. Auch für ihn. »Ich biete günstig an«, sagt er, »und habe trotzdem Millionen verdient.«

Selbstbediener

Dirk Roßmann wird **1946** in Hannover geboren, macht dort eine Ausbildung zum Drogisten und eröffnet **1972** den »Markt für Drogeriewaren«. Selbstbedienung in dieser Branche war bis dahin unbekannt. Seine Firma expandiert stark. Für sein Engagement zugunsten der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung erhält Roßmann **1998** das Bundesverdienstkreuz. **1999** beginnt er als Erster der Branche den Drogeriehandel im Internet. Nach Streitereien mit dem Markenverband verhängt das Kartellamt **2007** gegen die Firma ein Bußgeld wegen Preisdumpings.

Wetten auf die Zukunft

Mit immer exotischeren Produkten untergräbt die Zertifikatebranche ihre Glaubwürdigkeit **VON OLAF WITTROCK UND CHRISTOPH HUS**

Milch wird knapp? Der Sprit wird teurer? Die Erde erwärmt sich? Was auch immer passiert – das passende Zertifikat liegt sicher schon bereit. Wer sein Geld in diese erst wenige Jahre alte Anlagevariante steckt, geht immer eine Wette auf die Zukunft ein – und das unabhängig davon, ob diese rosig oder grau wird. Vorbei sind die Zeiten, in denen Privatanleger ihr Vermögen allein mit Aktien, Anleihen und Immobilien vermehren konnten. Banken bieten Zertifikate an, mit denen Anleger in die Märkte für Holz, Rohöl oder auch Orangensaft einsteigen können. Mit denen sie von den positiven Folgen der Unternehmenssteuerreform oder vom Kursverlauf peruanischer Aktien profitieren sollen.

Wer ein Zertifikat kauft, investiert nie direkt in einen Basiswert, sondern immer in ein Kunstprodukt, das über eine mathematische Formel auf Veränderungen dieses Basiswertes reagiert. Die Anbieter, auch Emittenten genannt, sind dabei höchst kreativ: Kaum taucht ein neues Thema in der öffentlichen Diskussion auf, präsentieren sie das passende Produkt – mit Gewinnchancen bei steigenden, fallenden oder gar stagnierenden Märkten. So war jüngst Milch an der Reihe: Mitten im Sommerloch überschlugen sich die Meldungen, der Milchpreis stehe vor einem rasanten Anstieg. Wenige Tage darauf warf die Bank ABN Amro ein Zertifikat auf den Markt, mit dem Privatanleger von der angeblich anstehenden Hausse profitieren könnten. Der Wert des Zertifikats steigt, wenn der Preis des Milch-Futures an der Rohstoffbörse in Chicago klettert. »Jeden Tag fragen Anleger nach Milchzertifikaten«, freute sich ABN Amro.

Anlegerschützer und kritische Banker haben starke Vorbehalte gegenüber solchen Angeboten. »Wenn in der Zeitung steht, der Milchpreis steigt oder der Kaffee wird teurer, weil irgendwo eine Ernte ausgefallen ist, dann klingt es erst mal sexy, davon zu profitieren«, sagt German Reng, Berater im Vermögenszentrum München, einem von Banken unabhängigen Vermögensverwalter. »Was er da allerdings wirklich bekommt, kann ein Privatanleger meist gar nicht nachvollziehen.« Ganz abgesehen davon, dass kein Anleger beurteilen kann, ob sich ein Einstieg in den Milchmarkt tatsächlich lohnt. Der Bank kann das herzlich egal sein: Sie hat einen guten Teil ihres Geldes schon verdient, sobald sich ein Kunde das Zertifikat gekauft und ins Depot gelegt hat. Branchenexperten sehen denn auch solch exotische Angebote nicht nur als kuriose Auswüchse, sondern als strukturelles Defizit einer in den vergangenen Jahren rasant gewachsenen Finanzindustrie.

Illustration: Birgit Lang für DIE ZEIT; www.birgitlang.de

Die Anleger entscheiden allein – oft fehlt aber das nötige Wissen

Anders als bei Fonds, bei denen das Wohl der Anleger meist eng mit dem Erfolg des Anbieters und seinen Managern verbunden ist, arbeiten in Zertifikateabteilungen vor allem Investmentbanker mit einem Hang zum schnellen Abschluss. »Unsere Szene ist nach wie vor sehr Deal-orientiert«, sagt ein langjähriger Investmentbanker selbstkritisch, der gerade ins Fach der Vermögensverwalter gewechselt ist. Das schnelle Geschäft ist wichtiger als langfristig zufriedene Kunden. »Das kann für die Zertifikateindustrie zum großen Problem werden«, warnt der Banker. Denn was sich mit den Anforderungen des professionellen Geschäfts noch decken mag, passt kaum zu den Ansprüchen von Kleinsparern.

Gern erwecken die Anbieter von Zertifikaten den Eindruck, ihre Produkte seien eine Alternative zu Investmentfonds, zudem flexibler und einfacher zu durchschauen. Was sie verschweigen: Sie bieten in der Regel keine Vermögensverwaltung. Genau das ist das Geschäft der Fondsgesellschaften: Hier kümmern sich Manager darum, das Kapital der Kunden anzulegen. Dreht sich der Wind an den Märkten, können sie das Portfolio umschichten. Diese aktive Arbeit mit dem Geld der Anleger mag nicht immer gelingen, ist aber Teil des Leistungsversprechens. Wer in Zertifikate investiert, muss sich dagegen selbst um Markteinschätzung und Anlagestrategie kümmern – und selbst entscheiden, ob ein Milch-, Öl- oder Holzzertifikat ein sinnvolles Investment ist. Emittenten versuchen das als Vorteil zu verkaufen: »Wir maßen uns nicht an zu entscheiden, wie unsere Kunden ihr Geld investieren sollten«, sagt zum Beispiel Holger Bosse vom Marktführer Deutsche Bank X-Markets.

»Grundsätzlich ist nichts dagegen einzuwenden, wenn man Anlegern Produkte verkauft, die sie selbst aussuchen«, sagt Vermögensverwalter German Reng. »Verwerflich ist es allerdings, dass das Chance-Risiko-Profil oft nicht klar kommuniziert wird.« Dann aber seien Investoren gar nicht in der Lage, die Qualität der Angebote zu beurteilen.

In der Tat ist es nicht nur fragwürdig, Milch, Klima oder Sprit in eine Geldanlage zu verwandeln – es ist auch kompliziert. Fehlt den Emittenten für ein Angebot ein anerkannter Basiswert, kreieren sie auch schon einmal selbst einen Index oder einen Aktienkorb. Die Güte sogenannter Take-Over-Baskets oder Himalaya-Anleihen ist für Laien schon wegen der künstlichen Marktbarometer, die dahinter stehen, nicht zu beurteilen.

Andere Produkte durchschauen selbst Experten nur mit Mühe. Zum Beispiel die neue Dax-Allwetter-Protect-Anleihe der US-Investmentbank JPMorgan. Der Name verheißt, dass ein Investor mit dieser Anlage gegen jedes Börsenunwetter gefeit ist. Dahinter steckt ein kompliziertes Konstrukt: Sparer bekommen in jedem Jahr drei bis zehn Prozent Zinsen gutgeschrieben. Drei Prozent sind garantiert. Der Betrag erhöht sich, je stärker der deutsche Standardindex schwankt: Macht der Dax innerhalb des Jahres 30 Prozent Plus oder Minus, bekommen Anleger den Maximalbetrag.

Der Haken: Steigt oder fällt der Dax auch nur einmal um mehr als 30 Prozent, gibt es für das ganze Jahr nur drei Prozent Rendite – und damit weniger als auf jedem Tagesgeldkonto. »Das Zertifikat lohnt sich also nur, wenn ich zwar von schwankenden, aber nicht zu sehr schwankenden Märkten ausgehe«, sagt Vermögensberater German Reng. Welcher Laie aber kann die Chancen verlässlich abschätzen? Laut Reng wurde in der Vergangenheit bei Schwankungen »die Grenze von plus oder minus 30 Prozent immer wieder gerissen«. Am besten stellen sich Anleger bei diesem Papier, wenn der Dax möglichst punktgenau um 30 Prozent sinkt. Steigt er aber um dieselbe Höhe, wäre es günstiger gewesen, er hätte sein Geld direkt oder indirekt in die Aktien gesteckt – denn dann hätte er den vollen Kursgewinn einstreichen können.

Zertifikate leben von einer Geschichte – und von Moden

Mit solch komplexen Mischungen aus Garantien, Grenzwerten und möglichen Gewinnen reagieren die Anbieter von Zertifikaten auf verunsicherte Sparer. »Die Allwetter-Protect-Anleihe auf den Dax richtet sich letztlich an Anleger, die gerade nicht so genau wissen, wie es am Markt weitergeht«, sagt Gabriele Lauerer, Leiterin des Bereichs Strukturierte Produkte für Deutschland und Österreich bei JPMorgan. Im Klartext: Ein Zertifikat für Ahnungslose, die sich auch gar nicht erst von Profis helfen lassen wollen. Bei solchen Kunden besteht kaum die Gefahr, dass sie die Struktur des Zertifikats hinterfragen.

Genau das sei bei Zertifikaten noch wichtiger als bei Fonds, sagt Vermögenszentrum-Berater Reng: »Anleger sollten sich drei Fragen stellen, bevor sie in ein Zertifikat investieren: Erstens, an was sie überhaupt partizipieren. Zweitens, ob der Nutzen des Produkts die eigenen Bedürfnisse erfüllt. Und drittens, ob das Kosten-Nutzen-Verhältnis stimmt. Von den meisten Zertifikaten wird man nach dieser Prüfung die Finger lassen.«

Groß ist die Flut an wunderlichen und abstrusen Zertifikaten, weil die Anbieter unter einem enormen Druck stehen, laufend ihr Angebot auszuweiten und zu aktualisieren. So brüten bei vielen von ihnen regelmäßig Produktentwickler, Vertriebsmitarbeiter und Marketingspezialisten darüber, mit welchen Produkten sie bei den Anlegern auf Interesse stoßen könnten. Moden spielen eine zentrale Rolle: »Wir achten darauf, was gerade en vogue ist«, sagt Heiko Weyand von HSBC Trinkaus & Burkhardt. Entsprechend schnell muss es gehen: »Das Geschäft lebt von einer hohen Schlagzahl. Es ist immens wichtig, bei aktuellen Themen dabei zu sein«, sagt Weyand.

So kam in den vergangenen Monaten ein Zertifikat nach dem anderen heraus, mit dem Anleger am Erfolg regenerativer Energien teilhaben können. Hier hatten wohl vor allem Marketingexperten ihre Finger im Spiel. »Es ist immer wichtig, eine Geschichte zu einem Produkt erzählen zu können«, sagt Weyand. »Denn wenn das Wachstum weitergehen soll, dann müssen wir auch Anleger erreichen, die sich bisher nicht mit Zertifikaten beschäftigen.« Die konkurrierende Fondsindustrie hängt prinzipiell ebenso von Trendthemen ab, aber weil sie für ihre Produkte meist noch aufwendige Genehmigungen einholen muss, kann sie auf diesem Feld nicht mithalten.

Bislang scheint das enorme Wachstum der Zertifikatebranche recht zu geben. Auf lange Sicht könnte sie sich mit ihrer aggressiven Strategie allerdings selbst schaden. Scheitern Anleger mit exotischen Produkten, weil sie die Struktur der Papiere oder auch den zugrunde gelegten Markt kaum einschätzen können, leidet darunter die Reputation der ganzen Branche. Und das, obwohl Zertifikate bei aller Kritik Privatinvestoren oft auch Möglichkeiten bieten, die bisher nur den Profis vorbehalten waren: So lässt sich zum Beispiel mit Discountpapieren selbst dann Geld verdienen, wenn die Kurse am Aktienmarkt vor sich hin dümpeln. Das Image solch nützlicher Produkte indes dürfte leiden, wenn Papiere auf Milch oder Benzinpreise die Anleger zunehmend vergrätzen.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/wirtschaft/maerkte

ZERTIFIKATE

Rasantes Wachstum

Die Anbieter von Derivaten – dazu zählen Optionsscheine und Zertifikate – freuen sich seit Jahren über ein rasant wachsendes Geschäft in Deutschland. Inzwischen haben Anleger mehr als 136 Milliarden Euro in Derivaten angelegt, schätzt der Branchenverband Derivate Forum. Allein im ersten Halbjahr des laufenden Jahres stieg das verwaltete Vermögen um 18,2 Prozent, schneller noch als im Vergleichszeitraum des Vorjahres. Das verwaltete Vermögen deutscher Publikums-Investmentfonds hingegen stieg im gesamten vergangenen Jahr nur um 4,6 Prozent.

Der Wettbewerb ist hart, unter in- wie ausländischen Banken. Zu den Platzhirschen zählen deutsche Institute: Laut des Derivate Forums vereint die Deutsche Bank mit 24,4 Prozent fast ein Viertel des Markts auf sich. Es folgt mit 18,1 Prozent die DZ Bank, die zu den Volks- und Raiffeisenbanken gehört. Ähnlich hoch dürfte der Marktanteil der Commerzbank sein, sie indes veröffentlicht keine genauen Zahlen. Geringer sind die Marktanteile ausländischer Banken: So finden sich unter den ersten Zehn nur die Schweizer UBS, die US-Investmentbank Goldman Sachs und BNP Paribas aus Frankreich.

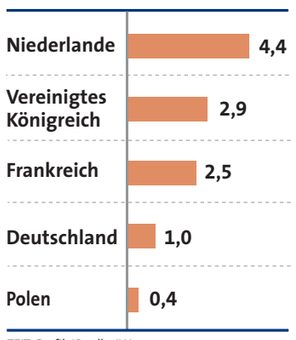
Nach Umsatz machen Zertifikate den größten Teil des Marktes aus. Ihr Erfolg lässt sich vor allem damit erklären, dass sie vielseitige Anlagemöglichkeiten bieten. Investieren Anleger in einen klassischen Investmentfonds, vermehrt sich ihr Geld nur dann, wenn die Kurse von Aktien oder Anleihen steigen – je nachdem, in welche Papiere der Fonds investiert. Anders bei Zertifikaten: Hier können Anleger auch dann Geld verdienen, wenn die Kurse an den Kapitalmärkten vor sich hin dümpeln oder sogar wenn sie fallen. Der Nachteil: Die Papiere sind schwieriger zu durchschauen.

Oft konkurrieren die Anbieter von Zertifikaten mit Fondsgesellschaften ihres Mutterhauses. So muss die DWS, eine Tochter der Deutschen Bank, gegen Zertifikate von X-Markets, einer anderen Tochter, antreten. Inzwischen gehen viele Fondsgesellschaften zum Angriff über und bieten Fonds auf Zertifikate an. **CHH/WITT**

DIE WELT IN ZAHLEN

Mit der Zeit gehen

Zeitarbeitskräfte in Prozent aller Erwerbstätigen (2005)

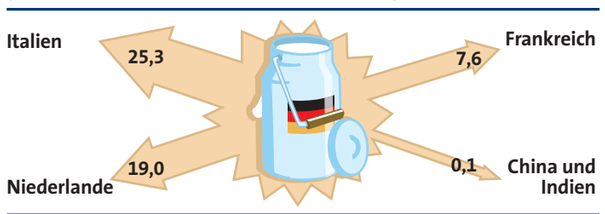


ZEIT-Grafik/Quelle: IW

Der deutsche Arbeitsmarkt verdankt seine Erholung nicht zuletzt der boomenden Zeitarbeit. Dieser Wirtschaftszweig zeigt eine Dynamik wie kaum ein anderer: Zwischen 1996 und 2006 hat sich die Zahl der Zeitarbeitnehmer von 180 000 auf 600 000 mehr als verdreifacht. Dagegen stieg die Zahl der Beschäftigten in der gesamten Wirtschaft im gleichen Zeitraum nur um 2,8 Prozent. Trotz des starken Wachstums ist Zeitarbeit alles andere als der Normalfall. 2005 – aktuellere Vergleichszahlen liegen noch nicht vor – lag der Anteil der Zeitarbeiter hierzulande bei einem Prozent der Erwerbstätigen, deutlich niedriger als in den Niederlanden oder Großbritannien.

Wohin geht die Milch?

Ziele deutscher Milchexporte im ersten Halbjahr 2007 (Anteil der Länder am Warenwert in Prozent)

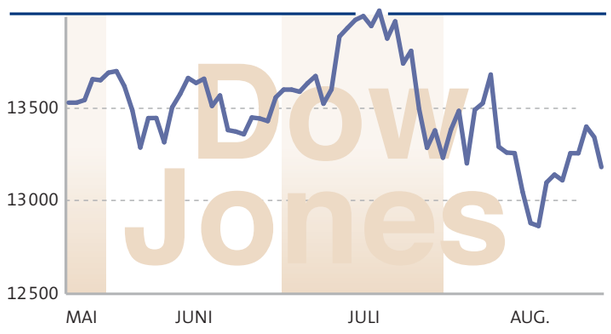


ZEIT-Grafik/Quelle: Destatis

Glaubt man den Produzenten, werden die Liebhaber von Milchprodukten bald tiefer in die Tasche greifen müssen. Quark wird teurer, ebenso Gouda. Die Nachfrage am Weltmarkt steige, heißt es, gerade auch seitens der Chinesen und Inder. Die deutsche Exportstatistik zeigt etwas anderes: Demnach waren zwar die Ausfuhren von Milch und Milchprodukten von Januar bis Juli dieses Jahres mit einem Gesamtwert von 2,9 Milliarden Euro 20,3 Prozent höher als noch vor einem Jahr – in China und in Indien landet aber nur ein Bruchteil der Waren.

Aktien

Entwicklung des Aktienindex Dow Jones in den vergangenen drei Monaten



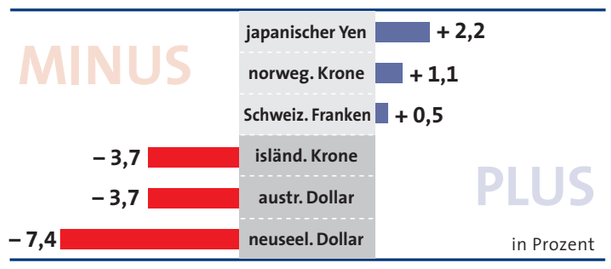
Weltbörsen

Nasdaq	2525	(– 1,3 %)	Dax	7430	(– 4,0 %)
Euro Stoxx 50	4171	(– 6,6 %)	TecDax	885	(– 0,1 %)
S & P 500	1447	(– 4,6 %)	Nikkei	16 287	(– 7,4 %)

Stand: 28. 8. 2007, 18.00 Uhr, 3-Monats-Änderungen

Tops und Flops

Entwicklung der drei besten und schlechtesten Währungen zum Euro in den vergangenen vier Wochen



Zinsen

Anlagedauer	Stand 27.08.07	
	Täglich verfügbare Anlage	1,00 - 6,60
1 Monat	Termingeld (Zinsen)	1,60 - 4,10
1 Jahr	Finanzierungsschätze	3,75
5 Jahre	Bundesobligationen Serie 150	4,10
6 Jahre	Bundesschatzbriefe Typ A	4,15
7 Jahre	Bundesschatzbriefe Typ B	4,21
10 Jahre	Sparbriefe (Zinsen)	3,95 - 4,85
	Börsennotierte öff. Anleihen	4,23 - 4,56
	Pfandbriefe	4,50 - 4,79

Hypothekenzinsen von Banken	Effektivzins
5 Jahre fest	4,59 - 5,69
10 Jahre fest	4,73 - 5,80

Quelle: FMH Finanzberatung

Konjunktur

Kennziffern ausgewählter Länder

Länder (Angaben in Prozent)	BIP-Wachstum zum Vj.-Quartal	Arbeitslosenrate	Inflationsrate
Deutschland	2,5 II/06-II/07	6,4 6/07	1,9 7/07
Euroland	2,5 II/06-II/07	6,9 6/07	1,8 7/07
USA	1,8 II/06-II/07	4,6 7/07	2,4 7/07
Japan	2,3 II/06-II/07	3,7 6/07	-0,2 6/07
Norwegen	3,7 II/06-II/07	2,1 7/07	0,4 7/07

*Quelle: Eurostat

ZEIT-Grafik/Quelle: Datastream

MACHER & MÄRKTE

China: Im Hintertreffen

»Noch einen langen Weg« habe China vor sich, wenn es zu einer »innovationsorientierten« Wirtschaft werden wolle – zu diesem Schluss kommt eine aktuelle Studie der Industrieländerorganisation OECD. Zwar habe China seine Ausgaben für Forschung und Entwicklung auf 30 Milliarden Dollar im Jahr 2005 gesteigert, noch fehle es aber an der Grundlagenforschung sowie wahrhaft innovativen Unternehmen.

Gerade so, als wolle die Organisation aktuelle Meldungen untermauern, mahnt sie zugleich einen stärkeren Schutz von Urheberrechten an. Beispielsweise hatten deutsche Autohersteller wie BMW und DaimlerChrysler signalisiert, sich auf der Mitte September startenden Internationalen Automobilausstellung in Frankfurt chinesischer Plagiate zu erwehren. Außerdem war der Verdacht bekannt geworden, dass staatliche chinesische Hacker gezielt deutsche Regierungsbehörden und Unternehmen ausspionieren. Zwar erkenne die politische Führung des aufstrebenden asiatischen Landes das Problem eines mangelnden Schutzes von Urheberrechten, so die OECD, aber »die Durchsetzung der Gesetze muss substanziell verbessert werden, besonders auf der lokalen Ebene«. Bundeskanzlerin **Angela Merkel,** die bei ihrem Besuch in China Anfang der Woche beklagte, es sei »nicht gut«, wenn ein Auto aussehe wie ein Smart, aber kein Smart sei, wird es gerne hören.

Erfolge seien durchaus zu verzeichnen, so die Experten der Organisation (zu deren Mitgliedern China nicht zählt): Auf 30 Prozent sei der Anteil von Hochtechnologieprodukten am gesamten Export Chinas inzwischen gestiegen. Auch hätten chinesische Unternehmen sogar schon wie Haier in Deutschland oder Huawei in Indien und den USA eigene Forschungslabors im Ausland errichtet. Doch in der Heimat sei das Bildungssystem noch zu stark auf passives Lernen ausgerichtet. Auch gebe es in China einen »ernsten Mangel« an forschungserfahrenen Fachkräften sowie an Kapital für kleine, junge Unternehmen. Noch seien chinesische Banken eine Hauptquelle der Finanzierung – und diese kümmerten sich bevorzugt um die großen Unternehmen. **STO**

Peugeot: Im Test

Als Chef bei Airbus hielt er es im vergangenen Jahr nur drei Monate lang aus, weil er mit der andauernden Einmischung deutscher und französischer Politiker nicht auf Dauer arbeiten wollte. Gleichwohl glaubt er, dass sich deutsche und französische Tugenden gut ergänzen können. Seit Februar ist **Christian Streiff** Chef beim französischen Automobil-

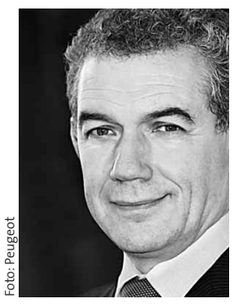


Foto: Peugeot

CHRISTIAN STREIFF fordert deutsche Qualität und Solidität

konzern PSA mit den Marken Peugeot und Citroën. Dort muss er vor allem mit der Eignerfamilie Peugeot klarkommen. Doch die hat offenbar nichts dagegen, dass der gebürtige Lothringer neuerdings deutsche Tugenden hochhält. Vor allem »das konsequente deutsche Verständnis für Qualität und Solidität« will er fest im Konzern verankern, sagte er jetzt in Colmar bei der Vorstellung des neuen Peugeot 308, der in der Kompaktklasse gegen den VW Golf und den Opel Astra antritt. Streiff weiß, wovon er spricht, schließlich hat der Franzose fast die Hälfte seines Berufslebens in Deutschland verbracht. »Project D« hat er deshalb seine Qualitätsinitiative genannt, die zuerst dem neuen 308 zugute kam. Und damit die ersten Kunden nicht wie häufig in der Branche auch die üblichen Kinderkrankheiten neuer Autos ausbaden müssen, hat Streiff 50 deutsche Konzernmitarbeiter damit beauftragt, den neuen Herausforderer des VW Golf bis zum Tag der Markteinführung Mitte September zu testen. Auf dass auch noch die letzten Macken möglichst rechtzeitig korrigiert werden können. **DHL**

Gurus: Im Streit

Der Internetvideoanbieter YouTube, seit dem vergangenen Herbst im Besitz der Suchmaschinenfirma Google, will sich mit Werbung finanzieren. Solche Anzeigen erscheinen ab sofort durchsichtig eingeblendet beim Videogucken. So weit die dröge Nachricht.

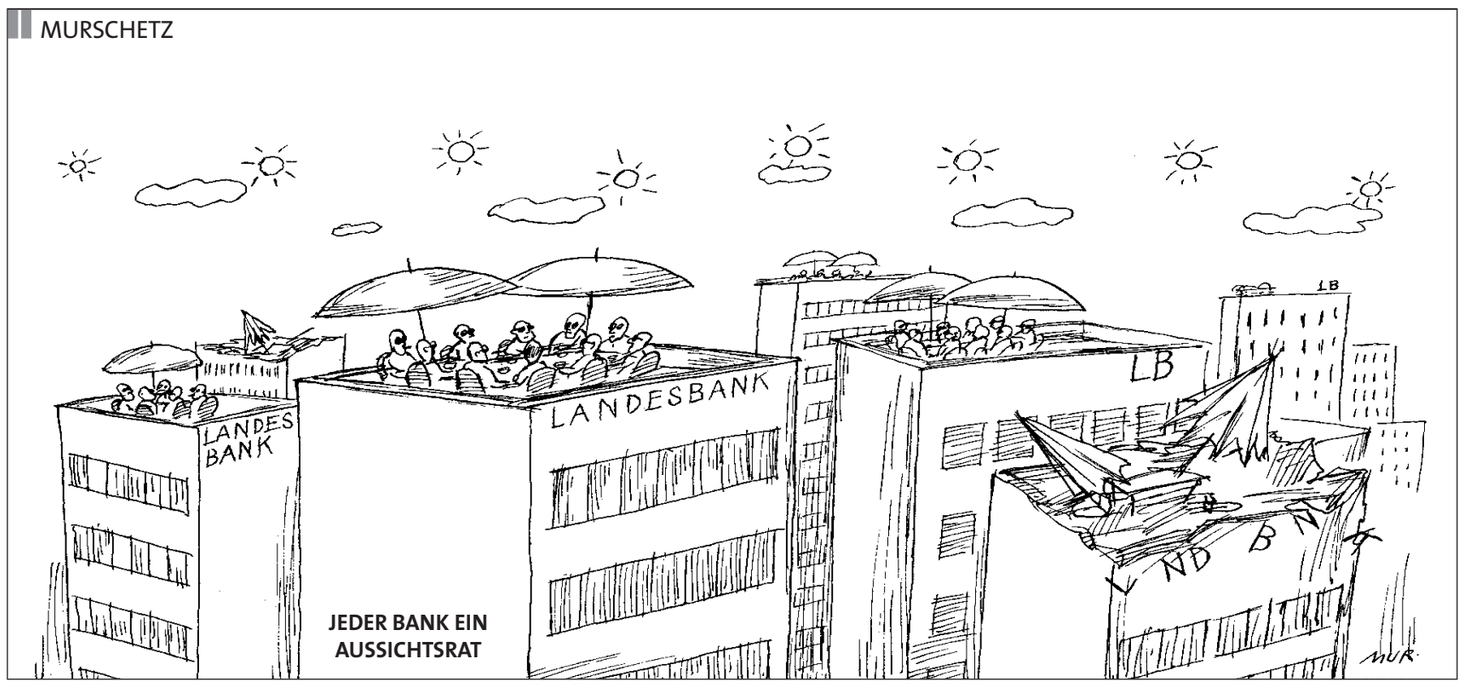
Die unterhaltsamere Neuigkeit dahinter ist, dass sich die Staranalysten des wilden Internetbooms der neunziger Jahre aus diesem Anlass gerade einen bitteren Kampf der Worte liefern. **Mary Meeker,** die herzerfrischend optimistische Internetexpertin der amerikanischen Investmentbank Morgan Stanley, bezeichnete Google prompt im Branchenslang als »Topidee im Internetraum, mit Fundamentalwerten im Aufwind«. Worauf sich **Henry Blodget** zu Wort meldete, Meekers früherer Widersacher bei der ebenfalls amerikanischen Investmentbank Merrill Lynch. Blodget wurde einst wegen seiner noch viel optimistischeren Internetprognosen komplett vom New Yorker Finanzmarkt verbannt, schreibt im World Wide Web aber noch ein eigensinniges Blog namens *Internet Outsider.* Worin er sich »sehr wundert, wie Mary so verdammt optimistisch« sein könne. Genüsslich nimmt er ein paar fehlerhafte Berechnungen der Google-Umsatzzahlen bei Morgan Stanley auseinander. »Mary, es ist an der Zeit, wieder einmal einen Forschungsassistenten anzubrüllen«, ätzt Blodget, der offenbar gern wieder mal an der Wall Street mitmischen würde. **TF**

A380: Im Netz

Am 25. Oktober ist es also endlich so weit. Mit reichlich Verspätung wird der erste Airbus A380 zu seinem kommerziellen Jungfernflug von Singapur nach Sydney abheben. Um das historische Ereignis entsprechend wirksam zu vermarkten, hat **Singapore Airlines** sich ausgedacht, einige Plätze auf dem Flug zugunsten wohltätiger Institutionen im Internet zu versteigern. Seit vergangenen Montag werden auf der Internetseite des virtuellen Auktionshauses eBay die Gebote dafür angenommen.

Innerhalb der ersten 36 Stunden kletterten die Preise für ein Ticket in der Business-Klasse auf 6000 Euro, die für einen Platz in der Economy-Klasse auf knapp 3400 Euro. Normalerweise ist ein Sitz auf dieser Strecke für 1838 Euro respektive 411 Euro zu haben. Für die ausgewählten Empfänger der erzielten Erlöse, die Organisation Ärzte ohne Grenzen, ein Krankenhaus in Singapur und ein Kinderkrankenhaus in Sydney, wird also ein bisschen was zusammenkommen. Allerdings hat Singapore Airlines sich bisher noch nicht dazu geäußert, wie viele Sitzplätze genau den Kranken zugute kommen sollen. Bisher sind es nur knapp sechzig der insgesamt 471 Plätze, die auf dem Hin- wie auch auf dem Rückflug zur Verfügung stehen. **JFJ**

MURSCHETZ



ARGUMENT

Lohndrücker unter Druck

Ein Mindestlohn auf dem Post-Markt verhindert den Wettbewerb um die miesesten Arbeitsbedingungen VON GUNHILD LÜTGE

Nach langem Zögern stimmte vergangene Woche auch die Unionsspitze zu. Auf dem Post-Markt könnte es deshalb schon bald einen Mindestlohn geben. Es wird höchste Zeit. Denn vom nächsten Jahr an verliert die Deutsche Post ihr Restmonopol. Briefe bis zu 50 Gramm dürfen heute nur in eng begrenzten Fällen von Konkurrenten transportiert werden. Von 2008 an herrscht völlige Freiheit auf dem Markt.

Deutschland nimmt damit eine Vorreiterrolle ein. In den meisten anderen Ländern der Europäischen Union wurde die Liberalisierung auf 2011 vertagt. Und das bedeutet, dass der heimische Zehn-Milliarden-Markt für ausländische Rivalen komplett geöffnet, die Post aber umgekehrt in ihrer Expansion empfindlich ausgebremst wird.

Die Sorge, dass der wachsende Wettbewerb vor allem auf dem Rücken der Arbeitnehmer ausgetragen werden könnte, ist begründet. Die Vergangenheit zeigt, dass die Liberalisierung dieses Marktes Arbeitsplätze vernichtet hat, statt welche zu schaffen. Außerdem führte sie dazu, dass Löhne gedrückt und Arbeitsbedingungen verschlechtert wurden.

Seit 1999, damals startete die Öffnung des Geschäfts in kleinen Schritten, gingen bei der Post bereits 34 000 Voll- und Teilzeitstellen verloren. Die Konkurrenten schufen mit 12 000 nur etwas mehr als ein Drittel neu. Hinzu kam lediglich ein Heer von Mini- und Gelegenheitsjobbern. Viele Post-Rivalen sparen vor allem beim Lohn – und drohen dabei in eine verhängnisvolle Spirale nach unten zu geraten. Wer seinen Vorteil aber nur darin sieht, immer billiger anzubieten, kann niemals besser werden. Im Gegenteil: Er endet als unzuverlässiger Billigheimer, dem schließlich niemand seine Post mehr anvertrauen mag.

Noch konzentrieren sich die privaten Anbieter auf Großkunden aus der Wirtschaft. Aber auch dort herrscht nur noch eine Maxime: Geiz ist geil. Weil selbst viele Behörden beim Versenden ihrer Post um jeden Cent zu feilschen pflegen, tragen auch sie zum Sozialdumping bei.

Somit schrumpfte die Zahl jener Arbeitsplätze mit Einkommen, von dem die Beschäftigten leben können. Etliche, die heute für Brief- und Kurierdienste ihre Arbeit tun, bleiben auf staatliche Hilfe angewiesen. Rund 8400 Menschen sind nach Auskunft der Bundesregierung davon betroffen. Selbst Vollzeitkräfte mit einer 40-Stunden-Woche sollen in manchen Fällen so wenig Geld verdienen, dass sie zusätzlich einen Anspruch auf Arbeitslosengeld II haben. Post-Chef Klaus Zumwinkel kritisiert diese Entwicklung zu Recht. Es gehe nicht an, so sein Argument, dass die Post und ihre Mitarbeiter pro Jahr 2,3 Milliarden Euro in die Sozialkassen einzahlten, während die Wettbewerber sich ihre Marktpräsenz quasi über Niedriglöhne und Transferleistungen aus den Staatskassen finanzieren ließen.

Genauere Erkenntnisse über die Arbeitsbedingungen und Gehälter bei den Post-Konkurrenten sollte eine Umfrage der Bundesnetzagentur bringen. Die muss nämlich nicht nur den Wettbewerb, sondern auch die Sozialstandards überwachen. So bestimmte es in weiser Voraussicht der Gesetzgeber, als er die Post privatisierte und den Markt liberalisierte. Soziale Verwerfungen sollte es nicht geben. Die Behörde kommt jedoch nicht richtig voran. Verschiedene Unternehmen klagten erfolgreich vor Gericht gegen die Wissbegierde der Marktaufseher. Nun soll ein abgespeckter Fragebogen für mehr Klarheit sorgen.

Soziale Verwerfungen

sollte es nach der Liberalisierung des Post-Marktes nicht geben. So bestimmte es der Gesetzgeber. Es kam anders. Viele Mitarbeiter bei privaten Briefdiensten sind auf staatliche Hilfe angewiesen

Das Gezänk darum, wie viele Geschäftsgeheimnisse möglich oder nötig sind, hat der Idee vom Mindestlohn nicht geschadet. Ganz im Gegenteil. Der Mangel an Transparenz auf diesem Markt dürfte viele endgültig vom Nutzen einer Lohnuntergrenze überzeugt haben. Jetzt bleibt allerdings abzuwarten, ob dem überraschenden Vorstoß der Koalition auch Taten folgen. Denn es sind noch einige Hürden zu nehmen. Zwar wurde bereits auf Initiative der Deutschen Post ein Arbeitgeberverband gegründet. Der ist notwendig, damit die Gewerkschaft ver.di einen Verhandlungspartner für einen Tarifvertrag hat. Das Regelwerk muss dann aber noch vom Tarifausschuss für allgemeinverbindlich erklärt werden, damit es für alle Firmen gilt. Darin hat die Bundesvereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände (BDA) ein entscheidendes Wörtchen mitzureden. Bislang stand sie Mindestlöhnen skeptisch gegenüber.

Fraglich ist auch, ob die großen Konkurrenten wie TNT, die Pin AG oder Hermes den neuen Verband akzeptieren werden. TNT und Pin sagen zwar, sie seien für Gespräche offen, halten sich aber noch bedeckt. Für sie spielt vor allem die Höhe der Lohnuntergrenze eine wichtige Rolle. Alle plädieren einhellig für soziale Standards, aber Hermes bevorzugt die Strategie, mit der Gewerkschaft direkt Haustarifverträge abzuschließen und steht dem von der Post dominierten Verband ablehnend gegenüber. Was die Sache nicht einfacher macht: Hermes und TNT arbeiten auf dem Briefmarkt in einem Joint Venture eng zusammen. Es ist daher gut möglich, dass sich nun einige Post-Konkurrenten in einer lähmenden Debatte verzetteln – oder den Rechtsstreit suchen, um Post-Chef Zumwinkel zu stoppen.

Dessen Vorstoß hat eine Dimension, die weit über den Rand einer Briefmarke hinausreicht. Insgesamt arbeiten fast 200 000 Menschen in dieser Branche. Rutschen davon mehr und mehr auf das Niveau von Niedriglöhnern ab, werden sie zu Aufstockern. So nennt man all jene, die gezwungen sind, zusätzlich zu ihrem Lohn noch Hartz-IV-Leistungen zu beziehen. Weil ihnen außerdem keine Chance zur Vorsorge bleibt, wird sie die Armut bis ins Alter begleiten. Und das entwickelt sich in Deutschland grundsätzlich zum Problem, wie die Organisation der großen Industrienationen OECD bereits anmahnte.

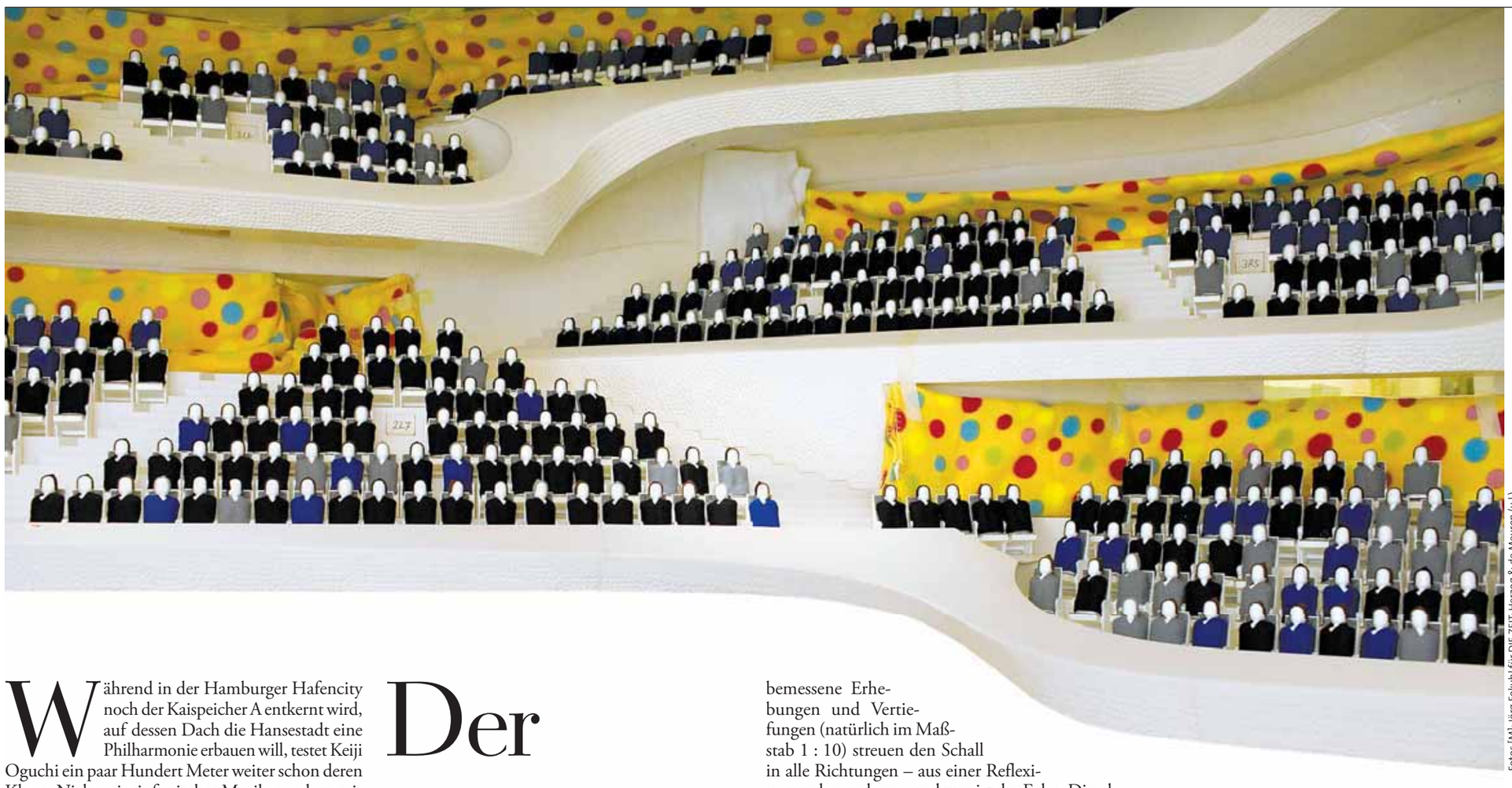
Doch es wächst nicht nur das Armutsrisiko der Beschäftigten, wenn die Einführung eines Mindestlohnes misslingt. Alle weitsichtigen Unternehmer, die ein nachhaltiges Geschäft mit gutem Service aufbauen oder erhalten wollen, hätten kaum Chancen, wenn Lohndumping zum dominierenden Geschäftsmodell würde. Es bedarf stets nur weniger Lohndrücker, um alle anderen mit nach unten zu ziehen. Gibt es keine Bremse, bestimmen die Skrupellosen die Sozialstandards im Lande. Einen Wettbewerb um die miesesten Arbeitsbedingungen kann jedoch niemand wollen. Somit tun sich die seriösen Post-Konkurrenten keinen Gefallen, wenn sie im Schmollwinkel verharren.

Selbst die Kunden werden es zu schätzen wissen, wenn sich Wettbewerb statt über sinkende Löhne über steigende Qualität vollzieht. Verspätete oder verschlampte Post kann für sehr viel Ärger sorgen. Nicht nur deshalb sollten wir unsere Briefträger gut behandeln. Und das bedeutet auch, ihnen ein Einkommen zu zahlen, mit dem sie ihr Auskommen haben.

WISSEN

Es brennt!

Eine Feuerwehr für Europa? Was aus dem Drama in Griechenland zu lernen ist **Seite 37**



Fotos [M]: Jörg Fokuhl für DIE ZEIT; Herzog & de Meuron (u.l.)

Der Traum vom perfekten Klang

Hamburg soll 2010 eine der besten Konzerthallen der Welt bekommen. Die Akustik der Elbphilharmonie erhält schon jetzt den letzten Schliff – in einem Sperrholzmodell

VON CHRISTOPH DRÖSSER

Während in der Hamburger Hafencity noch der Kaispeicher A entkernt wird, auf dessen Dach die Hansestadt eine Philharmonie erbauen will, testet Keiji Oguchi ein paar Hundert Meter weiter schon deren Klang. Nicht mit sinfonischer Musik, sondern mit Pieptönen, die sogar für Hunde und Fledermäuse zu hoch sind. Im Schuppen 50 des Freihafens arbeitet der Ingenieur der japanischen Firma Nagata Acoustics mit seinen Kollegen an einem Sperrholzmodell des Konzertsaals im Maßstab 1 : 10, um der Akustik den letzten Schliff zu geben.

Das Modell misst immerhin fünf mal fünf Meter. In seinem Inneren ist jeder der 2150 Sitze mit einem kleinen Püppchen besetzt, das ein schallschluckendes Filzgewand trägt und ein Mützchen, das die Haare simuliert. Damit alles maßstabsgerecht ist, muss auch der Schall die zehnfache Frequenz von dem haben, was später in der Halle erklingt; die Tonhöhe liegt daher mehr als drei Oktaven über den Werten eines Sinfoniekonzerts. An 56 Positionen machen die Tester Aufnahmen, deren Frequenz sie dann im Computer wieder auf ein Zehntel herunterrechnen – so können sie einen Eindruck davon bekommen, wie die echte Elbphilharmonie bei ihrer Premiere im September 2010 klingen wird.

Konzertsäle sind sehr spezielle Räume. Sie werden gebaut, um die Musik einer vergangenen Epoche perfekt erklingen zu lassen. Eine Handvoll Akustiker rund um den Globus weiß, wie man jenen Sound erzeugt, den Klassikfans bevorzugen. Sie gehören zwei Glaubensrichtungen an: »Weinberg« versus »Schuhschachtel« (siehe Kasten auf Seite 34). Der Unterschied der Architekturen ist längst nicht mehr nur ein technischer. Es geht um eine prinzipielle Frage: Soll sich der Saal der Musik anpassen oder die Musiker dem Saal?

Im Fall der Elbphilharmonie ist der federführende Akustiker der Japaner Yasuhisa Toyota. Er gehört zur Weinberg-Fraktion und baut Säle, bei denen das Podium fast in der Mitte positioniert ist. Das Vorbild dieser Säle ist die von Hans Scharoun entworfene Berliner Philharmonie von 1963. Toyotas bekanntestes Werk ist die Walt Disney Hall in Los Angeles, 2003 eröffnet. Er war die erste Wahl der Architekten Herzog & de Meuron, bekannt für Bauwerke wie die Allianz-Arena in München und das Olympiastadion von Peking. Der futuristische Hamburger Glaspalast auf dem Speicherdach sollte einen »demokratischen« Konzertsaal bekommen, bei dem die Musik im wörtlichen Sinn im Mittelpunkt steht.

Natürlich war das Design der Halle längst fertig, als das Sperrholzmodell im Hamburger Hafen gebaut wurde. Auch die Akustik ist bereits im Computer simuliert worden. Jetzt geht es um Details: Die Akustiker sind auf der Suche nach den gefürchteten Echos, die den Musikgenuss verderben könnten – daher benutzen sie kurze Schallimpulse, die das Ohr gut von den späteren Reflexionen trennen kann. Hört man an irgendeiner Stelle ein solches Echo, dann fällt der Verdacht auf die gegenüberliegende Wand. Die wird mit einer strukturierten Verkleidung beklebt. Exakt bemessene Erhebungen und Vertiefungen (natürlich im Maßstab 1 : 10) streuen den Schall in alle Richtungen – aus einer Reflexion werden mehrere, und weg ist das Echo. Dieselbe Funktion haben in alten Konzertsälen die prachtvollen Stuckverzierungen und Ornamente.

Alle Probleme werden sich mit diesen Verkleidungen nicht lösen lassen. »Am Ende der Experimente werden wir die Architekten bitten, einige Winkel an den obersten Balkonen zu verändern«, sagt Oguchi. Und die lassen sich das gern sagen. »Schließlich wollen auch wir den bestklingenden Saal«, sagt Ascan Mergenthaler, federführender Architekt bei Herzog & de Meuron.

Die Alternative zum Weinberg ist die Schuhschachtel – ein Quader, dessen Länge doppelt so groß ist wie Breite und Höhe. Die Bühne liegt ganz konventionell an einem Ende. So wurden die großen Säle des 19. Jahrhunderts gebaut, etwa der Wiener Musikverein. Ein modernes Beispiel ist der Konzertsaal im Kultur- und Kongresszentrum Luzern (KKL), entworfen von dem Architekten Jean Nouvel und dem Akustiker Russell Johnson, der Anfang August gestorben ist.

Wie in einer Schachtel fühlt man sich allerdings nicht im Luzerner Saal, er ist schlicht, aber trotzdem elegant. Die weißen Seitenwände haben einen leichten Schwung, die Bestuhlung ist aus Holz. Und bei Beethovens *Neunter Sinfonie* kann der Saal alle seine Stärken zeigen: Das 130-köpfige Lucerne Festival Orchestra, dazu noch ein Chor mit mehr als 40 Sängern, das ist eine Menge Schallenergie. Gegen die müssen sich vier solistische Sänger durchsetzen, die in erhöhter Position hinter dem Orchester stehen. Aber der beeindruckendste Augenblick des Abends ist die Stelle im letzten Satz, an der die Kontrabässe das bekannte »Freude, schöner Götterfunken«-Thema zum ersten Mal intonieren. Der Dirigent Claudio Abbado lässt diese Solostelle in einem extremen Pianissimo spielen – und die Musik erreicht mit wundervoller Präsenz und Klarheit auch den letzten Platz. Hier zeigt der Saal seine Stärken.

Was macht den perfekten Klang eines Konzertsaals aus? Eckhard Kahle hat mit Johnson an der Akustik des Luzerner Saals gearbeitet und gibt eine kleine Einführung in seine Disziplin, die versucht, subjektive Höreindrücke in objektiven Zahlen zu messen. »Es gibt zwischen sieben und zehn Parameter, die die Charakteristik eines Saals beschreiben«, sagt er. Nachhall, Präsenz, Raumeindruck, Klangfarbe – diese physikalisch messbaren Größen aufeinander abzustimmen ist die Kunst, sie gibt dem Saal seine Unverwechselbarkeit und macht ihn gleichsam zu einem Instrument, auf dem das Orchester spielt.

Naiv möchte man annehmen, es ginge lediglich darum, den Schall von den Musikern möglichst direkt und ungestört zum Zuhörer zu übertragen. Das ist das Prinzip der Amphitheater, wie sie schon die alten Römer bauten, und für Sprache ist das tatsächlich ideal. Keine Echos, wenig Hall – so kommen die Worte deutlich und verständlich beim Zuhörer an.

Wenn es aber um Musik geht, ist ein »trockener« Klang allenfalls im Tonstudio erwünscht. Dort schafft man schalltote Räume, um nachher die Freiheit zu haben, den Raumklang elektronisch hinzuzufügen. Ein Mensch, der sich länger in einem solchen Raum aufhält, fühlt sich unwohl – Reflexionen geben uns Informationen über den Raum, und ohne die sind wir akustisch orientierungslos.

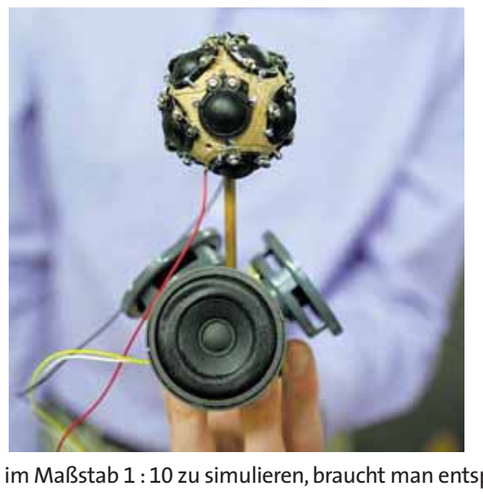
In einem guten Konzertsaal kommen auf den meisten Plätzen maximal fünf Prozent des Schalls, der das Ohr erreicht, direkt von der Bühne – der Rest ist mindestens einmal irgendwo reflektiert worden. Die vielen einzelnen Wellen, die unterschiedlich lange Laufzeiten hinter sich haben, ergeben den Nachhall, der noch schwingt, wenn der eigentliche Ton bereits verklungen ist. In Auditorien, die auf Sprache ausgelegt sind, dauert der Hall Bruchteile von Sekunden, in Kathedralen teilweise über zehn Sekunden, und im Konzertsaal sollte er bei zwei Sekunden liegen. Die Nachhallzeit hängt hauptsächlich vom Volumen des Raumes ab, deswegen braucht ein guter Saal eine gewisse Mindestgröße – in Luzern hat man ihn eine Etage tiefer gelegt, weil die örtlichen Vorschriften die Gebäudehöhe beschränkten.

Aber Hall ist nicht alles. Mindestens genauso wichtig ist das, was sich in den ersten 80 Millisekunden nach Eintreffen der ersten Schallwelle im Ohr, vor allem aber im Gehirn abspielt. Es geht um die sogenannten frühen Reflexionen – Schallwellen, die etwa von einer Seitenwand zurückgeworfen werden. Eckhard Kahle erklärt den Unterschied so: »Das Gehirn unterscheidet zwischen dem frühen und dem späten Anteil der Musik. Wir wollen wissen: Was macht die Schallquelle? Und wir wollen wissen, in was für einem Raum wir sind.« Der frühe Schall sorgt für Präsenz und Definition, der späte hüllt uns angenehm ein. Und diese beiden Anteile sollten sauber voneinander getrennt sein, sonst entsteht Klangmatsch.

In der Schuhschachtel lässt sich das alles recht einfach berechnen. »Das ist mehr oder weniger wie Billard«, sagt Kahle, »Einfallswinkel gleich Ausfallswinkel. Das können Sie sogar auf einem Blatt Papier aufzeichnen.« Der Nachteil der Schuhschachtel liegt weniger in der Akustik als in der Optik: Wer hinten sitzt, ist in großen Sälen 40 Meter von der Bühne entfernt – das beeinträchtigt den Klang erstaunlich wenig, aber man sieht nur noch mit dem Opernglas gut.

Für Säle, die mehr als 2000 Personen fassen sollen, ist der Weinberg die bessere Lösung. Durch die kreisförmige Anordnung ums Orchester (in Hamburg sehen 20 Prozent der Zuhörer die Musiker von hinten) und den sanften Anstieg der Sitz-

Fortsetzung *auf Seite 34*



Um die Akustik der geplanten **ELBPHILHARMONIE** im Maßstab 1 : 10 zu simulieren, braucht man entsprechend kleine Lautsprecher. Sogar die Haare der 2150 Zuhörer werden mit Filz modelliert

Die Säure frisst weiter

Bücher muss man immer retten

Als Bibliothekar, der unser größter Dichter neben allem anderen auch noch war, sprach Goethe den schönen Satz, dass Bibliotheken »Schatzkammern des Geistes« seien, ein »Capital, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet«. Doch der Reichtum ist inzwischen derart bedroht, dass sich dagegen die Bankenturbulenzen ausnehmen wie ein Windhauch. Ein Großteil des Kapitals, das in Bibliotheken und Archiven verwahrt wird – Bücher, Handschriften, Karten, Filme und Dateien –, ist von Vernichtung bedroht. Schimmel und Insekten nagen an wertvollen Manuskripten, in Bachs Noten rostet die eisenhaltige Tinte Löcher ins Papier, Dateien werden unlesbar, Säurefraß bedroht so ziemlich jedes Druckwerk, das zwischen 1860 und 1970 publiziert wurde.

Experten klagen seit Jahren darüber, aber wie das so ist: Wenn die Bücherwürmer aufschreien, hört es die breite Öffentlichkeit nicht mal rascheln. Das soll, das muss sich ändern. Deshalb hat eine Allianz von mehr als 40 Bibliotheken den 2. September zum »1. Nationalen Aktionstag zur Erhaltung des schriftlichen Kulturguts« ausgerufen. Im Jahr der Geisteswissenschaften wollen auch die stillen Bewahrer des Erbes ihr Stück vom Aufmerksamkeitskuchen. Dafür bedienen sie sich eines so symbolischen wie problematischen Datums: Auf den Tag genau vor drei Jahren brannte in Weimar die Anna-Amalia-Bibliothek nieder. Zwar kann man ein solches Feuer (dessen Ursachen bis heute nicht im Detail geklärt sind) kaum mit der Bedrohung durch den Zahn der Zeit gleichsetzen, aber so funktioniert nun einmal Alarmpolitik. Erst die große Katastrophe machte allen klar, dass Bücher ein kostbares, vergängliches Gut sind.

Seit Jahren sind die Verfahren zur Behandlung gängiger Buchkrankheiten bekannt, aber die Therapien kosten viel Geld. Schon im Jahr 2000 haben die *ZEIT*-Leser 2,4 Millionen Mark zur Rettung der vom Säurefraß bedrohten Bestände im Deutschen Literaturarchiv in Marbach gespendet. Noch immer ist dieses Geld nicht restlos verbraucht. Auch wenn die Entsäuerung nach anfänglichen technischen Problemen inzwischen Routine geworden ist, so gibt es doch nach wie vor Kapazitätsprobleme. Zudem sind die Preise der wenigen Anbieter gewaltig gestiegen. »32 Mark für ein Kilo Kulturgut« hieß unser Slogan vor sieben Jahren, inzwischen kostet die Rettung eines Kilos 44 Euro. Wenigstens bis ins Jahr 2020 wird allein die Marbacher Entsäuerung dauern, schätzt der zuständige Archivmitarbeiter Roland Kamzelak – ohne Neuerwerbungen.

Im Prinzip ist die Bestandssicherung also ein unabschließbarer Prozess. Deshalb wäre es schön, wenn am Nationalen Aktionstag auch ein paar konkrete Forderungen zu denjenigen durchdrängen, die es angeht, etwa, dass endlich alle europäischen Verlage ihre Bücher auf säurefreiem Papier drucken. Oder dass in den sammelnden Institutionen nicht nur die spektakulären Neuerwerbungen gefeiert, sondern wenigstens zehn Prozent der Erwerbsmittel für die Bestandssicherung bereitgestellt werden. Dafür bekommt man vielleicht wenig Publicity. Aber unberechenbare Zinsen. CHRISTOF SIEMES

Ausgestorben

Universitäten ohne Ehrenämter

Studenten, so berichtet die *Süddeutsche Zeitung,* seien kaum mehr bereit, an ihren Universitäten Ehrenämter zu übernehmen. Strikte Regelstudienzeiten, knappe Studienplätze, steigende Studiengebühren, wachsender Leistungsdruck – das Lamento über die leistungsfeindliche Schluderei an deutschen Hochschulen und ein paar stramme Reformen zeigen offenbar ihre Wirkung. Die büffelnden Herden in den Hörsälen wollen so schnell wie möglich durch und raus und Geld verdienen.

Die verbiesterte Eile lässt offenbar keine Muße mehr für jenes Engagement, durch das sich Studenten früher mit »ihrer« Universität identifizierten; Fachschaften, Film- und Theatergruppen, Unizeitungen und Campusradios drohen zu verwaisen. Was einst Ehren(amts)sache war, ist heute nur noch für Geld zu haben – etwa gegen den Erlass von Studiengebühren. Und daran sind die Universitäten selbst schuld, denn der Tod des Ehrenamts ist eine Folge der gnadenlosen Jagd auf Langzeitstudenten. Mit ihrem Aussterben hat auch das Ehrenamt keine Zukunft mehr. SABINE ETZOLD

Der Traum …

Fortsetzung *von Seite 33*

reihen ist für alle eine gute Sicht garantiert. Das Problem ist, dass die erwünschten frühen Reflexionen schwer zu erzielen sind. Wer in der zehnten Reihe sitzt, der ist sehr weit von der nächsten Wand entfernt. Die Reflexionen müssen daher von oben kommen – eigens dafür wird in der Elbphilharmonie ein riesiger, trichterförmiger Reflektor von der Decke hängen.

Dieser Reflektor ist höhenverstellbar, er wird vom Meister Toyota selbst als letzte Feinabstimmung des Saales eingestellt – und dann schraubt man ihn fest. Ein Saal aus der Hand von Yasuhisa Toyota hat immer dieselbe Akustik. »Nachdem die Position des Reflektors fixiert ist«, sagt Keiji Oguchi, »sollen die Musiker ihre Spielweise an den Saal anpassen.« Und er fügt hinzu: »Das ist eben unser Stil.«

»Meiner Meinung nach ist ein Schallreflektor über der Bühne notwendigerweise fahrbar«, sagt dagegen Eckhard Kahle. In Luzern wird bei jedem Konzert die Hydraulik bemüht. Die Schweizer sind stolz auf die variable Akustik ihrer Schuhschachtel, die Russell Johnson in seinen letzten Werken immer weiter verfeinert hat. Das beginnt mit einer reflektierenden Decke direkt über den Musikern, die hoch- und runtergefahren werden kann, um den Raum auf der Bühne akustisch zu vergrößern oder zu verkleinern. Hoch für große Orchester, runter für Kammermusik. Man richtet sich dabei aber auch nach den Präferenzen der Musiker: Das Alban-Berg-Quartett bestand auf der »großen« Einstellung. Die vier Stars sind es einfach gewohnt, mit ihren Instrumenten Hallen mit 2000 Zuschauern zu füllen. Ihr Ton trägt weit, und sie spielen laut. »Beim Alban-Berg-Quartett sollte man sich besser nicht in die erste Reihe setzen«, erzählt Kahle. »Man hört alles – auch einiges, was man nicht unbedingt hören will.«

Viele Seitenwände des Saales sind drehbar, sodass die Reflexionen gelenkt werden können. Der besondere Clou ist eine große Hallkammer hinter der Bühne, mit der man den akustischen Raum noch einmal um fast ein Drittel vergrößern kann. Das verlängert nicht nur den Nachhall; der zusätzliche Raum sorgt auch dafür, dass es bei großen Ensembles auf der Bühne akustisch nicht zu eng wird.

An der Frage »Variabel oder nicht?« scheiden sich die musikalischen Geister. Der Stil der klassischen Musik ist auch aus der Not geboren, mit unverstärkten Stimmen und Instrumenten große Räume zu füllen – auch die beste Architektur kann nicht die Schallenergie vergrößern, die auf der Bühne abgegeben wird. »Ein Solist verbringt die Hälfte seines Lebens mit Übungen, um lauter zu spielen«, sagt Kahle. Heute ist das eigentlich ein Anachronismus, es gibt genügend technische Möglichkeiten, Stimmen und Instrumente zu verstärken – aber das ist in der »ernsten« Musik ein Tabu. Und es geht ja auch nichts über den natürlichen Klang eines Spitzenorchesters in einem Spitzensaal.

Die Entwicklung der Musik hat nicht mit der Romantik aufgehört, und allenfalls in New York, London und Paris kann man einen großen Saal an 250 bis 300 Tagen mit klassischer Musik füllen. In Hamburg fragen Kritiker schon, ob die Hanseaten nach der ersten Begeisterung immer noch in Scharen in die klassischen Konzerte strömen werden.

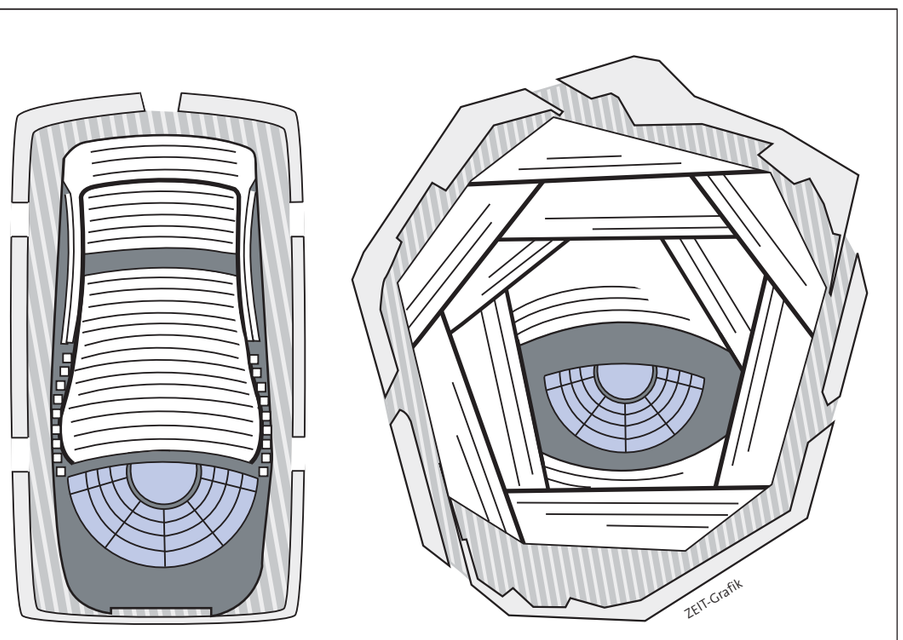
Das heißt: Solche Hallen müssen auch für Pop-, Jazz- und Weltmusikkonzerte gerüstet sein oder gar für den einen oder anderen Ärztekongress. Verstärkte Musik und Sprache aber verlangen nach »trockenen« Sälen mit kurzen Nachhallzeiten. Der Tontechniker am Mischpult möchte den Sound an seinem Pult machen und nicht mit den Reflexionen des Saales kämpfen. Man muss Bahnen von dämpfenden Stoffen aufhängen – 1000 Quadratmeter sind es in Luzern, im Hamburger Weinberg wird erheblich weniger Wandfläche zur Verfügung stehen.

Diese spätere Mischnutzung des Saales (in Hamburg sollen 30 Prozent des Programms aus verstärkter Musik bestehen) wird jedoch bei der Planung peinlich ausgeklammert. Yasuhisa Toyota baut einen kompromisslosen Klassiksaal, die Planung der Verstärkeranlage gilt als sekundär und wird später von anderen übernommen. »Die Sparte der Elektroakustiker ist in den Gremien nicht vertreten«, klagt Michael Schütz, Veranstaltungsleiter des KKL Luzern und bekennender Popfan. »Sie hat keine Lobby – die Klassiker wissen viel genauer, was sie wollen.« Elektronisch verstärkte Musik ist meist auf eine Frontalbeschallung ausgelegt. Wenn in der Elbphilharmonie Jazz- und Rockbands spielen, werden wohl die Plätze hinter der Bühne meistens frei bleiben müssen, und der Saal wird weniger Zuschauer fassen.

Wenn alles nach Plan geht und die Elbphilharmonie 2010 eröffnet wird, dann soll das spektakuläre Gebäude nach dem Willen der Bauherren zu den zehn besten Konzertsälen der Welt gehören. Zwei Jahre später allerdings bekommt sie neue Konkurrenz, denn dann steht die nächste Eröffnung an: die Philharmonie von Paris, ein Weinberg mit 2400 Plätzen. Der Architekt ist Jean Nouvel, für die Akustik ist Yasuhisa Toyota zuständig. Dass in Paris eine Halle überleben könnte, in der nur klassische Musik gespielt wird, bezweifelt eigentlich niemand, aber aus politischen Gründen hat man die Cité de la Musique, zu der das Gebäude gehören wird, in unmittelbarer Nähe zu den sozialen Brennpunkten der Vorstädte errichtet.

Entsprechend wird dort eine bunte Mischung von Klassik bis Hip-Hop gespielt werden. Eckhard Kahle hat die Ausschreibung für die Akustik formuliert, und zum ersten Mal in seiner Laufbahn musste Toyota Kompromisse machen: Der Saal wird eine variable Akustik haben.

Audio www.zeit.de/audio



ZWEI KONKURRIERENDE MODELLE

Schuhschachtel gegen Weinberg

Für den Bau von Konzertsälen gibt es zwei rivalisierende Grundformen: die »Schuhschachtel« (links, Beispiel KKL Luzern), die sich von den Sälen des 19. Jahrhunderts ableitet, und den arenaförmigen »Weinberg« (hier die geplante Hamburger Elbphilharmonie).
Die Akustik der Schuhschachtel ist einfach zu berechnen. Jeder Zuhörer sitzt nah an einer Seitenwand oder unter einem Balkon, dadurch ist für die wichtigen frühen Reflexionen des Schalls gesorgt. Die Musik klingt nicht an jedem Platz gleich – gerade auf den »billigen Plätzen« herrscht oft die bessere Akustik. Die Sicht wird mit der Größe immer schlechter, deshalb ist diese Form vor allem für kleinere Säle geeignet. Prominente Beispiele sind das Concertgebouw in Amsterdam, die Symphony Hall in Birmingham und die Boston Symphony Hall.
Im Weinberg haben alle Zuschauer eine gleichmäßig gute Sicht auf die Bühne, selbst in Sälen mit mehr als 2000 Plätzen. Ihre Akustik stellt den Designer jedoch vor große Probleme: Die wichtigen Reflexionen müssen hier von der Decke übernommen werden beziehungsweise von hängenden Reflektoren oder Schallsegeln. Beispiele: die Berliner Philharmonie, die Walt Disney Concert Hall in Los Angeles und die Kitara-Halle in Sapporo.

Foto: Herzog & de Meuron

Ein **DEMOKRATISCHER** Saal? Der Innenraum derElbphilharmonie

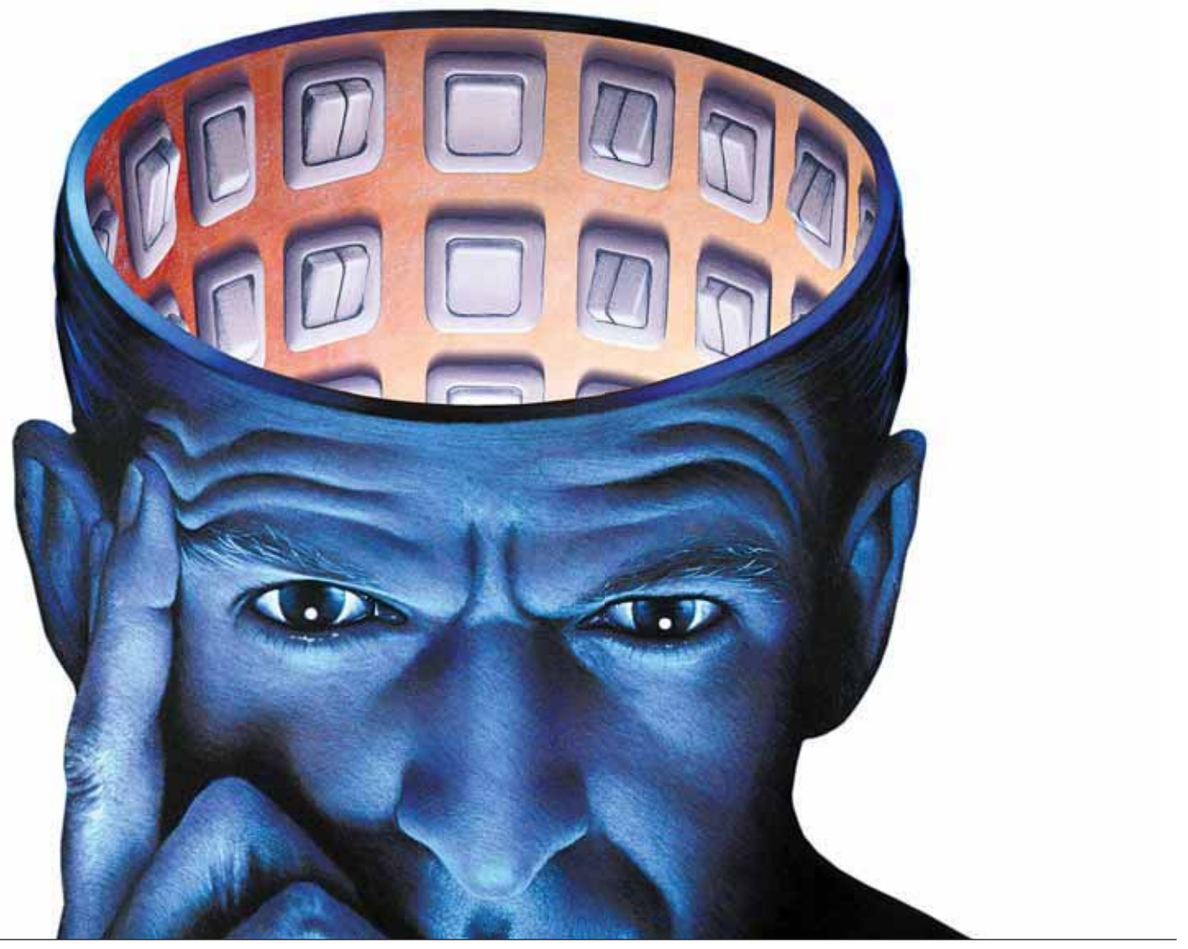


Illustration: Smetek für DIE ZEIT, www.smetek.de

Der Geist bleibt unfassbar

Das normative Handeln des Menschen lässt sich nicht allein aus der Biologie ableiten. Eine Antwort auf die ZEIT-Titelgeschichte »Der Griff in die Seele« **VON LUTZ WINGERT**

Knopf oder Schalter?«, das war die wiederkehrende Frage, die im Hörsaal eines nordamerikanischen Universitätskrankenhauses bei Tucson, Arizona, zwischen Medizinprofessoren in einem Debattenwettbewerb regelmäßig heftig erörtert wurde. Soll ein Mensch die Möglichkeit haben, einen Knopf zu drücken, der zu einem Gefühl gelöster Zufriedenheit führt, »bis zu dem Augenblick, wo der segensreiche Daumen sich entspannt und den Knopf loslässt«? Oder soll er, egal ob Patient oder gesund, die weitergehende Möglichkeit haben, einen Glücksschalter umzulegen, »der dann so bleibt und permanente Freude erzeugt«?

Eine fiktive Frage, gewiss, wenn man beachtet, dass sie 1971 in dem Roman *Liebe in Ruinen* des Mediziners und Romanciers Walker Percy gestellt wurde. Sie klingt nicht mehr ganz so fictionartig, wenn man sich die berichteten Fortschritte bei gezielten Eingriffen in die emotionale und intellektuelle Verfassung von Menschen mit den Mitteln der Neurotechnik vergegenwärtigt *(ZEIT* Nr. 34/07, *Bauteile für die Seele).* Das neurotechnische Repertoire an chirurgischen, pharmakologischen und elektrotechnischen Mitteln zur zielgerichteten Beeinflussung von Verstand und Gefühl wird demnach in absehbarer Zeit beträchtlich erweitert werden. Würde dieser Fortschritt an Verfügungsmacht über das menschliche Hirn den Schluss erlauben, der Geist sei nichts als Biologie, also ein naturhaftes Phänomen, das mit den Mitteln der Biologie, der Biophysik und Biochemie vollständig erhellend beschrieben werden kann?

Welche Ziele sind erstrebenswert, welche Mittel legitim?

Nein. Denn die ethischen und rechtlichen Fragen, unter welchen Bedingungen und mit welchem Ziel diese neurotechnischen Mittel eingesetzt werden sollten und dürfen, blieben ja noch offen. Welche Ziele sind erstrebenswert, welche verfügbaren Mittel dafür sind legitim, was ist erlaubt, was geboten? Das sind ethische Fragen, die zu unserer Existenzform als geistbegabte, soziale Lebewesen gehören. Wenn alles Geistige erschöpfend von der Biologie beschrieben werden könnte, wären auch diese Fragen prinzipiell mit den Mitteln der Biologie beantwortbar.

Das sind sie aber nicht. Eine Ethik mit biologischen Mitteln kann sicherlich bestimmte artspezifische, natürliche Normen angeben, deren Erfüllung funktional ist für das Gedeihen und die Erhaltung dieser Art Lebewesen. Ihr derzeit sprießender neuroökonomischer Zweig wächst vielleicht darüber hinaus: Bei Teilnehmern von Laborversuchen zum Entscheidungsverhalten werden die Hirnaktivitäten gemessen, um zum Beispiel das Entscheidungsverhalten oder soziale Präferenzen wie Altruismus und Fairness zu ergründen.

Es ist eine alte soziologische Einsicht, dass Kooperationen unter Fremden wie die Arbeitsteilung über Verwandtschaftsgrenzen hinweg nützlich sind und dass sie nichtvertragliche Voraussetzungen haben. Sie benötigen auf Dauer Loyalität, Gewissen oder gar ein Ethos, das sich auch im riskanten Einsatz für die Sanktionierung von Trittbrettfahrern oder Missetätern äußern kann (etwa wenn Mafiajäger sehenden Auges ihr Leben aufs Spiel setzen, um Recht und Gerechtigkeit zu wahren). Offensichtlich holen Neuroökonomen derzeit diese Einsicht unter Laborbedingungen mit schmaleren Datensätzen ein. Damit haben sie allerdings noch nicht die normativen Fragen beantwortet, welche Loyalität angebracht, welches Ethos schal geworden und welcher Gewissensbiss berechtigt ist.

Auch vermag eine biologische Ethik der natürlichen Normen zwar gewisse Reaktionen eines lebendigen Organismus als zutreffende Bewertungen identifizieren, wie es die Reaktionen des Erkrankens und der Genesung sind. Aber mit dem Zustand der Gesundheit und dem erfolgreichen Streben nach Selbsterhaltung sind unsere Fragen, was wir tun und lassen sollen, längst nicht erledigt. Auch ein rundum gesunder Mensch kann die Hamletfrage »Sein oder Nichtsein?«, »Weiterleben oder nicht?« negativ beantworten. Entsprechend kann eine Ethik mit biologischen Mitteln weder die ethischen Beipackzettel für Psychopharmaka noch die kodifizierten moralischen Gebrauchsanweisungen für Neuroimplantate liefern.

Das hört sich nach der üblichen Aufteilung von Zuständigkeiten für Tatsachen und für Werte an. Die naturwissenschaftlichen Experten befinden in letzter Instanz darüber, was Tatsache, was wirklich ist. Personen und Bürger hingegen müssen die normativen Fragen beantworten, was gutgeheißen, was getan und was unterlassen werden soll. Man anerkennt mit dieser Unterscheidung den Alleinvertretungsanspruch biologischer Disziplinen wie der Neurobiologie oder der evolutionären Psychologie bei der Erforschung der Tatsachen über den menschlichen Geist. Der erfolgreiche, biowissenschaftliche »Naturalismus als Technologie und Praxis« (laut dem Zürcher Wissenschaftsphilosophen und -historiker Michael Hagner) würde diesen dominanten Erklärungsanspruch untermauern.

Denn wenn man eine Sache wiederholt planmäßig beeinflussen kann, dann ist das ein Beleg dafür, dass man etwas vom Wesen dieser Sache erkannt hat. Erfolgreiche neurotechnische Eingriffe in das menschliche Gefühlsleben und Urteilsvermögen wären dann ein Grund für die Annahme, dass das Geistige mit den Mitteln der Biologie zureichend erklärt wird. Umgekehrt wäre freilich die faktische Begrenztheit solcher Interventionen auch ein Beleg dafür, dass man auf biowissenschaftlichem Weg eben doch nicht alles über das Geistige ermitteln kann.

Soziale Beziehungen sind technisch nicht reproduzierbar

Eine solche Grenze zeigt sich zum Beispiel bei der Reproduktion sozialer Beziehungen mit Hilfe der Neurotechnik. Sozialbeziehungen zwischen Kunden und Verkäufern, Lehrern und Schülern, Buchhalterin und Firmenchef enthalten ja geistige Komponenten im Unterschied beispielsweise zu den mechanischen Interaktionen von Billardkugeln. Die beteiligten Akteure müssen über sich und ihr Gegenüber bestimmte Dinge denken und darin auch übereinstimmen, wenn denn ihre Interaktion und damit eine Beziehung überhaupt zustande kommen soll. Soziale Verhältnisse wie die zwischen den Mitgliedern einer Gemeinschaft mit Ansprüchen, Rechten und Pflichten werden auch durch ein Geflecht von Rechtfertigungen und Entschuldigungen, von Lob und Tadel, Sanktion und Anerkennung reproduziert. Eine strafrechtliche Praxis trägt ebenfalls zur Bewahrung dieser Beziehungen bei. Mittlerweile wird auch in diesem Praxisbereich der Einsatz neurotechnischer Mittel erprobt oder erwogen. Man denke an den neurophysiologischen Fingerabdruck als Beweismittel: Zeigen sich im Hirn eines Verdächtigen bestimmte Aktivitätsmuster, haben die Strafverfolger einen starken Beleg dafür, dass dieser den Tatort kennt. Oder man verabreicht den monoaminen Transmitterstoff Serotonin als Resozialisierungsmittel.

Um bei Letzterem zu bleiben: Die gezielte Veränderung des Serotoninspiegels bei einem Straftäter kann wohl dazu beitragen, dass der Aufbau einer massiven, impulsiven Aggression blockiert wird. Damit mag Schlimmes fürderhin unterbunden sein. Nur genügt das nicht, um soziale Beziehungen wieder ins Lot zu bringen, die durch eine schwere Straftat exemplarisch gestört wurden. Dafür ist nötig, dass das sanktionierte Verhalten des Täters als Unrecht zurückgewiesen wird. Ein neurotechnisches Einwirken kann das für sich genommen gar nicht leisten. Denn bei solchen Eingriffen wird dem Täter nicht als Autor eines unberechtigten Tuns, sondern nur als Ursache eines unerwünschten Verhaltens begegnet.

Oft wird nicht mehr möglich sein, als ein solches unerwünschtes Verhalten zu unterbinden, so wie man auch einen Kampfhund ausschaltet. Aber für die Wiederherstellung einer intakten Sozialbeziehung, in der bestimmte Ansprüche und Verbindlichkeiten bestehen, müssen diese Rechte und Pflichten als legitim bekräftigt werden. Die zukünftige Vermeidung unerwünschten Verhaltens reicht dafür nicht. Denn das Unerwünschte und das Unberechtigte sind zweierlei.

Die Normativität ist eine Signatur des Geistigen

Die Neurotechnik kann den Unterschied zwischen dem Unerwünschten und dem Unberechtigten in ihrem sozialen Interventionsfeld von sich aus nicht beachten. Das zeigt an, dass der biowissenschaftliche Naturalismus hinter der Neurotechnik etwas in seinem Untersuchungsfeld – etwas an den Phänomenen des Geistigen – nicht hinlänglich zu erfassen vermag.

Der Unterschied zwischen unerwünscht/erwünscht einerseits und unberechtigt/berechtigt andererseits ist nämlich nur ein spezifischer Fall des allgemeinen Unterschiedes zwischen dem Fürwahr-, Für-richtig- oder Für-gut-Halten und dem Wahr-, Richtig- oder Gutsein. Dass dieser Unterschied zwischen Sein und Schein, zwischen Sollen und Sein gemacht wird, gehört wesentlich zu der Aktivität, die für Geistiges charakteristisch ist. Denn »Geist« oder »Geistiges« sind Bezeichnungen für eine bestimmte Art der Disposition, aktiv zu sein. Und zu dem Aktivitätsmodus des Geistigen gehört ein Korrekturverhalten und also auch ein Fehlerbewusstsein, ebenso wie im Fall der Erfüllung einer Norm eine Intention dazugehört, die Norm zu erfüllen (deshalb nennt man ein fehlersensitives Verhalten »intelligent«). Es ist das eingebaute normative Element des Geistigen, das von einem biowissenschaftlichen Naturalismus nicht befriedigend erfasst werden kann und das daher in neurotechnischen Eingriffen verfehlt werden muss.

Damit ist jedoch noch gar nichts darüber gesagt, ob die Normativität als eine Signatur des Geistes das Geistige zu etwas Menschentypischem macht. Das ist – um das Mindeste zu sagen – ungewiss. Ein Nachdenken über diese offene Frage unter Natur- und Geisteswissenschaftlern jenseits von industrie- und wissenschaftspolitisch geschürten Frontstellungen ist lohnenswert. Es wird allerdings nur dann ein interessantes Ergebnis zeitigen, wenn man das Denken und damit das Geistige nicht sogleich naturalistisch bloß als biophysikalische Ereigniskette auffasst. Ein Denkanstoß ist nun einmal keine Gehirnerschütterung.

Lutz Wingert ist Professor für Philosophie an der ETH Zürich und Mitglied des Zentrums für Geschichte und Philosophie des Wissens der Universität und der ETH Zürich

Aus Zuckermolekülen konstruiert

PETER SEEBERGER

einen Impfstoff gegen Malaria. Dafür bekommt der Biochemiker jetzt den Körber-Preis verliehen

VON THOMAS HÄUSLER

Die Zukunft ist süß

Fotos: Friedrun Reinhold; Körber Stiftung (u.)

Peter Seeberger ist so etwas wie eine gute Fee für Biologen; denn er erfüllt einige ihrer sehnlichsten Wünsche. Dafür hat er eine Maschine erfunden, die Zuckersubstanzen herstellt – kein bunter Automat, der Lollis oder Haribos ausspuckt, sondern eine schlichte graue Kiste. Mit offen sichtbaren Eingeweiden steht sie in Seebergers Labor an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich. Schläuche und Kolben sind zu sehen. Die Apparatur ist in der Lage, verschiedene Molekülketten zu produzieren, die in der Chemie allesamt »Zucker« heißen, weil sie Variationen jenes Stoffes sind, der uns den Kaffee oder Tee versüßt.

Die Forschung ist deshalb so versessen auf diese Zuckerketten, weil sie in der Biologie eine wichtige Rolle spielen, vom Akt der Zeugung über die Immunabwehr bis zu Krebs. Eizellen, Körperzellen, Bakterien und Viren umgibt eine Kruste unterschiedlicher Zuckerketten. Lange Zeit glaubte man, ihre Funktion bestünde einzig darin, die Zellstruktur zu stärken. Doch nun wird immer deutlicher, dass neben den Nukleinsäuren, die das Erbgut bilden, und den Aminosäuren, die sich zu den Proteinen verbinden, auch die Zucker die Chemie des Lebens entscheidend prägen. Sie bestimmen mit, welche Blutgruppe jemand hat, oder lassen das menschliche Immunsystem ein implantiertes Schweineherz abstoßen.

Die famose Maschine produziert Substanzen im Eiltempo

Um sie erforschen zu können, müssen die Biochemiker die Moleküle nachbauen – und das gelang ihnen bisher nur unvollkommen. Die Chemie der Zuckerketten ist nämlich ungeheuer komplex. So blieb die Substanzklasse das Stiefkind der Biochemie, selbst als ihre Bedeutung längst erkannt war. Es war, als ob ein Uhrmacher bestimmte Defekte von Uhren nicht reparieren konnte, weil ihm die Werkzeuge zur Herstellung von Zahnrädern fehlten – bis Peter Seeberger seine famose Zuckermaschine konstruierte. »Im Prinzip sind wir Werkzeugmacher«, sagt Seeberger. Aber solche, die »einen Meilenstein« gesetzt haben, sagt sein Berliner Forscherkollege Werner Reutter.

Denn plötzlich lassen sich innerhalb von zwölf Stunden Substanzen herstellen, für die ein Forscher mit klassischen Synthesemethoden vier Jahre lang arbeiten musste. So gelang es Seeberger, mit seiner Maschine im Eiltempo ein Zuckermolekül des Malariaerregers nachzubauen, aus dem er nun einen Impfstoff entwickelt. Dieser und andere Durchbrüche brachten dem 41-jährigen Professor bereits so viele Auszeichnungen ein, wie sie andere Wissenschaftler während ihrer ganzen Karriere nicht sammeln können. In dieser Woche bekommt er den angesehenen Körber-Preis verliehen.

Im Eiltempo – Geschwindigkeit und Zielstrebigkeit machen Seebergers Erfolg aus. So schnell wie er spricht, so schnell ist er vorangekommen. Die Idee für die Zuckermaschine hatte er als 26-jähriger Doktorand. »Ich war damals unter Druck.« Nach sechs Semestern Chemiestudium an der Uni Erlangen-Nürnberg ging er als Stipendiat der Fulbright-Stiftung in die USA und begann dort mit der Doktorarbeit – obwohl er sein Diplom nicht abgeschlossen hatte. »Wäre das schiefgegangen, hätte ich danach nicht einmal als Laborant arbeiten können.« Eine harte Schule sei das gewesen, die »den Blick fürs Wesentliche geschärft« habe.

Nach der Doktorarbeit suchte er sich genau jene Forschergruppe aus, die ihn auf dem Weg zur erträumten Maschine weiterbrachte: Seeberger ging nach New York zu einem der weltweit besten Zuckerchemiker. Danach lief alles wie am Schnürchen: Mit 31 Jahren eroberte er eine Assistenzprofessur am renommierten Massachusetts Institute of Technology in Boston. Vier statt der üblichen sieben Jahre später war er ordentlicher Professor. Dann folgte der Ruf ans Laboratorium für organische Chemie der ETH Zürich, das drei Nobelpreisträger hervorgebracht hat. Hier entwickelte er die Zuckermaschine so weit, dass sie mittlerweile kurz vor der Marktreife steht.

Das klingt alles einfacher, als es in Wirklichkeit war. Als Seeberger sein Projekt startete, hatten Dutzende von Forschern über Dekaden an dem Problem gearbeitet. Alle Zuckerketten in der Natur bestehen aus einer Abfolge von verschiedenen Bausteinen, von denen jeder zwei, drei oder mehr Stellen hat, an die weitere Moleküle gekoppelt werden können. So entsteht im Reagenzglas des Chemikers schnell ein Gebräu aus unzähligen verzweigten Ketten mit unterschiedlichen Eigenschaften – obwohl er nur eine davon herstellen will.

Seeberger löste das Problem, indem er Baustein um Baustein chemisch so ausstattete, dass er steuern konnte, wie und in welcher Position er sich mit den anderen Bausteinen verband. Seine Maschine macht nichts anderes, als diese präparierten Bausteine in einander folgenden Schritten miteinander reagieren zu lassen. »Wenn wir der Maschine die Zucker in der richtigen Reihenfolge füttern, so wächst allein die geplante Kette heran«, erklärt Seeberger.

Er hat sie nicht einmal selbst gebaut, sondern 1998 für 13 000 Dollar gebraucht gekauft; in ihrem früheren Leben fügte sie Aminosäuren zu Proteinen zusammen. Seeberger baute sie um, damit sie sich mit Zucker füttern ließ. »Das alte Teil ist wie ein VW-Käfer«, sagt er, »wir können ohne Probleme darin herumwerkeln.«

Um die Synthesemaschine auf den Markt zu bringen, hat Peter Seeberger die Firma Ancora gegründet. Bald soll das Studium der Zuckerketten nicht mehr einem exklusiven Klub von Spezialisten vorbehalten sein, sondern so vereinfacht werden, dass jeder Nachwuchswissenschaftler daran arbeiten kann. Damit könnte die Zuckerforschung, die Glykomik, bald so bedeutend werden wie die Genetik. Manche Forscher allerdings sind noch skeptisch: Das Verfahren sei zu teuer, und er könne auch nicht alle theoretisch denkbaren Moleküle herstellen. Das stimmt, sagt Seeberger, aber man entwickle weiter, und Berechnungen zeigten, dass sein Verfahren bereits jetzt einen erklecklichen Teil der biologisch wichtigen Zuckerketten abdecke.

Genug auf jeden Fall, um eine Vielzahl an Untersuchungen möglich zu machen, von denen zuvor niemand zu träumen wagte. Seeberger erhält so viele Angebote zur Zusammenarbeit, dass gerade sein Computer wegen der vielen E-Mails zusammengebrochen ist. Mehr als die Hälfte seiner rund 35 Mitarbeiter werkelt nicht an der Entwicklung der Zuckermaschine, sondern an deren Anwendung. So legte sein Labor bereits die Basis für einen Hundeimpfstoff. Er soll die Tiere gegen Parasiten schützen, die aus dem Mittelmeerraum nach Deutschland einwandern. Weitere Studien befassen sich mit Tuberkulose und Milzbrand.

Das Flaggschiff all dieser Projekte aber ist der Malaria-Impfstoff. Zusammen mit einem Malariaforscher hat Seeberger ein Zuckermolekül nachgebaut, das den Parasiten für Menschen vermutlich erst so gefährlich macht. Mit diesem Molekül wollen die Wissenschaftler impfen. Die Antikörper, die der Organismus danach bildet, beenden die Infektion zwar nicht, aber sie stoppen die tödliche Wirkung der Parasitenvermehrung. So weit die Hypothese, die in Experimenten mit Mäusen immerhin schon bestätigt werden konnte.

Trotzdem ist noch offen, ob der Impfstoff tatsächlich wirken wird. Die Geschichte der Malaria-Vakzine ist eine Geschichte des Scheiterns. Wiederholt hätten Impfstoffe im Menschen versagt, die im Mäuseversuch wirksam waren, warnt der Vakzinforscher Pierre Druilhe vom Pariser Pasteur-Institut. Außerdem befreie der Zuckerimpfstoff das Blut der Infizierten nicht vom Parasiten. So werde die Übertragungskette durch die Stechmücken nicht unterbrochen. Seeberger ist sich des Problems bewusst. Dass sein Vakzin nur die Kranken rettet, die Verbreitung der Krankheit aber nicht stoppt, »ist nicht ideal«, sagt er, »aber es ist schon viel, wenn wir Babys schützen können, die sonst sterben«. Mittlerweile habe er noch unveröffentlichte Ergebnisse, die ihn zuversichtlich stimmten.

Erst die Rückkehr nach Europa machte den Erfolg möglich

Das Prestigeprojekt Malaria-Impfstoff wäre ohne seine Rückkehr nach Europa kaum möglich gewesen, sagt Seeberger und konterkariert damit die hierzulande weitverbreitete Meinung, die USA seien eine Art Forscherparadies. Das sei so nicht richtig, sagt er. In den USA erhält ein Professor von der Universität oft nur das Gehalt. Die Mittel für Mitarbeiter und Geräte muss er extern beschaffen. In Europa sei mit dem Lehrstuhl meist eine Grundausstattung an Geld verbunden, die sich wie Risikokapital auswirke. »So kann ich zwei Jahre an einem riskanten Projekt arbeiten, für das ich als Chemiker und damit Außenseiter in der Disziplin in den USA nie Geld bekommen hätte.«

Und noch etwas sei hier besser: In den USA arbeitete er jahrelang sieben Tage die Woche, »das ist dort so üblich«. Heute gönnt er sich, seiner Frau und der acht Monate alten Tochter mindestens einen freien Tag in der Woche. Zwar schätzt er die amerikanische Leistungsbereitschaft nach wie vor – »viele Menschen in Deutschland oder der Schweiz sind da schon etwas satt« –, aber er fragt sich inzwischen, ob unablässige Maloche nicht letztlich die Kreativität vermindert. »Meine Gruppe ist hier auf jeden Fall nicht weniger produktiv als früher in den USA.«

Und bei allen Idealen – nur die Produktivität des Teams bringt einen Forscher voran. Falsche Rücksichtnahme sei da fehl am Platz, vielmehr sei »wissenschaftliche Aggressivität« angesagt. Aber die dürfe sich nie ins Zwischenmenschliche ausbreiten, wie er das in den USA beobachtet hat. Da gab es schon mal eine Prügelei im Labor. Darum lässt der Professor Seeberger sein Team immer mitbestimmen, wer neu dazustößt. Etwa ein Dutzend Stellen hat er noch zu vergeben. Bewerber gibt es genug, Projekte dank all der neuen Moleküle, die man nun herstellen kann, auch, Ideen im Kopf des Chefs sowieso. Die nächste Überraschung aus Seebergers Zuckerküche dürfte nicht lange auf sich warten lassen. Oder wie es Olaf Kübler, der ehemalige Präsident der ETH, ausdrückt: »Seeberger und seine Gruppe haben immer mehr geliefert als versprochen.«

Der Mensch …

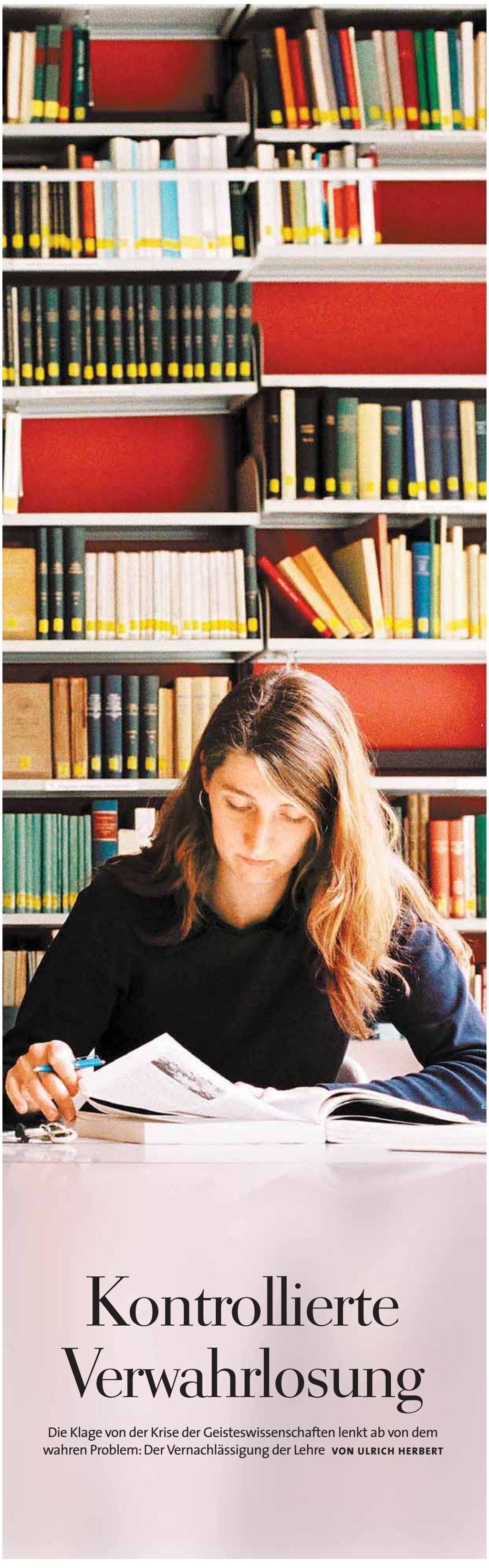
Peter Seeberger, geboren 1966 in Nürnberg, studierte Chemie an der Universität Nürnberg-Erlangen und wechselte 1990 für die Doktorarbeit an die University of Colorado, USA. 1998 wurde er Assistenzprofessor am Massachusetts Institute of Technology. Fünf Jahre später folgte er einem Ruf der ETH Zürich.

… und seine Idee

Zuckermoleküle spielen in der Chemie des Lebens eine wichtige Rolle. Bisher waren diese Substanzen äußerst schwer herzustellen. Dies will Seeberger mit einer Synthesemaschine ändern, mit der Biologen neue Impfstoffe entwickeln oder so wichtige Prozesse wie die Entstehung von Krebs besser untersuchen können.

Kontrollierte Verwahrlosung

Die Klage von der Krise der Geisteswissenschaften lenkt ab von dem wahren Problem: Der Vernachlässigung der Lehre VON ULRICH HERBERT



Die deutschen Geisteswissenschaften, so klingt es auf und ab, sind am Ende. Von den Universitätsreformern vernachlässigt, durch Bachelor und Master in ein geistesfeindliches Korsett gezwängt, von Bürokratie überwältigt, seien sie aus der ihnen zustehenden, herausgehobenen Stellung an der Universität vertrieben und »zu Fremdlingen im eigenen Haus« gemacht worden. Nicht nur diese Disziplinen seien dadurch akut bedroht, sondern, so beschwören es Ordinarien an Hochschulen und Oberordinarien in Redaktionen, die ganze deutsche Universität sei es.

Diese kulturpessimistische Klage hat eine lange Tradition in Deutschland, und wie zu zeigen ist, keine gute. Sie ist aber nicht nur unberechtigt, sie lenkt auch ab von der wirklichen Krise der Geisteswissenschaften: der Vernachlässigung der Lehre.

Die Rede von der »Krise der Geisteswissenschaften« formte sich am Ende des 19. Jahrhunderts. Im Kaiserreich dienten die Geisteswissenschaften als Identitätsstifter und Legitimationsproduzent. Sie besorgten die historische Herleitung des neuen Nationalstaates aus der Tradition des Alten Reiches und schufen mit dem Neuhumanismus das bildungsbürgerliche Leitbild der deutschen Gesellschaft. Damals wuchs den Geisteswissenschaften eine Sonderrolle innerhalb der Universitäten zu, die sie rund hundert Jahre behaupten sollten.

Zugleich sahen sich die Geisteswissenschaftler als Sachwalter der Opposition gegen Materialismus, Entfremdung und Vermassung und den »kalten« Intellekt der Naturwissenschaftler. Das Konzept des »allseitig gebildeten Menschen« sollte das Gegenbild zum technischen Spezialisten werden. Das Selbstbewusstsein der Geisteswissenschaftler nahm zuweilen skurrile Formen an. So lehnte der Romanist Ernst Robert Curtius 1920 einen Ruf nach Aachen deshalb ab, weil er fürchtete, dort vom »Ordinarius für Heizung und Lüftung« mit »Herr Kollege« angeredet zu werden.

Als diese Sonderstellung in den Jahren der Weimarer Republik als bedroht empfunden wurde, reagierten die deutschen Geisteswissenschaftler mit leidenschaftlicher Opposition gegen Republik und kulturelle Moderne. Die Diskriminierung der deutschen Nation durch die Alliierten und die unberechtigte Diskriminierung der Geisteswissenschaften durch die Republik sowie eine auf wirtschaftliche Verwertbarkeit orientierte Gesellschaft wurden als Parallelen und Symptome des Verfalls angesehen. Ein scharfer Nationalismus der professoralen Geisteswissenschaftler war die Reaktion, verbunden mit einer Absage an Liberalismus und Demokratie.

Hier lagen auch die wesentlichen Faktoren für die reibungslose Einpassung der Geisteswissenschaften in den nationalen Staat nach 1933. Zugleich verstummte nun auch die allfällige Rede von der »Krise der Geisteswissenschaften«, wenngleich es sich bald als kapitale Fehlwahrnehmung erwies, dass im Führerstaat die alte Sonderstellung der Geisteswissenschaften wieder erlangt worden sei. Zugleich aber akzeptierten die deutschen Geisteswissenschaftler ohne erkennbare Irritation, dass etwa ein Fünftel ihrer Professorenkollegen und fast ein Drittel aller Hochschulangehörigen aus der Universität aus politischen und rassischen Gründen vertrieben wurden – trotz des viel beschworenen humanistischen Bildungsideals. Hier ist die alte deutsche Universität mitsamt ihren Idealen zugrunde gegangen. Das muss man den emphatischen Kritikern an den heutigen Universitätsreformen doch entgegenhalten.

Geisteswissenschaftler spielen keine Sonderrolle mehr – zum Glück

Nach 1945 gelang es den personell kaum veränderten Geisteswissenschaften erstaunlich schnell wieder, die Meinungsführerschaft in der Bundesrepublik zu erlangen. Gemeinsamer Anschlusspunkt quer durch die Disziplinen war dabei die Wiederaufnahme der kulturpessimistischen Modernekritik, diesmal erweitert durch die Kritik am Lebensstil des »Amerikanismus« und der Konsumgesellschaft. Dabei erfuhren Historiker, Germanisten und Philosophen in Politik und Gesellschaft breite Unterstützung, die in den alten Sprachen und der Goethe-Ausgabe eine Art rückwirkender Opposition gegen den Totalitarismus erblickte.

Veränderungen brachte erst die Diskussion um die Bildungsreformen, die in relativ kurzer Zeit zu einem gewaltigen Ausbau der Hochschulen führte. Zugleich forcierte eine neue Generation von Wissenschaftlern methodische und fachliche Neuorientierungen. Und noch einmal errangen die Geisteswissenschaften – diesmal zusammen mit den Sozialwissenschaften – eine herausgehobene Sonderstellung in Universität und Gesellschaft, nun aber unter den Vorzeichen der »Demokratisierung«.

Bei allen Unterschieden, die sich politisch zwischen den alten Ordinarien und ihren Nachfolgern der 68er-Zeit ergeben – die Vorstellung von der besonderen Mission der Geisteswissenschaften gegen Ökonomisierung und Moderne hatten beide gemein. Es ist deshalb kein Wunder, dass die schroffe Kritik an der gegenwärtigen Hochschulreform von Konservativen und Alt-68ern gemeinsam ertönt.

Denn nach 1980 verloren die Geisteswissenschaften ihre herausgehobene Position als Demokratisierungswissenschaften oder als Exklusivraum der Gebildeten und Damm gegen Vermassung. Die Ursachen sind vielfältig: die Zunahme der Studentenzahlen von 15 auf 25 Prozent eines Jahrganges, die Pluralisierung der disziplinären Ansätze sowie die Erschütterung gesicherter Kenntnisse etwa durch das Heraufdämmern der Postmoderne. Die geisteswissenschaftlichen Disziplinen wurden zu Wissenschaften unter anderen. Damit zählte auch für sie allein die wissenschaftliche Leistung: in der Forschung, national wie international, in der Lehre, bei der Ausbildung des Nachwuchses.

Mit dieser neuen Situation haben sich viele Geisteswissenschaftler bis heute nicht abfinden können. Nicht so sehr materielle Bedrängungen und zu viele Studierende, sondern der Verlust ihrer privilegierten Stellung als die »eigentlichen« Wissenschaften befeuern die Rede von der Krise der Geisteswissenschaften immer aufs Neue.

Dabei ist bei nüchterner Betrachtung die Lage der geisteswissenschaftlichen Forschung in Deutschland besser denn je: In keinem anderen Land gibt es eine vergleichbare Dichte und Vielfalt von geisteswissenschaftlichen Forschungseinrichtungen. Dazu zählen neben den Fakultäten der Universitäten zwölf Einrichtungen des Bundes, sieben Max-Planck-Institute im engeren, etwa 20 im weiteren Sinne, 14 Leibniz-Institute, etwa 100 Institute der Bundesländer sowie eine nicht genau eruierbare Zahl von Museen für Kunst und Geschichte, deren Summe in Deutschland bei etwa 600 liegen dürfte.

Auch die Qualität der deutschen Forschung ist nach allen Erhebungen sehr hoch. Das Abschneiden deutscher geisteswissenschaftlicher Doktoranden im Ausland, die Präsenz deutscher Forscher an wissenschaftlichen Spitzeneinrichtungen in der Welt, ihre Gutachtertätigkeit und Zeitschriftenrepräsentanz bestätigen diesen Befund. Deutsche Geisteswissenschaftler sind gewiss nicht in allen Disziplinen weltweit führend, aber gewiss nicht in geringerem Maße als die deutschen Naturwissenschaftler. Selbst in der deutschen Öffentlichkeit besitzen die Geisteswissenschaften einen herausragenden Stellenwert, was sich in den Feuilletons der großen Zeitungen ebenso niederschlägt wie in der außerordentlichen Aufmerksamkeit, die Museen und Ausstellungen hierzulande genießen. Historische und kulturelle Themen werden in der Öffentlichkeit in einer Qualität diskutiert, wie dies in kaum einem anderen Lande geschieht.

Noch nie gab es so viel Geld für die Forschung wie heute

Entgegen aller Kritik an der einseitigen Kürzung der Geisteswissenschaften zeigt sich, dass die Fördersummen seit Jahrzehnten stabil sind. Bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft sind dies etwa neun Prozent der ausgeschütteten Gelder. Auffällig ist dabei der hohe Anteil der Geisteswissenschaften bei den sogenannten Koordinierten Programmen, also etwa den Sonderforschungsbereichen. Damit läuft auch die Klage ins Leere, die gegenwärtige Förderpolitik, die auf Kooperation und Interdisziplinarität ausgerichtet ist, gehe an den Interessen von Historikern oder Sprachwissenschaftlern vorbei. Zu diesen Summen sind die Förderungen durch Bund und Länder sowie zahlreiche Stiftungen hinzuzuzählen. Die geisteswissenschaftliche Forschung befindet sich also nicht in einer Krise, eher müsste man von einer nie gekannten Blüte sprechen.

Dieser Befund ändert sich jedoch grundlegend, wenn wir die Lehre hinzunehmen. Zunächst einige Zahlen: Zwischen 1990 und 2003 stieg die Zahl der Studierenden in allen Fächergruppen um 4 Prozent, von 1,3 auf 1,4 Millionen. Die Zahl der Studierenden der Sprach- und Kulturwissenschaften hingegen wuchs um fast 50 Prozent. Die Professorenschaft dagegen blieb gleich groß, die Zahl der Wissenschaftlichen Mitarbeiter und Assistenten schrumpfte sogar.

Das schlägt sich in der Betreuungsrelation nieder: Auf einen Professor kommen in den Sprach- und Kulturwissenschaften mittlerweile mehr als hundert Studenten. Der politisch gewollte Anstieg der Studierendenquote ist in großem Maße durch eine Auffüllung der geisteswissenschaftlichen Fachbereiche bewerkstelligt worden – und zwar fast kostenneutral. Im Effekt hat sich die Zahl der Studierenden pro Professor über die vergangenen 15 Jahre hinweg in diesen Disziplinen nahezu verdoppelt. Dass die besten 25 Prozent unserer Studierenden international weiterhin gut mithalten, ist angesichts dieser Zahlen die eigentliche Überraschung. Dennoch sind die gestiegenen Studentenzahlen nur die eine Erklärung für die Probleme in der Lehre. Die andere liegt in der Lehre selbst.

Das geisteswissenschaftliche Hauptseminar galt lange Zeit zu Recht als akademisches Markenprodukt, und zwar quer durch die geschilderten Zeitläufte. Hier traf der umfassend gebildete und forscherisch tätige Wissenschaftler auf den humanistisch geschulten Studierenden, der zur Elite seines Jahrgangs gehörte.

Grundprinzip des Hauptseminars war die durchaus fruchtbare Fiktion, dass die Studierenden dem Forscher beim Forschen gewissermaßen über die Schulter schauten. Gleichzeitig ist das Seminar eine Übungsform eigenen Forschens, in dem vorgetragen, gefragt und diskutiert wird, und zwar von allen Teilnehmern. In manchen sehr kleinen Fächern, wo sich eine Handvoll Studenten um einen Professor schart, funktioniert dieses Prinzip noch heute.

In dem Moment jedoch, da die Betreuungsrelationen auf über 1 zu 50 oder – so habe ich es in Hamburg erlebt – 1 zu 140 steigen, muss das System kollabieren. Dieser Zustand ist, je nach Fach und Hochschulstandort, zwischen 1980 und 1995 eingetreten und dauert seither an. Die Folgen sind bekannt. De facto ist aus dem Hauptseminar vielfach eine Vorlesung geworden. Die Beteiligung am Seminarverlauf beschränkt sich für die Studierenden auf die Abhaltung eines mündlichen Referats. Wegen der Überfüllung wird der Vortrag oft in Gruppenform gehalten. Zwar existiert eine für alle Teilnehmer offiziell verpflichtende Vorbereitungslektüre. Da die Einhaltung der Lesepflicht aber in der Regel nicht ernsthaft überprüft wird – übrigens meist mit der Begründung, man wolle doch den selbstständigen, vom Gegenstand begeisterten Studenten und keine »Verschulung« –, wird erstaunlich wenig gelesen. Konkret liegt die tatsächliche Lektüre nach einer anonym durchgeführten Umfrage im Durchschnitt bei etwa 100 Seiten – für das gesamte Seminar inklusive Hausarbeit.

Da auf diese Weise nur wenige vorbereitet sind, besteht das Seminar dann weitgehend aus einer Aneinanderreihung von Vorträgen, denen im Seminar ein Kommentar des Professors und später die Hausarbeit folgen. Diese wissenschaftliche Arbeit kann weder angemessen betreut noch adäquat beurteilt werden. Die Durchschnittsnote bei diesen Hausarbeiten liegt, wie bei den Abschlussexamen auch, bei etwa 1,7.

Diese Beschreibung ist keineswegs ein Zerrbild, sondern zeigt den Alltag an geisteswissenschaftlichen Fakultäten deutscher Universitäten. Natürlich gibt es auch Gegenbeispiele, insbesondere in Seminaren mit überschaubaren Teilnehmerzahlen. Es gibt akademische Lehrerinnen und Lehrer, die faszinierende Lehrveranstaltungen anbieten. Und die besten 25 Prozent eines Examensjahrgangs sind wie früher ausgezeichnet. Über die unteren 40 oder 50 Prozent aber lässt sich das gewiss nicht sagen.

Bei etwa einem Sechstel der Staatsexamenskandidaten, so ein altgedienter Referendarausbilder und Prüfungsvorsitzender vor einigen Wochen, erreichte das Niveau des Examens kaum den Standard einer Abiturprüfung. Diese Studierenden erhalten demnach eine Ausbildung, in der sie nichts lernen, außer vielleicht: sich mit wenig Aufwand durchzuschlagen. Nicht geringe Teile der akademischen Lehre im Bereich der Geisteswissenschaften sind auf diese Weise, um das bekannte Wort von Dieter Simon hier aufzunehmen, tatsächlich verrottet.

Das zeigt sich auch in einem unausgesprochenen Bündnis zwischen Lehrenden und Lernenden, das vielerorts vorherrscht: Die einen akzeptieren die schlechten Lehrbedingungen und die unzuträgliche Lehrmethodik, die anderen garantieren gute Noten auch bei eigentlich unzureichenden Leistungen. Da aber die Lehre nichts gilt an deutschen Universitäten, da sie nicht überprüft wird (außer durch folgenlose Studierendenbefragungen), da mit sehr guter Lehre niemand Professor wird, mit guten Büchern und schlechter Lehre aber durchaus, ist eine Veränderung dieser katastrophalen Situation nicht zu erwarten.

Hier ist die Krise der Geisteswissenschaften zu verorten, nicht darin, dass diese Disziplinen von einer ökonomiefixierten und geistesfernen Gesellschaft ihres einstigen Ranges beraubt wurden. Neben der politisch motivierten Auffüllung als Hauptursache haben wir Geisteswissenschaftler sie durchaus auch selbst zu verantworten. Haben wir es doch zugelassen, dass die fachlichen Standards in der Lehre immer weiter nach unten gedrückt werden. Da die Zahl der abgehaltenen Prüfungen oft sogar noch in der leistungsorientierten Mittelzuweisung auftaucht und die Studierenden sich nachvollziehbarerweise die Prüfer mit den niedrigsten Anforderungen aussuchen, hat sich ein absurdes System der Belohnung für schlechte Arbeit entwickelt.

Nicht weniger absurd sind manche Versuche der Gegensteuerung: etwa mit scharfen Klausuren, die vor allem eingepauktes Wissen einfordern, jene Methode also, welche bei den Juristen die Lehre wissenschaftlich ruiniert, aber zu hohem Ansehen gebracht hat.

Die Lösung der Misere sieht anders aus. Der wissenschaftliche Unterricht selbst muss sich verbessern. Notwendig ist eine stärkere Einzelbetreuung, die wöchentliche Lektüre, die Anfertigung von ebenso regelmäßigen schriftlichen Arbeiten, die schriftlich korrigiert und mit den einzelnen Studierenden besprochen werden.

Ohne eine intensive Betreuung der Studenten wird sich nichts ändern

All dies wird in Cambridge, an der ETH Zürich, in Berkeley oder in Tel Aviv, um nur einige Beispiele zu nennen, längst und mit großem Erfolg praktiziert. An der Universität Cambridge liegt das obligatorische Lesepensum im Hauptstudium der Geschichte bei etwa 400 Seiten – pro Woche. Es wird wöchentlich durch schriftliche Ausarbeitung überprüft. Zugleich erfolgt ein individuelles Coaching der Studenten mit entsprechender Lektüre oder Rechercheaufträgen. Der durchschnittliche wöchentliche Zeitaufwand liegt für die Studenten bei etwa 30 Stunden – pro Seminar.

Eine solche Lehre aber setzt eine rabiate Reduktion der Betreuungsrelationen voraus. Nur so wird der Abwärtstrend bei den Leistungsstandards aufgehalten. Dabei spielt es, wie die Erfahrungen an den genannten Universitäten zeigen, nur eine nachgeordnete Rolle, ob eine solche Lehre im Magister oder im gestuften System von Bachelor und Master stattfindet. Vieles spricht sogar dafür, dass die konsekutiven Studiengänge für die Verbesserung der Lehre besser geeignet sind. In jedem Fall taugen sie nicht als Begründung für die offenkundigen Defizite in der Lehre – denn die wurden noch unter den alten Bedingungen geschaffen.

Solange aber ein nicht geringer Teil des geisteswissenschaftlichen Unterrichts weiter als kontrollierte Verwahrlosung erlebt wird, wird weiterhin die Hälfte der Studienanfänger auf der Strecke bleiben, werden die Abschlüsse in den Geisteswissenschaften auf dem Arbeitsmarkt weiter an Wert verlieren. Über die Zukunft der deutschen Geisteswissenschaften wird in der Lehre entschieden.

Ulrich Herbert lehrt Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Freiburg. 2006 leitete er die Arbeitsgruppe »Geisteswissenschaften« des Wissenschaftsrats

Foto [M]: Marcus Gloger/JOKER

Der Kampf gegen die Feuerteufel

Die Waldbrände in Griechenland kosteten viele Menschen das Leben und verursachten große Schäden. Wie lassen sich solche Katastrophen künftig verhindern, welche Rolle spielt die Politik? Zehn Antworten auf die zehn häufigsten Fragen

Fotos (M): Louisa Gouliamaki/AFP (l.); Christos Kissadjekia/Neyedea/laif (2)

HUBSCHRAUBER werfen bei Olympia Wasser ab; ein Mann kämpft bei Kalyvia gegen das Feuer; ein Telefon im Dorf Vrisoules

Bildet die EU jetzt eine Eingreiftruppe mit Löschflugzeugen für Waldbrände?

Die Nachricht sorgt für Aufsehen: Die Europäische Union plane eine schnelle Eingreiftruppe für Waldbrände mit mindestens zehn Löschflugzeugen. Der Vorschlag ist nicht neu, er stammt vom ehemaligen EU-Kommissar Michael Barnier. Einige Mitgliedsstaaten wollten davon allerdings nichts wissen – der eigene Katastrophenschutz ist ihnen heilig. »Das Thema erfordert Feingefühl«, sagt Barbara Helfferich, Sprecherin der EU-Umweltkommission. Seit 2001 unterhält die EU lediglich ein Beobachtungs- und Informationszentrum, das in Katastrophenfällen die Hilfsangebote der Mitgliedsstaaten koordiniert. Es stößt allerdings an Grenzen. »Albanien hat gerade Unterstützung erbeten, es fehlen aber die Kapazitäten«, sagt Helfferich.

In solchen Fällen könnte eine EU-Truppe wichtig sein. Die Umweltkommission will dazu im Herbst einen Entwurf vorlegen. »Eine Lösung wäre auch, in erster Linie die Spezialtruppen in den jeweiligen Ländern zu unterstützen – und gleichzeitig einen Teil von ihnen für EU-Einsätze abzustellen«, sagt Helfferich. Mit dem geplanten Budget des Beobachtungszentrums (20 Millionen Euro) werde die EU nicht weit kommen: »Davon können wir eventuell mal ein Flugzeug anheuern und notfalls auch eins kaufen.«

Wer verursacht mehr Brände, der Mensch oder die Natur?

Die Experten sind sich weitgehend einig, dass in mehr als 95 Prozent der Fälle Brandstifter oder Fahrlässigkeiten die Feuer verursachen. Über verdorrtem Gras abgestellte Autos mit heißem Auspuff, Picknickfeuer, weggeworfene Zigaretten, sich selbst entzündende wilde Müllkippen – das Spektrum der Ursachen ist groß. Auch die Anreize für Brandstiftung sind vielfältig. Laut Marco Conedera, Experte für mediterrane Brände bei der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) in Bellinzona, hat sich beispielsweise die Wiederaufforstung nach Bränden in Italien als zweischneidige Maßnahme erwiesen: »Für viele war dies ein Beschäftigungsprogramm. Ging die Arbeit aus, dann hat es wieder gebrannt.« Solche Anreize gelte es abzuschaffen, ebenso die stille Duldung, wenn Brandflächen in Bauland umgewandelt werden. Der WWF moniert in seinem jüngsten Bericht *Wälder in Flammen,* dass auch die befristete Anstellung von Feuerwehrleuten nur für die Brandsaison einen Anreiz biete, sich Arbeit zu beschaffen. Eine professionelle Wehr müsse ganzjährig arbeiten und vor allem auf die Verhütung von Bränden setzen.

Welche Rolle spielen waldbauliche Fehler?

Seit Jahrhunderten verändert der Mensch die Vegetation Griechenlands, vor allem in der Tiefebene, in der es besonders häufig brennt. Wo heute überwiegend Aleppokiefern, Olivenbäume und Büsche das Landschaftsbild prägen, standen früher Eichen, die jedoch dem Holzbedarf zum Opfer fielen. Der relativ hohe Nadelwaldanteil begünstigt Brände. Die Kiefernnadeln geben den Flammen Nahrung. Im Gegensatz zu Blättern zersetzen sie sich schwer. Viel tote Biomasse »ergibt ein hohes Brennstoffvolumen«, sagt Robert Brandes, Geograf aus Nürnberg, der sich seit vielen Jahren mit den Wäldern Griechenlands beschäftigt. Aber auch Monokulturen von Eukalyptus auf der Iberischen Halbinsel begünstigen katastrophale Brände. Die Bäume enthalten wie die Kiefern viele Harze und ätherische Öle, die sich relativ leicht entzünden.

Meist startet der Brand als Bodenfeuer im trockenen Gras und Unterwuchs. Dann ist er noch leicht zu bekämpfen. Springt das Lauffeuer auf die Kronen von Nadelbäumen über, die in großer Hitze explosionsartig abfackeln, dann entsteht rasch ein Totalbrand, der kaum mehr zu löschen ist. Misch- und Laubwälder mit Eichen, insbesondere Korkeichen, gelten als weniger feuergefährdet, gedeihen jedoch nicht überall.

Haben Landflucht und veränderte Landnutzung Auswirkungen?

Seit den fünfziger Jahren ziehen immer mehr Bewohner vom Land in die Stadt. Die Folgen sind gravierend. Wenn ehemalige Rebhänge, Olivenhaine oder Weiden verwildern, dann entstehen brandgefährdete Büsche. Da sie den Boden noch nicht voll bedecken, trocknet dieser in Hitzeperioden schnell aus, mitsamt dem Bewuchs. So entstehen leicht entzündliche Flächen. Eine gepflegte Agrarlandschaft hingegen enthält wenig brennbares Material und wirkt eher flammhemmend, ähnlich einer Brandschneise. Früher weideten Schafe und Ziegen die griechischen Grünflächen ab und schufen natürliche Schneisen. Die Arbeit als Hirte ist jedoch heute nicht mehr rentabel. Mit der Landflucht verschwinden auch die Menschen, die Erfahrung in der Feuerbekämpfung haben. Touristen und Besitzer von Ferienhäusern greifen, wenn's flackert, lieber zum Handy als zur Feuerpatsche – und warten händeringend, bis die Feuerwehr anrückt.

Beschleunigen die Waldbrände den Klimawandel?

Spiros Rapsomanikis reagiert leicht irritiert: »Wir sind ja hier nicht in Amazonien. Für einen Beitrag zum globalen Klimawandel sind unsere Wälder, selbst wenn sie alle abbrennen würden, viel zu klein.« Von 1990 bis 1997 hat sich der griechische Wissenschaftler am Mainzer Max-Planck-Institut für Biogeochemie mit den Wechselwirkungen zwischen Ozeanen und Atmosphäre befasst, seit zehn Jahren leitet er das Institut für Luftverschmutzungskontrolle an der Demokrit-Universität von Thrakien. Im Vergleich zu tropischen Regenwäldern, deren Rodung gigantische CO_2-Mengen freisetzt, bedecken die lichten mediterranen Pinienhaine winzige Flächen und binden pro Quadratmeter auch nur einen Bruchteil des Kohlenstoffs, der in üppiger tropischer Vegetation steckt. Klimatische Auswirkungen der Brände sieht Rapsomanikis allenfalls auf lokaler Ebene: »Der abgebrannte Wald speichert und verdunstet weniger Wasser. Das verstärkt die Versteppung, die bereits im Gang ist.«

Befeuert der Klimawandel die Brände?

Als Ursache für die griechischen Feuer scheide selbst der lokale Klimawandel aus, ist Rapsomanikis überzeugt: »Jeder hier weiß, dass Menschen die Brände legen.« Das sieht auch Peter Hirschberger so. Der Forstwissenschaftler stellte im Auftrag des WWF den Erkenntnisstand zu Waldbränden zusammen. Zwar führe der Klimawandel am Mittelmeer zu heißeren und trockeneren Sommern und erhöhe damit die Brandgefahr, entzündet würden die Feuer aber fast immer von Menschen. Nicht das Klima, wohl aber das Wetter habe großen Einfluss auf die Zahl der Brände und den angerichteten Schaden.

»Brandstifter warten die richtigen Bedingungen ab«, sagt er. Dass 2006 die Zahl der Feuersbrünste in Italien deutlich zurückging, ließ viele hoffen, die schärferen Gesetze würden Erfolge zeitigen. Tatsächlich aber sorgte die feuchtere Witterung für die »Feuerruhe«. Der Winter danach war dann so warm wie nie und der Sommer recht trocken – schon lodern wieder die Wälder.

Gibt es politische Ursachen für die Brände?

»Al-Qaida ist schuld!«, rief ein verzweifelter Bewohner des abgebrannten Dorfs Leondari dem Fernsehreporter ins Mikrofon: In Spanien habe die Terrororganisation mit Anschlägen auf den Madrider Nahverkehr kurzfristig die Wahlen gedreht; in Griechenland, wo der Urnengang am 16. September ansteht, versuche sie jetzt das Gleiche mit Hunderten Waldbränden. Selbst wildeste Thesen schaffen es derzeit ins griechische Fernsehen. Auch Ministerpräsident Karamanlis spricht von Verschwörung. Für manche stecken »die Türken« hinter den Feuern. Gelangweilte Feuerwehrmänner werden verdächtigt oder Baumschulen, die ihren Umsatz erhöhen wollten. Und zuletzt sogar die sozialistische Opposition.

Wissenschaftler tippen dagegen auf strukturelle Ursachen für die Zunahme vorsätzlicher und fahrlässiger Brandstiftungen. Die meisten haben mit dem raschen ökonomischen Wandel am Südrand der EU zu tun. Während der Wert des Waldes gesunken ist, verspricht der Verkauf von Parzellen als Bauland hohe Renditen. Ist Wald im Weg, wird er abgebrannt. Zwar untersagen in allen mediterranen EU-Ländern Gesetze die Bebauung abgebrannter Waldflächen, umgesetzt werden die Vorschriften aber kaum. »In Italien haben nur fünf Prozent der Gemeinden ein Brandflächenkataster«, sagt Peter Hirschberger. Aus Satellitenbeobachtungen sind die abgebrannten Flächen zwar auf nationaler Ebene bekannt. Den Behörden, die lokal über Bauanträge entscheiden, stehen diese Bilder aber nicht zur Verfügung. »Das ländliche Griechenland ist noch nicht in Grundbüchern erfasst«, ergänzt Hirschberger, »Streit um Besitzrechte wird manchmal noch mit Dokumenten aus osmanischer Zeit ausgetragen.«

Wie groß sind die Brandschäden im Mittelmeerraum?

50 000 Feuer wüten jedes Jahr auf rund einer Million Hektar mediterranem Buschland und Wald, schätzt die Welternährungsorganisation FAO. Rund 30 000 Feuerwehrleute werden jeden Sommer rund um das Mittelmeer mobilisiert, in Spitzenzeiten sogar bis zu 50 000. Die fünf EU-Staaten Portugal, Spanien, Frankreich, Italien und Griechenland geben jedes Jahr rund 2,5 Milliarden Euro für die Waldbrandbekämpfung aus, 60 Prozent davon für Personal, Ausrüstung und Einsätze, den Rest für Präventionsmaßnahmen. Wahrscheinlich wird Griechenland Unterstützung aus dem Katastrophenfonds der EU erhalten. Dafür muss es innerhalb von zehn Wochen Angaben zum Ausmaß des Sachschadens machen. Ist der höher als eine Milliarde Euro, bekommt das Land Geld.

Wie lässt sich die Waldbrandgefahr reduzieren?

»Der Schlüssel ist ein langfristiges Landschaftsmanagement«, sagt Robert Brandes. Die Vegetation müsse feuerresistenter werden. Das fordern auch der WWF und Feuerökologen wie Johann Goldammer von der Universität Freiburg. Im Wesentlichen gibt es zwei Möglichkeiten: erstens die tote Biomasse am Waldboden regelmäßig kontrolliert abzubrennen, damit sich gar nicht erst große Mengen Brennstoff sammeln können. Die Methode, Großbrände mit kontrollierten Kleinfeuern zu verhindern, ist allerdings wenig populär. Zweitens könnte ein gezielter Artenwechsel beim Aufforsten die Feuergefahr reduzieren. Seit Kurzem machen sich griechische Privatleute und Wissenschaftler dafür stark, die Aleppokiefern teilweise durch Walloneneichen zu ersetzen. Die seltene Baumart, die nur noch in einigen Reliktwäldern wächst, war im Altertum weit verbreitet. Weil sie nur einen Teil ihrer Blätter abwirft und diese sich schnell zersetzen, finden Flammen weniger Brennstoff. Zudem hält Humus den Boden feucht, was die Gefahr ebenfalls senkt. Doch bislang beschränkt sich der Waldumbau auf einzelne Aktionen, für große Initiativen fehlt das Geld.

Hat Feuer auch ökologische Vorteile?

»Es ist einfach toll, wie die Natur sich nach einem Brand erholt«, schwärmt Thomas Wohlgemuth, Leiter der Gruppe Störungsökologie der WSL. Er verfolgt im Wallis mit wissenschaftlicher Akribie die Folgen eines der größten Brände in der Schweiz. Im Jahr 2003 fielen ihm etwa 200 000 Bäume zum Opfer. »Bereits nach zwei Jahren explodierte auf der betroffenen Fläche die Artenvielfalt förmlich und übertraf die Vielfalt des früheren Waldes«, berichtet Wohlgemuth. Feuerökologen sehen generell die Artenvielfalt nach einem Brand ansteigen, wenn man die Natur walten lässt: »Die Pflanzenwelt bei uns und besonders im Mittelmeerraum hat sich seit Jahrmillionen an Großbrände angepasst.« Viele Arten profitieren von der Hitze, ihre Samen keimen erst nach einem Feuer, weil dann der beschattende Wald verschwunden ist. Das Feuer hilft nicht nur Kiefernarten, sondern auch seltenen Pflanzen, die in vielen Fällen als verschollen galten.

So auch im Wallis. »An vielen Stellen im Brandgebiet schoss der farbenprächtige Erdbeerspinat aus dem Boden«, erzählt Wohlgemuth. Die verbreitete Angst, ein Ökosystem wie der Wald könne kippen, hält er für unbegründet. Die Natur nutze katastrophale Störungen wie Stürme, Lawinen oder Brände als Chance und überwinde sie rasch. »Die Ökologie ist viel komplexer als die Modelle, mit denen versucht wird, die Folgen des Klimawandels für die Pflanzen zu berechnen.«

DIRK ASENDORPF, ANNA MAROHN, HANS SCHUH, CLAUDIA WÜSTENHAGEN

ANZEIGE

Olaf Lischke

25. Mai 1968 – 12. August 2007

Wir trauern um unseren Kollegen und Freund.
Seine Inspiration, seine Ideen und seine Herzlichkeit werden uns fehlen.

Thomas Albert
Eva Coutaz
Frank Druschel
Werner Erhardt
Tilman Harckensee
Bernhard Heß
Louwrens Langevoort
Catherine von Mutius
Dr. Andrea Palent
Angela Piront
Jean-Pierre Prat
Ilona Schmiel
Folkert Uhde
Dr. Rainer Wiertz
Sarah Wilson

ERFORSCHT UND ERFUNDEN

Der steigende Kohlendioxidgehalt in der Atmosphäre könnte das Grünfutter der weltweiten Viehbestände verknappen. Ein Experiment amerikanischer Forscher hat ergeben, dass ein erhöhter CO_2-Gehalt in der Luft die Vegetation verändert. Fünf Jahre lang setzten die Forscher Pflanzen in der Grassteppe Colorados einem Kohlendioxidniveau aus, das doppelt so hoch war wie der gegenwärtige Gehalt in der Luft. Der Versuch führte zu einem 40-fach erhöhten Wachstum hölzerner Büsche und veränderte so das Gleichgewicht der Pflanzenwelt. Die Forscher werteten das als Beleg dafür, dass ein zunehmender Kohlendioxidgehalt dazu führen kann, dass Weidefläche von Buschland verdrängt wird *(PNAS,* online).

Das Gehirn könnte einen bislang nicht bekannten Einfluss darauf haben, ob jemand an Diabetes Typ II erkrankt. Wissenschaftler der Harvard Medical School und des Beth Israel Deaconess Medical Center haben gezeigt, dass Mäuse, bei denen bestimmte Nervenzellen beeinträchtigt sind, eine Glukoseintoleranz entwickeln. Außerdem stellten die Forscher fest, dass ebendiese Nervenzellen, die das Peptidhormon Pro-Opiomelanocortin produzieren, bei übergewichtigen Mäusen mit Diabetes Typ II defekt waren. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass die Krankheit begünstigt wird, wenn die glukoseempfindlichen Neuronen im Gehirn nicht richtig funktionieren *(Nature,* online).

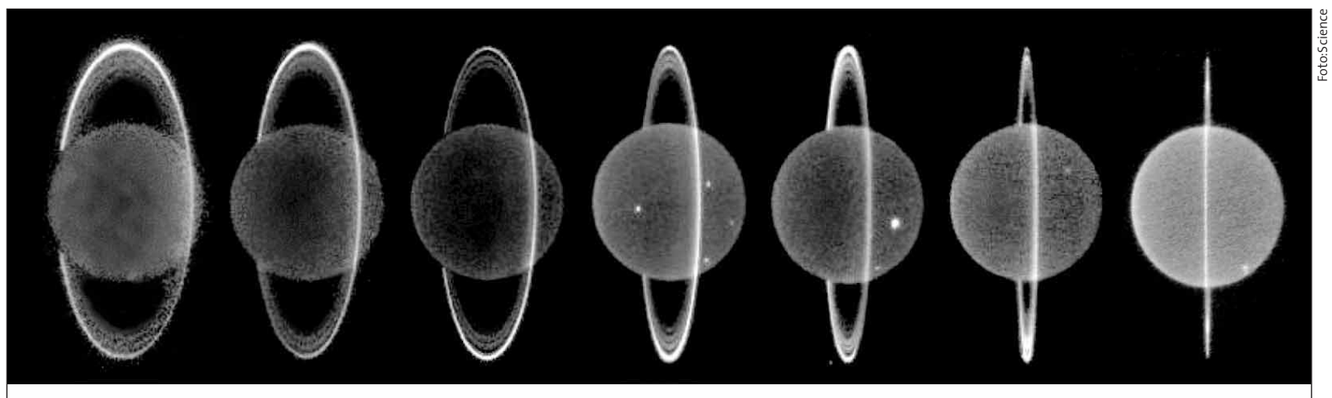


Foto: Science

Staubige Ringe

Planetenforscher haben derzeit Freude am Uranus. Der **Gasriese** zeigt uns eine Seite, die er nur alle 42 Jahre offenbart. Von der Erde aus schaut man exakt auf die Kante seiner Ringe. Der seltene Blick erlaubt Forschern, Dinge zu beobachten, die ihnen ansonsten verborgen sind. Normalerweise erkennen sie mit Teleskopen Ringe, die von Gesteinsbrocken bis zu einem Meter Größe gebildet werden. Feinstaubige Ringe dagegen sind fast unsichtbar. Nicht jedoch beim Blick auf die Kante. Dann senden **die transparenten Ringe** mehr Licht zur Erde. Forscher der Universität Berkeley observierten den Uranus jahrelang mit dem Teleskop Keck II auf Hawaii und verglichen die Bilder mit Aufnahmen, die die Raumsonde Voyager beim Vorbeiflug 1986 geschossen hat *(Science,* Bd. 317, S. 1106). Sie stellten fest, dass sich insbesondere die Staubringe – anders, als bislang vermutet – stetig verändern. Sie fanden Staub an Stellen, wo früher große Lücken klafften.

STIMMT'S?

Mücken hören schwer

Jeden Sommer das Gleiche: Durch das Schlafzimmerfenster kommen Mücken, bringen uns mit ihrem Sirren um den Schlaf und stechen meine Frau. Jetzt hat sie eine elektrische Mückenscheuche. Die sendet Töne im Ultraschallbereich. Verschreckt das die Schlafräuber wirklich? **KLAUS WESTPHALEN, HAMBURG**

Angeblich senden diese Geräte die Summfrequenz männlicher Mücken aus und schrecken damit die befruchteten Weibchen ab. Das sollte schon stutzig machen – denn das Mückensummen ist ein hörbarer Ton von etwa 600 Hertz und liegt keinesfalls im Ultraschallbereich. Außerdem hören Mückenweibchen äußerst schlecht bis gar nicht. In etwa fünfzehn wissenschaftlichen Arbeiten sind die Ultraschallwaffen untersucht worden, keine Mücke ließ sich von ihnen beeindrucken. Die einzigen Mückenabwehrgeräte, die wirken, dünsten Chemikalien aus – und das kann auch für Menschen gesundheitsschädlich sein. Wirklich wirksam und gleichzeitig unbedenklich ist nur das Moskitonetz. **CHRISTOPH DRÖSSER**

Die Adressen für »Stimmt's«-Fragen:
DIE ZEIT, Stimmt's?, 20079 Hamburg, oder stimmts@zeit.de.
Das »Stimmt's?«-Archiv: www.zeit.de/stimmts

Audio www.zeit.de/audio

Eine Sonderveröffentlichung der Anzeigenabteilung / 30. August 2007

STIFTUNGEN

Stiftungen in Deutschland, Thema: Kommunal- und Kulturstiftungen

www.zeit.de/stiftungsmarkt

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

Theater sterben, Orchester fusionieren, Museen bangen um ihren Bestand, Festivals um Fördergelder. Sinkende Etats erschweren Ländern, Städten und Gemeinden zunehmend die Aufrechterhaltung ihrer Einrichtungen. Und dennoch: Deutschlands kulturelle Vielfalt und Qualität sind einzigartig! Um aber das Angebot gesellschaftlichen Veränderungen anzupassen, Kultur zu bewahren und fortzuentwickeln, müssen ergänzende Wege beschritten werden. Das Umdenken hat längst begonnen.

Viele Stiftungen leisten bereits verantwortungsvolle Arbeit auf kommunaler Ebene, mit besonderer Hinwendung zu den bildenden Künsten, zeitgenössischer Musik oder Stadtteilkultur. Dergestalt wirkt etwa – eine Institution – die SK Stiftung Kultur in Köln. Seit Herbst 2005 hat sich, um ein neueres Engagement zu nennen, die Lippmann + Rau Stiftung in Eisenach der Musikforschung verschrieben. Bürgerschaftlich setzt der Wiederaufbau der Dresdener Frauenkirche ein kulturstifterisches Ausrufezeichen.

Der Staat kann und wird nicht länger in alle Lebensbereiche hinein finanzieren. Darüber muss man nicht allzu sentimental werden. Eine Gemeinschaft mit ihrem kulturellen Kontext kreativ und innovativ zu gestalten, das vermögen nur wir selbst. »Stiftungen sind wichtig für die moralische Temperatur unserer Gesellschaft«, hat Alt-Bundespräsident Roman Herzog einmal formuliert. In diesem Sinne sorgen private Mäzene auch im Haus der Kultur für ein gesundes Raumklima.

Evelyn Fischer,
Moderatorin des ARD-Kulturmagazins
»Titel, Thesen, Temperamente«

Gestärkt im Verbund

Kommunalstiftungen mangelt es hierzulande an Transparenz, systematischem Austausch und politischer Unabhängigkeit. Vor allem im Osten der Republik verorten Experten Defizite. Die »Initiative Kommunale Stiftungen« soll deren Gewicht insgesamt stärken und eine deutliche Professionalisierung bewirken.

Von einer einheitlichen Situation der kommunalen Stiftungen in Deutschland kann weder den Aufgaben noch der tatsächlichen Arbeitsweise nach ausgegangen werden«, analysiert Lothar A. Böhler, Leiter des Arbeitskreises »Kommunales« im Bundesverband Deutscher Stiftungen, Berlin. Das Gremium muss klar feststellen, »dass es ein systematisches, von den jeweiligen Kommunalverwaltungen unabhängiges Arbeiten kommunaler Stiftungen derzeit nicht überall gibt«. Auch die personelle und finanzielle Ausstattung seien höchst unterschiedlich geregelt.

Wie genau, darüber herrscht aber selbst beim vor nahezu sieben Jahren im Bundesverband errichteten Arbeitskreis Unklarheit. Denn bis dato fehlt es an belastbarem Datenmaterial oder gar einer detaillierten Übersicht über alle Kommunalstiftungen – in den neuen Ländern ist das Informations- und Aufgabendefizit besonders stark ausgeprägt. Daran konnten auch der engagierte Böhler und seine Mitstreiter –

Mangelnder Datenbestand erschwert Förderung

zuvorderst kommunale Stiftungsverantwortliche aus München, Münster, Frankfurt, Trier, Konstanz und Hildesheim – wenig ändern.

An den jährlich veranstalteten Treffen des Arbeitskreises nehmen bis zu 100 Vertreter von kommunalen Stiftungen teil. Dennoch scheint der gegenseitige Austausch eher begrenzt, wie auch Böhler bestätigt: »Abgesehen von einem Kern besonders aktiver Kommunalstiftungen ist das bestehende Netzwerk eher als lose zu bezeichnen.« Geht es nach einem ehrgeizigen Projekt des Mittfünfzigers, im Hauptberuf Direktor der Stiftungsverwaltung Freiburg als Dachorganisation für sechs kommunale Stiftungen, wird sich dies bald grundlegend ändern.

Denn Böhler plant den Aufbau eines nach innen wie außen starken Stiftungsnetzwerks auf kommunaler Ebene – hauptamtlich gepflegt und ausgestattet mit eigener Geschäftsstelle, die in enger Abstimmung mit dem Bundesverband als Servicebüro fungieren soll. Damit erhöhten sich laut Böhler tendenziell nicht

Kommunales Netzwerk soll Auftritt stärken

nur die »Sichtbarkeit und Bedeutungsanerkennung« von Kommunalstiftungen, bisher häufig so etwas wie der verlängerte Arm der Finanz- und Sozialreferate, auch die Zusammenarbeit mit Dritten könnte über ein funktionierendes Netzwerk befördert werden.

Ziemlich genau vor einem Jahr, im Märchensommer 2006, wurden die ersten Skizzen für ein Projekt »Initiative Kommunale Stiftungen« ausgearbeitet. Inzwischen gab es im Arbeitskreis »Kommunales« auf Bundesebene zahlreiche Abstimmungen über dieses Projekt, ergänzend dazu folgten Gespräche mit kommunalen Spitzenverbänden wie dem Deutschen Städtetag, dem Deutschen Städte- und Gemeindebund und dem Deutschen Landkreistag. »Grundsätzlich wird das Projekt von allen Seiten begrüßt und ideell unterstützt«, betont Böhler.

Der Abstimmungsbedarf ist gleichwohl enorm. Immerhin reift unter den Interessengruppen mithin die Erkenntnis, dass es für Stiftungen bedeutsam ist, ihre Arbeit durch eine verstärkte Öffent-

Breite Unterstützung für Idee einer Initiative

lichkeitsarbeit darzustellen und um Zustiftungen zu werben. Den Stiftungsverwaltungen wird unter anderem empfohlen, regelmäßig und umfassend über das gesamte Spektrum ihrer Tätigkeiten zu berichten. Dieser Empfehlung kommen heute viele kommunale Stiftungen nach, aber längst nicht alle – auch weil oft nicht klar ist, wer dort die Geschicke verantwortet.

Das Haupthindernis für Böhlers Projekt – angelehnt an Idee und Struktur der Ende 2001 ins Leben gerufenen »Initiative Bürgerstiftungen« (IBS) – liegt in der Finanzierung durch die kommunalen Stiftungen selbst. In der Regel ist ein derartiges Projekt nämlich nicht Zweck der jeweiligen Kommunalstiftungen. Andererseits scheint eine Beteiligung an der geplanten Initiative von großem Vorteil: Eine erhöhte Transparenz und ein abgestimmtes Verfahren schützen Stiftungszwecke und -interessen vor Ort und sichern sie langfristig.

Eine Vernetzung beseitigt gleichwohl nicht die latente Gefahr einer Instrumentalisierung der kommunalen Stiftungen durch kommunalpolitische Interessen. Doch Böhler kann dem auch Positives abgewinnen: Da-

Auf externe Finanzierung angewiesen

mit sei eine Finanzierung – Mittelbedarf pro Jahr: 120.000 Euro – sogar leichter zu verantworten. »Inzwischen haben sich verschiedene Stellen aus Wirtschafts- und Finanzwelt bereit erklärt, sich zu beteiligen«, erläutert er, »der Vorbereitungskreis des nächsten Arbeitskreistreffens in Halle/Saale warnt allerdings einhellig davor, sich einseitig von ihnen abhängig zu machen.«

Allmählich erhält die »Initiative Kommunale Stiftungen« also Kontur. Der Projektstart ist für das zweite Halbjahr 2008 vorgesehen. Bis dahin sollen vor allem Fragen der finanziellen und personellen Ausstattung geklärt sein. Böhler verrät Details: »Es ist zunächst eine Laufzeit von zwei Jahren veranschlagt, besetzt mit drei akademischen Stellen, darunter eine Verwaltungskraft.« Hinzu kommen Sachkosten wie Miete und Büroausstattung. »Um Synergien zu nutzen, kommt als Träger nur der Bundesverband Deutscher Stiftungen in Berlin in Frage«, so Böhler.

Auch weil der Verband die richtige Gewichtsklasse für ein solches Vorhaben mitbringt und von Berlin aus die Wege zu anderen potenten Spitzenverbänden, Politik und Presse kurz sind. Insbesondere aber verfügt der Bundesverband über diesbezügliche Erfahrungen, wie das IBS-Beispiel belegt. Böhler hält es für »wünschenswert«, dass auch etwa der Deutsche Städtetag oder der Deutsche Städte- und Gemeindebund »eine aktive Rolle« übernehmen, und setzt auf die »aktive

Ausbau des kommunalen Stiftungsbereichs als Ziel

Unterstützung der Stiftungsaufsichten und damit der jeweiligen Bundesländer«.

Böhler formuliert das Ziel: »Wir möchten einen genauen Überblick über Zahlen, Aufgaben und Schwerpunkte kommunaler Stiftungen in Deutschland erhalten.« Er baut dabei vor allem auf »Mitstreiter« wie Katharina Knäusl, Direktorin der Stiftungsverwaltung München, und Paul Claahsen, verantwortlich für die kommunalen Stiftungen in Münster/Westfalen. »Es sollte uns in der zweijährigen Pilotphase gelingen, eine Datenbank anzulegen, die Öffentlichkeitsarbeit zu verstärken und flächendeckend eine notwendige Transparenz zu erzielen«, so Böhler.

Die gewonnenen Daten könnten eine Basis dafür bilden, den kommunalen Stiftungsbereich hierzulande durch Zustiftungen und gegebenenfalls Neugründungen auszubauen. Das macht auch Böhler deutlich: »Wir möchten – in Ergänzung zu anderen Stiftungsformen wie zum Beispiel den Bürgerstiftungen – weiterhin das bürgerschaftliche Engagement fördern, um neue, gesellschaftlich relevante und freiwillige Aufgaben in Staat und Gesellschaft, je nach Nutzung und Stiftungszweck, wahrnehmen zu können.«

KOMMUNALE STIFTUNGEN

Nach Schätzungen des Bundesverbands Deutscher Stiftungen in Berlin existieren derzeit mindestens 2.000 kommunale Stiftungen in Deutschland. Ein hoher Anteil davon – gut 60 Prozent – sind treuhänderische und damit nicht rechtsfähige Stiftungen. Unabhängig von ihrer Rechtsform sind diese Einrichtungen gemeinwohlorientiert, mit einem deutlichen Schwerpunkt im Bereich Soziales, sind aber auch in der Förderung und im Erhalt von Kunst und Kultur, Wissenschaft und Forschung, Sport oder Umweltschutz engagiert. Sie stellen aufgrund privater oder öffentlicher Initiative errichtete Stiftungen dar, deren Zwecke zum Wirkungsbereich der Kommune gehören und die sich durch eine besondere Nähe zur Kommunalverwaltung auszeichnen. Ihr Aktionsradius ist in der Regel auf Stadt, Gemeinde oder Landkreis begrenzt.

Jede Zeit hat ihre eigene Kultur des Helfens

Die Frage, wie eine Gesellschaft mit hilfsbedürftigen Menschen umgeht, ist eine ständige Herausforderung. Die Fliedner-Kulturstiftung Kaiserswerth will mit einem neuen Museum die Geschichte von Pflege darstellen und damit Denkanstöße für die Zukunft liefern.

Die Debatten um eine gute Kranken- und Altenpflege sowie um die bestmögliche Betreuung von Kindern schlagen derzeit hohe Wellen. Theodor und Friederike Fliedner haben sich diesen Themen bereits im 19. Jahrhundert gestellt. Doch anstatt sich in langwierigen Diskussionen zu verlieren, schritten sie zur Tat und gründeten 1836 in Kaiserswerth das erste Diakonissenmutterhaus, eine Ausbildungsstätte für evangelische Pflegerinnen und Kleinkinderlehrerinnen.

Heute gibt es über 70 Mutterhäuser Kaiserswerther Prägung. Ihre Geschichte zeigt, wie Verantwortung für Hilfsbedürftige wahrgenommen und umgesetzt werden kann. Um dieses historische Erbe zu sichern, gründeten die Kaiserswerther Diakonie und der Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser im Jahr 2002 die Fliedner-Kulturstiftung. Sie setzt sich dafür ein, die Bestände der alten Fachbibliothek für Frauendiakonie sowie verschiedener Archive und Sammlungen zu erhalten.

Das derzeit zentrale Förderprojekt der Stiftung ist der Aufbau des neuen »Museums zur Kultur des Helfens«. Das Museum will die Werte und Normen der diakonischen Hilfeleistung im Wandel der Zeit dokumentieren sowie ihre Bedeutung für das Sozial- und Gesundheitswesen darstellen. Die Besucher sollen nicht nur einen Eindruck bekommen von den Formen der Pflege und Fürsorge, sondern auch von den Menschen und ihrer Motivation, anderen zu helfen.

Beachtet werden soll dabei besonders der jeweilige historische Kontext. Daraus ergeben sich Ansatzpunkte, über die gegenwärtigen Motive des Helfens sowie über zukünftige Gestaltungsmöglichkeiten der Pflege nachzudenken. Förderer, die dieses in Deutschland einzigartige Projekt unterstützen wollen, heißt die Fliedner-Kulturstiftung herzlich willkommen.

FLIEDNER-KULTURSTIFTUNG KAISERSWERTH

Dr. Norbert Friedrich
Geschwister Aufricht Straße 3, 40489 Düsseldorf
Tel.: (02 11) 4 09-37 86, Fax: (02 11) 4 09-37 91
friedrich@fliedner-kulturstiftung.de
www.fliedner-kulturstiftung.de

Spendenkonto: KD Bank eG
BLZ: 350 601 90, Konto-Nr.: 101 370 0016

FliednerKulturstiftung Kaiserswerth

Für den Erhalt eines einzigartigen Kulturdenkmals

Die Herrgottskirche in Creglingen ist die Heimat des Marienaltars von Tilman Riemenschneider und fasziniert Menschen aus aller Welt. Um die Kirche und ihre Kunstschätze dauerhaft bewahren zu können, plant die Gemeinde die Gründung einer Stiftung.

Es gibt sie noch, diese Orte, an denen die alltäglichen Sorgen und Probleme in den Hintergrund treten und Raum entsteht für die Entfaltung von Ruhe und Frieden. Einer dieser Orte liegt vor den Toren der Stadt Creglingen in einem Seitental der Tauber: die Herrgottskirche.

Über 60.000 Besucher jährlich zeugen von der großen Bedeutung, die dieses einzigartige Kulturdenkmal in den über 600 Jahren seines Bestehens erlangt hat. Aus aller Welt reisen die Menschen an, um sich inspirieren zu lassen von der besonderen Atmosphäre der Kirche. Die Herrgottskirche zieht aber nicht nur Gläubige in ihren Bann. Auch Kulturinteressierte besuchen das Gotteshaus, um die zahlreichen mittelalterlichen Kunstschätze zu bewundern, die dort eine Heimat gefunden haben. Herausragend ist mit Sicherheit die Arbeit des Würzburger Bildhauers Tilman Riemenschneider (1460 – 1531), der mit seinem kunstvoll geschnitzten Marienaltar ein international bekanntes Meisterstück geschaffen hat.

Ein Geschenk, das gepflegt werden muss

Für die Kirchengemeinde Creglingen sind die Herrgottskirche und der Riemenschneideraltar ein großes Geschenk, aber auch eine große Herausforderung. Denn es kostet die Gemeinde viel Geld, die Kirche als Bauwerk dauerhaft zu erhalten, ihre Kunstschätze zu pflegen und sicherzustellen, dass weiterhin zahlreiche Menschen die Herrgottskirche besuchen können.

Daher plant die Kirchengemeinde für Mitte 2008 die Gründung der Stiftung »Herrgottskirche Creglingen«. Die Stiftung soll ein zusätzliches finanzielles Standbein sein, damit die Gemeinde ihren Verpflichtungen gegenüber der Herrgottskirche langfristig nachgehen kann. Derzeit sind die Initiatoren auf der Suche nach Gründungsstiftern, die bereits ab einem Betrag von 1.000 Euro dazu beitragen können, das Creglinger Kulturdenkmal für nachfolgende Generationen zu bewahren.

STIFTUNG HERRGOTTSKIRCHE

Pfarramt Creglingen
Ansprechpartner: Christof Messerschmidt
Kirchplatz 2, 97993 Creglingen
Tel.: (0 79 33) 5 08, Fax: (0 79 33) 2 00 32
ev-pfarramt.creglingen@t-online.de

STIFTUNG HERRGOTTSKIRCHE

Nöte lindern und Frieden stiften – ganz ohne Dogmen

Sie engagieren sich für Frieden und Gerechtigkeit und kennen in ihrer religiösen Gemeinschaft keine Hierarchien: die Quäker. Mit ihren zielgerichteten Hilfsprojekten hat sich die Religionsgemeinschaft weltweit ein hohes Ansehen erarbeitet.

Für Frieden und Gerechtigkeit in einer humanen Welt. Helfen Sie mit!

Bis heute verbinden viele Deutsche den Begriff »Quäker« mit der Schulspeisung, die die Quäker nach dem Zweiten Weltkrieg für die hungerleidende Bevölkerung organisiert hatten und die bereits nach dem Ersten Weltkrieg vielen Menschen in Europa das Überleben gesichert hat. Für ihre umfassende Hilfe nach den beiden Weltkriegen erhielten die Quäker 1947 den Friedensnobelpreis. Hilfsaktionen gehören seit jeher zur Geschichte der Quäker – einer unabhängigen religiösen Laiengemeinschaft, die der Lehre Christi folgt und institutionelle Dogmen ablehnt. Der Hauptgedanke ihrer Religiosität ist die Verbundenheit des Menschen mit Gott – ausgedrückt im konkreten wohltätigen Handeln der Mitglieder.

Die Quäker bemühen sich seit 350 Jahren, die Ursachen für Kriege zu beseitigen, und helfen, ohne zu missionieren und unabhängig von Nationalität, Religion und Rasse. Bei ihren zahlreichen Projekten setzen sie auf Partnerschaft, praktisches Handeln und langfristige Lösungen. So vermitteln sie seit 1999 erfolgreich Kleinkredite in Kenia. Das Geld dient benachteiligten Menschen als Startkapital, um ein kleines Gewerbe zu gründen oder Saatgut zu kaufen. Darüber hinaus suchen die Quäker immer wieder den Dialog mit den Mächtigen, um die Ursachen von Armut und Gewalt langfristig zu beseitigen.

Diesen Weg wollen die Quäker noch lange weitergehen. Daher gründeten die Quäker-Hilfswerke Quäker-Hilfe e.V. und American Friends Service Committee (AFSC) 1996 die Quäker-Hilfe Stiftung, die die Projekte der beiden Organisationen finanziell absichert und weitere Unterstützung einwirbt. So können zum Beispiel Treuhand- oder Gedächtnisstiftungen unter dem Dach der Quäker-Hilfe Stiftung gegründet werden. Daneben ist es auch möglich, die Stiftung mit einer Erbschaft oder einem Vermächtnis zu bedenken. Für eine Beratung steht die Quäker-Hilfe Stiftung gerne zur Verfügung.

QUÄKER-HILFE STIFTUNG

Am Wellenkotten 8, 33617 Bielefeld
Tel.: (05 21) 9 15 10 51, Fax: (05 21) 9 15 10 53
info@quaeker-stiftung.de
www.quaeker-stiftung.de

Spendenkonto:
Bank für Sozialwirtschaft Hannover
BLZ 251 205 10, Konto-Nr.: 84 18 204

Quäker-Hilfe Stiftung

Gemeinsam Wege finden, um das Leben zu meistern

Die »Stiftung Leben mit Behinderungen kreuznacher diakonie« bietet Menschen mit Behinderungen Zukunftsperspektiven und ein erfülltes Leben in der Gemeinschaft. Wo staatliche Zuschüsse ausbleiben, unterstützt die Bürgerstiftung.

Wohnungen und Freizeitstätten, Schulen, Ausbildungs- und Arbeitsplätze: Diese Angebote eröffnen Menschen mit Behinderungen, die in den Einrichtungen der Stiftung kreuznacher diakonie leben, Chancen zu einem selbstbestimmten Leben. Diese Dienste sollen auch zukünftig erhalten und weiterentwickelt werden können. Aus diesem Grund wurde im Jahr 2005 die »Stiftung Leben mit Behinderungen kreuznacher diakonie« ins Leben gerufen – als sichere Finanzquelle der Behindertenhilfe.

Die kirchliche Stiftung bürgerlichen Rechts hat die Aufgabe, für die Zukunft vorzusorgen, indem sie Kapital sammelt, erhält und vermehrt. Mit den Erträgen aus dem Vermögen wird die Arbeit mit und für Menschen mit Behinderungen finanziell langfristig unterstützt. Das Stiftungskapital bleibt dabei unangetastet.

Die Ansatzpunkte für die Stiftungsarbeit sind vielfältig: So tritt die Stiftung beispielsweise beim Wegfall staatlicher Förderungen in Aktion oder bezuschusst Freizeitaktivitäten. Menschen mit Behinderungen soll auf diese Weise auch die Teilnahme an kulturellen Veranstaltungen ermöglicht werden. Die Anschaffung von Fahrzeugen, mit denen etwa Rollstuhlfahrer ihre Mobilität verbessern können, gehört ebenfalls zu den Aufgaben der »Stiftung Leben mit Behinderungen kreuznacher diakonie«. Die Menschen sollen darauf vertrauen können, dass mit ihnen nach Wegen für größtmögliche Selbstständigkeit gesucht wird.

Seit über 117 Jahren leben Menschen mit Behinderungen in den Einrichtungen der Stiftung kreuznacher diakonie. Mit den zahlreichen Angeboten werden dort Perspektiven für ein Leben in Gemeinschaft entwickelt. Das soll auch weiterhin Bürgerinnen und Bürger motivieren, Menschen mit Behinderungen zu unterstützen und den Kapitalstock zu erweitern: gemeinsam mit der »Stiftung Leben mit Behinderungen kreuznacher diakonie«.

STIFTUNG LEBEN MIT BEHINDERUNGEN KREUZNACHER DIAKONIE

Armin Dönnhoff, Geschäftsführer
Heilpädagogische Einrichtungen
kreuznacher diakonie
Talweg 10, 55590 Meisenheim
Tel.: (0 67 53) 1 02 80, Fax: (0 67 53) 1 02 78
armin.doennhoff@kreuznacherdiakonie.de

Leben mit Behinderungen – Eine Bürgerstiftung für Menschen in der kreuznacher diakonie

Die Kirche im Dorf lassen

Jeder Ort hat seine Frauenkirche. Sie heißt nur anders. Meistens. Aber sie sieht immer anders aus. Unterstützung für ihren Fortbestand benötigt sie in jedem Fall. Diese Hilfe bekommt sie von der Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler (KIBA).

Kirchen sind etwas Besonderes – keine Häuser zum Geschäfte machen, keine Häuser, um darin zu wohnen, keine Verwaltungsgebäude. Einst errichtet als Orte der Stille und des Gebets, sind sie heute mehr.

Die Kirchen eines Ortes sind für die Christen Gotteshäuser, in denen sie sich treffen, um miteinander Gottesdienst zu feiern, zu beten und zu singen. Für die Touristen sind die Kirchen Kulturhäuser, Gebäude, an deren Architektur, an deren Kunstschätzen und an deren besonderer Atmosphäre sie sich erfreuen. Für die übrigen Einwohner, alle Besucher und alle Christen sind die Kirchen darüber hinaus Heimatzeichen: Gebäude, an denen man die Orte erkennt und die als Symbol und Wahrzeichen für den Ort stehen. Das gilt für die Frauenkirche in Dresden, den Kölner Dom, den Hamburger Michel oder das Ulmer Münster – und ganz besonders für jede Dorfkirche.

Viele Dörfer kann man auf den ersten Blick nur an ihren Kirchen unterscheiden. Insgesamt 43.000 Kirchengebäude gibt es in den 36.000 Städten und Dörfern in Deutschland – 21.000 davon im Bereich der evangelischen Kirche. Allein in den östlichen Bundesländern stehen 8.000 Kirchen – errichtet in den vergangenen tausend Jahren. Kirchen sind in Jahrhunderten entstanden, manchmal als bischöfliche Repräsentationsbauten, manchmal auf den Befehl bedeutender Herrscherhäuser, in vielen Fällen aber auf Wunsch der Bürgerschaft selbst. Häufig wurden sie errichtet von den Händen der Bauern und Menschen am Ort, die ihre Kirchen immer prächtiger gebaut haben als ihre eigenen Wohnungen – weil sie ihnen am Herzen lagen.

Wie viele Kirchen braucht eine Gesellschaft?

Die Zahl der Gläubigen geht zurück. Im Grunde müsste dann auch die Zahl der Kirchen zurückgehen. Aber wie viele Kirchen braucht eine Gesellschaft? Genau genommen weiß niemand eine Antwort auf diese Frage. Betrachtet man sich die Nutzung eines Kirchengebäudes, so fällt zunächst auf, dass wohl keine Gebäudeart so selten und so wenig benutzt wird wie eine Kirche. Die meiste Zeit in der Woche steht sie leer. Nur außergewöhnlichen und auserwählten Kirchen an besonderen Orten ist es vergönnt, ständig Besucher zu haben – zum Beispiel den großen Domen, den bekannten Klosterkirchen oder besonderen Baudenkmälern. Dazu kommen die Kirchen in Stadtzentren oder in touristisch viel besuchten Orten.

Auch wenn in vielen Kirchen regelmäßige Abendveranstaltungen wie Kirchenmusiken oder Vorträge stattfinden, sind sie in der Regel immer Orte der Ruhe, scheinbar ungenutzt. Also aufgeben? Verkaufen? Umnutzen oder gar abreißen? Das mag vielleicht auf einige Kirchengebäude zutreffen, zum Beispiel in neueren Stadtteilen, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind und natürlich eine oder mehrere Kirchen erhielten, damit die Gläubigen sie zu Fuß erreichen konnten. Heute legen viele Menschen selbst diese wenigen Schritte mit dem Auto zurück – warum sollten sie also nicht eine andere Kirche besuchen, eine, die ein paar Straßenecken weiter liegt?

Aber häufig und namentlich in den Dörfern werden die Menschen, die im Schatten der Kirchentürme leben, das anders sehen. Sie brauchen ihre Kirche und sie wollen ihre Kirche. Unter ihren Dächern wurde geheiratet, wurden die Kinder getauft, fand der letzte Abschied von lieben Angehörigen statt. In ihrem Schatten vollzieht sich das tägliche Leben – die Arbeit im Dorf, das Spiel der heimischen Fußballmannschaft, der Kegelclub, der Feuerwehrverein. Auch wer nicht gläubig ist, hat einen Bezug zu seiner Kirche. Kirchen sind eben immer mehr als ein Haus.

Das Erbe bewahren

Goethes Faust sagt: »Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.« Aber wollen die Menschen ihr Erbe wirklich antreten? Die Stiftung KIBA hat festgestellt, dass auf evangelischer Seite allenfalls extrem wenige Kirchengebäude für eine Schließung in Betracht kämen, weil sie nicht gebraucht oder – was entscheidender ist – nicht mehr gewollt werden. So sind 20.000 Kirchen ein Erbe, das die Menschen nicht missen möchten, und ein Erbe, das sie darum auch weitergeben sollten. An ihre Enkel.

Eine Stiftung hilft helfen

800 Gemeindeglieder zählt die Magdeburger Domgemeinde, aber den Dom würden Millionen von Menschen in Deutschland keinesfalls vermissen wollen. Ihn zu erhalten ist Aufgabe des Staates. Aber das ist selten der Fall. Meistens müssen die Gemeindemitglieder am Ort für ihre Kirchen aufkommen. Die Kirchensteuermittel reichen dafür schon lang nicht mehr aus, sie sind auch nicht in erster Linie dafür gedacht. Schließlich ist der hauptsächliche Zweck der Kirchensteuergelder die Finanzierung der inhaltlichen kirchlichen Arbeit, dessen, was in den Kirchen und um die Kirchen herum geschieht.

Vor allem aber: Deutschland verändert sich. Es sind weniger die Kirchenaustritte, die die Zahl der Gemeindemitglieder zurückgehen lassen, als die niedrigste Geburtenrate, die diese Welt kennt. Die kleiner werdenden Gemeinden sind daher auf größere Hilfe angewiesen – von engagierten Bürgern und Bürgerinnen. Die Helfer können sich für ihre eigene Kirche ebenso einsetzen wie für die Kirche ihrer Kindheit oder für ein Gebäude, das ihnen besonders wichtig erscheint. Man kann also eine Menge tun, um die Kirchen in Deutschland zu erhalten.

Hilfe und Helfer zusammenbringen

Die evangelische Kirche ist kein Konzern. Es gibt auch keinen Masterplan, welche Kirchen erhalten werden sollen. Darüber entscheiden die Menschen am Ort selbst – und sie wollen ihre Kirche. Darum wurde 1997 die Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler, die Stiftung KIBA, gegründet. Ihr Anliegen ist die Erhaltung der Kirchen, ein Anliegen, das viele, wenn nicht alle etwas angeht. Die Stiftung KIBA stellt kleinen und großen Kirchengemeinden Fördermittel zur Verfügung. Dabei kommt es nicht so sehr darauf an, wie denkmalwert diese Kirchen sind, vielmehr ist es wichtig, die Frage danach zu stellen, welche Bedeutung die Kirchen für den Ort, für die Menschen, die dort leben, und für die Gesellschaft hat. Die Stiftung KIBA arbeitet daher eng mit der Deutschen Stiftung Denkmalschutz zusammen. Aber sie tut noch mehr, denn sie interessiert sich eben auch für die Inhalte, für das, was mit der Kirche geschieht. Kirchen werden heute und künftig nicht allein für den gottesdienstlichen Gebrauch erhalten. Viele kirchliche Gebäude eröffnen sehr vielfältige Nutzungsmöglichkeiten. Diese zu erweitern ist ein wichtiges Ziel der Stiftung KIBA.

Die Formen der Unterstützung sind vielfältig

Wer die Vorhaben der Stiftung KIBA unterstützen möchte, kann dies auf unterschiedliche Arten tun – zum Beispiel mit einer Spende. Auch Zustiftungen sind möglich: Schon ab 1.000 Euro können Stifter und Stifterinnen helfen, das Kapital der Stiftung KIBA zu erweitern. Wem das zu viel ist, hat die Möglichkeit, Mitglied im Förderverein der Stiftung KIBA zu werden. 2.000 Menschen zählen schon zu seinen Mitgliedern.

Die Stiftung nimmt des Engagement ihrer Helfer ernst. Regelmäßige Informationen über die Aktivitäten der Stiftung KIBA erhalten alle Spender und Mitglieder des Fördervereins ohnehin. Die Mitgliederzeitschrift »KIBA Aktuell« informiert viermal im Jahr über interessante Themen aus Kirche und Gesellschaft. Die jährlichen Mitgliederversammlungen des Fördervereins der Stiftung KIBA finden an interessanten Orten statt – zum Beispiel in Erfurt, Naumburg, Dresden und im nächsten Jahr in Wittenberg. Fahrten für Förderer und Mitglieder an die Orte und zu den Kirchen, die von der Stiftung KIBA gefördert worden sind, gehören zu den regelmäßigen Highlights der Spender und Helfer.

5 Euro im Monat bringen mehr Ertrag, als man denkt

5 Euro mal 12 mal 2.000 ergeben schon 120.000 Euro. Jeder Beitrag, den die Stiftung KIBA den Gemeinden gibt, verzehnfacht sich – weil damit wieder Geld eingeworben werden kann. So wird aus einer kleinen Hilfe eine vielfach größere.

STIFTUNG KIBA 2007

Mit 117 Förderzusagen zwischen 1.500 Euro und 500.000 Euro trägt die Stiftung KIBA 2007 zur Rettung von Kirchengebäuden in allen Teilen der Republik bei. Ein Vielfaches an Drittmitteln wird dadurch mobilisiert. Ein Schwerpunkt der Sanierungsmaßnahmen liegt bei der Erhaltung der Gebäudesubstanz, besonders von Fundamenten, Mauerwerk und Dächern. Auch die Sanierung von Kirchenfenstern und Ausstattungsstücken kann gefördert werden.

Förderanträge können jeweils bis zum 31. Juli eines Jahres gestellt werden.

STIFTUNG ZUR BEWAHRUNG KIRCHLICHER BAUDENKMÄLER IN DEUTSCHLAND

Stiftung KIBA
Herrenhäuser Straße 12, 30419 Hannover
Tel.: (05 11) 27 96 333, Fax: (05 11) 27 96 334
kiba@ekd.de, www.stiftung-kiba.de

Spendenkonto:
Evangelische Kreditgenossenschaft Kassel (EKK)
BLZ: 520 604 10, Konto-Nr.: 55 50

Bewahren Sie mit uns ein Stück Heimat

STIFTUNG KIBA

St. Marien in Salzwedel

»Der Mensch ist mehr als das, was er leistet«

Pater Hadrian ist Vorsitzender der Stiftung Franziskanische Bildung und Erziehung. Im Gespräch erklärt er, warum franziskanische Bildungsinstitutionen nicht nur Wissen, sondern auch Werte wie Selbstverantwortung, Freiheit und Achtung vermitteln.

Pater Hadrian, Sie sind als neuer Provinzial der Thüringischen Franziskanerprovinz am 18. Juni zum neuen Vorsitzenden der Stiftung Franziskanische Bildung und Erziehung gewählt worden. Warum konzentriert sich die Stiftung gerade auf die Bildungs- und Jugendarbeit?

Wer heute an die Zukunft denkt, der denkt natürlich an Kinder und Jugendliche, an die nächste Generation und die Chancen und Möglichkeiten, die man ihr geben muss, damit Zukunft gelingt. Wir wollen mit der Vermittlung des franziskanischen Ideals dazu beitragen, dass junge Menschen eine Quelle der Orientierung finden, um ihren weiteren Lebensweg selbstverantwortlich gestalten zu können. Dabei führen wir ein bedeutendes Erbe weiter, denn in der jüngeren Geschichte unserer Ordensgemeinschaft haben wir seit über 110 Jahren eine umfassende Bildungsarbeits- und Schultradition.

Welche Projekte werden von der Stiftung Franziskanische Bildung und Erziehung gefördert?

Die vier zentralen Förderprojekte der Stiftung sind das Franziskanergymnasium Kreuzburg in Großkrotzenburg, das Franziskanische Bildungswerk sowie das Exerzitienhaus in Hofheim am Taunus und das Jugendprogramm »einfach dabei«. Das Franziskanische Bildungswerk fördert seit über 25 Jahren die Kooperation und Kommunikation zwischen Schule und Eltern. Diese Arbeit ist zum Vorbild für andere Schulen und Einrichtungen geworden. Das für Jugendliche und junge Erwachsene entwickelte Programm »einfach dabei« unterstützt junge Erwachsene darin, ihren eigenen Weg zu finden und das zu entfalten, was Gott in ihnen grundgelegt hat. Diese Aufgaben sind nicht nur zeit- und personalintensiv, sondern kosten auch Geld, das nicht immer von denen aufgebracht werden kann, denen wir die Chance der Teilnahme geben möchten.

Was macht die kirchliche Bildungs- und Erziehungsarbeit franziskanischer Prägung aus?

Der franziskanischen Bildung und Erziehung geht es nicht nur darum, das Know-how für das berufliche und gesellschaftliche Vorankommen zu vermitteln. Denn der Mensch ist mehr als das, was er leistet, und das, was ihn die Gesellschaft sein lässt. Daher wollen wir den Kindern und Jugendlichen die Befähigung zu einer Lebensgestaltung in Freiheit und Selbstverantwortung und die Ehrfurcht und Achtung vor der Würde des Menschen als dem Ebenbild Gottes vermitteln. Unser Ordensgründer Franziskus von Assisi, der ja weit über den Kreis der Christenheit hinaus Sympathisanten hat, ist als Mensch des Friedens und der Versöhnung bekannt geworden. Seine einfache und überzeugende Art der Jesusnachfolge, sein Engagement für die Armen, sein Modell einer geschwisterlichen Kirche in Struktur und Alltag sowie seine Ehrfurcht vor dem Schöpfer und seiner Schöpfung haben ihm den Titel »Bruder aller Menschen« eingebracht. Diese Werte als eigene Überzeugung zu vertreten und an andere Menschen weiterzugeben scheint mir gerade heute von besonderer Wichtigkeit und Dringlichkeit.

Gibt es Projekte, die Sie in nächster Zeit verwirklichen wollen?

Wir wollen die bereits erwähnten Einrichtungen in unserer Provinz durch die Stiftung langfristig sichern. In diesem Rahmen gibt es immer wieder neue Projekte, deren Verwirklichung von unserer finanziellen Unterstützung abhängig ist. In der Schule fördern wir aktuell ein Projekt zum Hausunterricht für kranke Schülerinnen und Schüler. Ein anderes Beispiel sind internationale Begegnungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Workcamps in Sarajevo und in Istanbul im Rahmen des Programms »einfach dabei«.

Wie können sich Stifterinnen und Stifter bei Ihnen engagieren?

Da wir als Ordensgemeinschaft nicht Empfänger von Kichensteuermitteln sind, lassen sich unsere Ziele nur dann umsetzen, wenn sie von vielen Menschen mitgetragen werden. Wer also ein positives Zeichen setzen will, dem stehen unterschiedliche Möglichkeiten offen. Spenden sind sinnvoll, andere Formen wie Zustiftungen wirken langfristig. Interessant ist sicher auch die Errichtung einer eigenen Stiftung mit dem Namen des Stiftungsgebers unter unserem Dach. Die organisatorischen Aufgaben werden von uns erledigt, und der Stifter bleibt mit seinem Namen und dem von ihm bestimmten Projekt über Generationen dauerhaft in Erinnerung. Sie sehen, es gibt unterschiedliche Möglichkeiten, über die ich gerne Auskunft gebe. »Investition in Bildung ist ein Vermächtnis für die Zukunft«, dafür stehen wir mit unserer Stiftung.

Die Stiftung Franziskanische Bildung und Erziehung wurde von der Thüringischen Provinz des Franziskanerordens als selbstständige Stiftung bürgerlichen Rechts und als Stiftung nach kirchlichem Recht mit Sitz in Fulda im Jahr 2004 gegründet. Zweck der Stiftung ist die materielle und ideelle Förderung und Unterstützung von kirchlicher Bildungs- und Erziehungsarbeit, insbesondere in der franziskanischen Ausprägung.

Stiftung Franziskanische Bildung und Erziehung

Hilfe beim Wiederaufbau in Bosnien: Jugendliche aus Deutschland im Sommer 2007

STIFTUNG FRANZISKANISCHE BILDUNG UND ERZIEHUNG

P. Hadrian W. Koch ofm
Am Frauenberg 1, 36039 Fulda
Tel.: (06 61) 10 95-36 (Sekretariat)
Fax: (06 61) 10 95-39
info@franziskanische-stiftung.de
www.franziskanische-stiftung.de

»Ausdruck von Lebensqualität«

»Kaffeekönig« Albert Darboven über die Unterstützung der Arbeit seiner Cousine, die Bedeutung von Tradition und Werten für die Gesinnung und sein Zögern, eine Stiftung unter eigenem Namen ins Leben zu rufen. Bei aller Liebe für Kunst und Kultur hat Darboven seit jeher auch die Themen Bildung und Forschung im Blick – und setzt vor allem auf die Jugend.

Sie stehen der Hanne Darboven Stiftung in Hamburg vor – welchen Zweck verfolgt diese Einrichtung Ihrer Cousine?

Albert Darboven: Die Hanne Darboven Stiftung soll das umfangreiche Schaffen ihrer Stifterin als international anerkannte Künstlerin bewahren und der Öffentlichkeit zugänglich machen. Hanne Darboven ist eine führende Vertreterin der Konzeptkunst, die sie auch erfunden hat. In ihren Arbeiten ist es ihr auf einzigartige Weise gelungen, den literarischen, den bildnerischen und den musikalischen Bereich zu verbinden. Zentrales Thema von Hanne Darboven war und ist die Beziehung von Raum und Zeit. Diese Beziehung und deren Strukturen macht sie mittels des prozesshaften Charakters ihrer Arbeiten erfahrbar. Die Hanne Darboven Stiftung unterstützt zudem junge Künstler, die sich im Bereich der Konzeptkunst, der bildenden Kunst, der Komposition und der Literatur insbesondere mit dem Thema Raum und Zeit auseinandersetzen. Die Stiftung gewährt des Weiteren Beihilfen zu Ausbildungskosten und finanziert Aufenthalte von jungen Kunstschaffenden im In- und Ausland.

Waren es mehr als familiäre Bande, die Sie motiviert haben, mit der Gründung im Jahr 2000 den Vorstandsvorsitz zu übernehmen?

Darboven: Die Motivation, den Vorstand zu übernehmen, beruht vordergründig auf der familiären Beziehung, aber natürlich auch auf dem Wunsch, Hanne Darbovens Werke vollständig der Nachwelt zu erhalten. Mit der Unterstützung von Hamburgs Kultursenatorin Dr. Christina Weiss und des Hamburger Senats konnten meine Cousine und ich die Hanne Darboven Stiftung damals ins Leben rufen.

Parallel engagieren Sie sich seit Jahren persönlich im kulturellen Bereich, von den bildenden Künsten über Musik und Literatur bis hin zur Stadtteilkultur etwa in der Hamburger Speicherstadt. Woher rührt Ihre Liebe zu Kunst und Kultur?

Darboven: Beides sind getreue Zeugnisse, die die Epoche einer Kultur widerspiegeln und der Menschheit somit erhalten bleiben. Meine Liebe zur Kunst und Kultur findet ihren Ursprung in der Verbundenheit zu Traditionen und überlieferten Werten. Traditionelle Werte und Kultur sind auch eine Expression von Lebensqualität: Alles, was gut ist, bleibt erhalten. Die Liebe zur Kunst und Kultur basiert natürlich auf emotionalen Empfindungen und persönlichen Neigungen, wie aber auch auf gemachten und damit zu verbindenden Erfahrungen. Lassen Sie mich das an einem Beispiel illustrieren: Meine enge Verbindung zur Speicherstadt und der Hansestadt Hamburg liegt in meinem Lebensweg begründet. 1953 begann ich meine kaufmännische Ausbildung bei der Firma Bernhard Rothfos. In jenen drei Jahren habe ich lange Zeit die Schauermänner auf ihren Pferdefuhrwagen beim Ausliefern der Rohkaffeesäcke in der Speicherstadt begleitet. So wuchs unter anderem die Bindung an den größten zusammenhängenden Lagerkomplex der Welt.

In Abgrenzung zur Arbeit der Hanne Darboven Stiftung fällt Ihre persönliche Kultur-Passion in den Bereich Sponsoring. Wäre es nicht sinnvoll, das Engagement ebenfalls in eine Stiftung zu überführen – auch um dem Vorwurf zu begegnen, es handele sich beim Sponsoring typischerweise um kalkulierte Geschäfte auf Gegenseitigkeit?

Darboven: Meine Überlegungen gehen schon seit Längerem dahin, ob ich einmal eine »Albert und Edda Darboven Stiftung« gründen werde. Jedoch müsste man für eine Stiftung noch mehr Inhalt haben. Nicht ganz außer Acht gelassen werden dürfen dabei Fragen der Finanzierung und der Nachhaltigkeit. Mir macht das Unterstützen verschiedenster Bereiche sehr viel Spaß, denn hinter jedem Projekt steht eine spezielle Geschichte. Die Vielfalt macht es aus. Aber man muss natürlich dabei wissen, dass man mehr gibt, als man erhält. Die Gründung der Hanne Darboven Stiftung war dagegen aus verschiedenen Gründen notwendig und sinnvoll.

Die Kultur ist nur ein Feld, das die stete Zuwendung Ihres Unternehmens erfährt. Wie gehen Sie bei der Auswahl potenzieller Fördergebiete vor?

Darboven: Auf der einen Seite suchen wir eine gewisse Sympathie, eine Verbundenheit mit den Initiatoren eines Projekts. Auf der anderen Seite schauen wir natürlich auf die Förderungswürdigkeit und Zukunftsfähigkeit des Vorhabens. Die Bandbreite der Zuwendungen erstreckt sich von diversen Kooperationen mit Hamburger Schulen, das Engagement bei der Elbphilharmonie über die Stiftung der vier Statuen St. Ansgar, Barbarossa, Europa und Harmonia an der Brooksbrücke in der Speicherstadt bis hin zum IDEE Förderpreis. Dieser Förderpreis ist mit 75.000 Euro dotiert und wird an Frauen mit innovativen, wirtschaftlich erfolgreichen Geschäftsideen vergeben.

Seit 2002 gibt es die Kulturstiftung des Bundes, außerdem engagieren sich mehrere Tausend private Stiftungen auf diesem Sektor – Kunst und Kultur haben Konjunktur. Müssen aber nicht gerade Themenfelder wie Bildung, Forschung und Wissenschaft im Vergleich dazu viel stärker in den Fokus der Mäzene rücken?

Darboven: Beide Sektoren haben eine bedeutende Funktion für die Gesellschaft, sie benötigen und bedingen einander. Wie stünde es um die Kultur, ohne Forschung und Wissenschaft – und umgekehrt? Deshalb sind wir nicht nur in der Kunst- und Kulturförderung, sondern zusätzlich auf den von Ihnen genannten Themenfeldern aktiv. Ganz besonders liegt uns in diesem Zusammenhang die Jugend am Herzen, denn sie ist die Zukunft einer Gesellschaft. Aus diesem Grund sind wir im schulischen Bereich viele Kooperationen unterschiedlichster Art eingegangen, um die Jugend früh an die Wirtschaft zu binden beziehungsweise ihr die Möglichkeit zu geben, früh in die Berufsfindung zu starten. Neben unseren zahlreichen Auszubildenden – mehr als zehn Prozent der Belegschaft am Hamburger Standort – bilden wir in der firmeneigenen Akademie unsere Mitarbeiter fort und bieten Kaffee-Seminare für Kunden an. Bei allen stifterischen und fördernden Maßnahmen darf man jedoch nicht sein Ziel aus den Augen verlieren: ein erfolgreiches Unternehmen aufzubauen und zu führen. Denn ohne ein prosperierendes Kerngeschäft wäre ein solches Engagement nicht realisierbar!

ALBERT DARBOVEN

Albert Darboven (Jahrgang 1936) ist geschäftsführender Gesellschafter der J.J. Darboven GmbH & Co. KG in Hamburg. Der Absolvent des renommierten Internats Louisenlund trat bereits 1960 in die Kaffeerösterei ein, die sich seit der Gründung 1866 in Familienbesitz befindet. Darboven, erfolgreicher Pferdezüchter (Gestüt IDEE), aktiver Polospieler, Rührei-Fan und Hobbybastler, setzt sich vor allem für soziale Gerechtigkeit, kulturelle Themen und für seine Heimatstadt Hamburg ein. Seit 1973 ist Darboven, der das Unternehmen inzwischen zusammen mit Sohn Arthur E. Darboven führt, verheiratet mit Edda Prinzessin von Anhalt.

DIAKONIE STIFTUNG KREFELD-VIERSEN

Hannelore Heume
Westwall 40, 47798 Krefeld
Tel.: (0 21 51) 3 63 20 67, Fax: (0 21 51) 3 63 20 20
stiftung@diakonie-krefeld-viersen.de

Spenden- und Stiftungskonto:
KD-Bank Duisburg
Kontonummer: 1013778015
BLZ: 35060190

Das Ressort Technik

Wir sind in unserer Welt von Technik umgeben. Umso wichtiger ist es, hin und wieder einen genaueren Blick auf diese Welt zu werfen. ZEIT Wissen beschreibt Technik besonders anschaulich und besucht die Menschen, die sie entwickeln. Die aktuelle Ausgabe stellt unter anderem Großprojekte vor, mit denen Ingenieure den Klimawandel aufhalten wollen, und erklärt ganz aktuell, warum es so kompliziert ist, ein Atomkraftwerk abzuschalten (siehe nächste Seite).

Das Ressort Leben

Hinter jedem Detail unseres Alltags steckt Wissenswertes. Seien das die physikalischen Prinzipien, die man seinen Kindern an einem gedeckten Frühstückstisch erklären kann, oder die psychologischen Hintergründe des Ohrwurms: Staunen, lernen, begreifen können wir fast immer und überall. So berichtet das aktuelle ZEIT Wissen über eine beinahe legale Designerdroge aus Neuseeland und eine Roboterpuppe, die autistische Kinder fasziniert (siehe unten).

Im Internet

Der Onlinebereich von ZEIT Wissen ist die multimediale Erweiterung des Magazins. Hier gibt es Filme, Bildergalerien und Hintergrundinformationen zu vielen Themen. ZEIT Wissen online ist genauso nah dran an der Wissenschaft wie das gedruckte Heft: So schreibt der Polarforscher Jürgen Gräser exklusiv ein Internettagebuch vom Leben auf einer Eisscholle, mit der er gerade durch das Nordpolarmeer treibt.

NEU: Serviceteil »Beruf und Entwicklung«

Ab sofort erscheint ZEIT Wissen mit einem zwölfseitigen Serviceteil des Verlags, der wertvolle Tipps zur beruflichen Orientierung und Karriereplanung gibt und über aktuelle Entwicklungen in verschiedenen Berufsfeldern informiert.

AUTISMUS

MEIN FREUND, DER ROBOTER

Eine computergesteuerte Puppe soll autistischen Kindern helfen, aus der Isolation auszubrechen. Erste Begegnungen zwischen Mensch und Maschine stellen verbreitete Thesen infrage

TEXT **JENS UEHLECKE** > FOTOGRAFIE **DOMINIK GIGLER**

ZWÖLF SEKUNDEN SCHAUT PAUL seinem Gegenüber in die Augen. Zwölf Sekunden rutscht er nicht auf dem Stuhl hin und her, ruft nicht »Tut weh, tut weh«. Zwölf Sekunden – eine kleine Ewigkeit und ein kleines Wunder. Denn der 15-jährige Paul ist Autist. Normalerweise kann er sich nur für wenige Augenblicke konzentrieren, bevor sein Blick wieder durch den Raum zappelt, als verfolge er eine Fliege. Nur wenn Kaspar da ist, ist es anders.

Kaspar trägt eine Baseballkappe und ein T-Shirt mit zu langen Ärmeln. Und ihm gelingt, was Pauls Lehrer oft vergeblich versuchen: Er verwickelt den Jungen in ein Spiel. Abwechselnd schlagen sie auf ein Plastiktamburin, erst Kaspar, dann Paul, dann wieder Kaspar. Für die Sprachtherapeutin Lisabeth Connor, die das Treffen im Gymnastikraum der St.-Elizabeth's-Förderschule nördlich von London beobachtet, ist das unfassbar. Schließlich ist Kaspar nur ein ferngesteuerter Roboter. In den Kinderklamotten Größe 52 stecken Teile einer Puppe, ein Computer und eine Gummimaske mit menschlichen Zügen.

Seit Wochen ist der Maschinenjunge mit dem Robotikforscher Ben Robins von der University of Hertfordshire unterwegs. Robins besucht eine Förderschule nach der anderen, um eine These seiner Arbeitsgruppe zu belegen: Roboter können helfen, autistische Kinder zu therapieren. Mit einem Notebook, von dem aus vier Kabel in Kaspars Rücken führen, steuert Robins den Roboter wie ein Marionettenspieler seine Puppe. Es surrt leise, Kaspar blinzelt, sssst, Kaspar winkt, sssst, Kaspar verzieht die Lippen zu einem Lächeln. Jetzt grinst auch Paul über beide Ohren. »Unglaublich«, flüstert die Therapeutin.

Autisten wie Paul leiden an einer unheilbaren Entwicklungsstörung des Gehirns. Meist treten die Symptome in den ersten beiden Lebensjahren auf. Bereits autistische Säuglinge schauen lieber die Gitterstäbe ihres Bettchens an als ihre Mutter. Das Gesicht überfordert sie, anstelle des liebevollen Lächelns sehen sie unzählige Details. Die Lachfältchen am Mund – für sie irritierend. Die großen Augen mit den hochgezogenen Brauen – ein Rätsel.

Nicht nur die Züge der Mutter, ihre ganze Umwelt nehmen Autisten als Flut überscharfer Einzelheiten wahr. Geräusche wie das Quietschen der Gummiente oder das Dingdong der Spieluhr machen ihnen Angst. Die Kinder schotten sich von der Außenwelt ab und verpassen eine normale Entwicklung. Während Gleichaltrige mit Modellautos nachspielen, wie ihre Familie in die Ferien fährt, sortieren Autisten die Autos der Farbe nach – um wenigstens ein bisschen Ordnung in die Welt da draußen zu bringen.

Ihr Leben lang bleiben Autisten unfähig, sich in andere hineinzuversetzen. »Seelenblindheit« nennt der britische Psychologe Simon Baron-Cohen das. Viele empfinden Blickkontakt als unangenehm und unerheblich. Stark betroffene Patienten wie Paul lernen nie richtig sprechen und scheuen jede Initiative. Rollt auf dem Bolzplatz ein Ball auf ihn zu, schießt er nur, wenn er dazu aufgefordert wird: »Paul! Jetzt! Schuss!«

Jeder Moment, in dem Paul sein inneres Exil verlässt, ist daher kostbar. Als Robins an diesem Morgen den nächsten Jungen hereinbitten will, macht Paul eine Faust und schlägt mit der anderen Hand darauf. In seiner Zeichensprache heißt das: »Mehr!«

Für Robins ein kleiner Triumph. Kaspar vermittelt erfolgreich zwischen Pauls Welt und der der anderen. »Er ist dazu das ideale Werkzeug«, sagt der Forscher. »Autisten lieben Technik – und Kaspar besonders, weil er puristische Gesichtszüge hat.« Sein Verhalten sei kalkulierbarer als das von Menschen, eine verlässliche Konstante. »Noch ist es aber zu früh, einen therapeutischen Effekt festzustellen«, sagt Robins. »Das hier sind ermutigende Einzelfälle, Genaueres wissen wir erst nach einer Langzeitstudie.«

PAUL DARF BLEIBEN. Und als Lenny mit am Tisch sitzt, vollführt der Roboter das nächste Kunststück. Lenny ist neun, und die Situation ist ihm sichtlich unangenehm. Er versteckt sein Gesicht hinter dem Ärmel seines T-Shirts und kichert dauernd. Robins drückt ihm eine mit Symbolen beklebte Tastatur in die Hand. Ein Trommelstock steht für die Tamburinschläge. Bam, bam-bam, Kaspar legt los. Äußerlich unbeteiligt steuert Lenny den Roboter, Paul soll ihn imitieren. Dann passiert es: Aus dem Augenwinkel sieht Lenny, dass sein Mitschüler kein Tamburin hat. Er nimmt Robins eines aus der Hand und reicht es Paul. »Diese Jungs würden nie miteinander spielen«, sagt die Therapeutin. »Wenn Kaspar vermitteln kann, ist das ein riesiger Schritt.«

Können Roboter wirklich helfen, die Symptome des Autismus zu lindern? Die Szene dürfte sich so gar nicht abgespielt haben, glaubt man einigen Experten. »Vielleicht animieren Roboter Kinder dazu, miteinander zu spielen«, sagt Beate Herpertz-Dahlmann, Vorsitzende des wissenschaftlichen Beirates im Bundesverband Autismus. Unwahrscheinlich sei aber, dass sich das auf Situationen ohne Roboter übertragen lasse. »Schließlich ist Autismus auf eine tiefgreifende Störung des Gehirns zurückzuführen.«

Neurowissenschaftler haben herausgefunden, dass die Hirne betroffener Kleinkinder vom zweiten Lebensjahr an schneller wachsen als gewöhnlich. Ob der Autismus die Ursache dafür ist oder eine Folge davon, ist unklar. Sicher ist nur, dass schließlich mehr weiße Masse vorhanden ist, so werden die Nervenfasern zwischen Hirnzellen genannt. Eine denkbare Erklärung: Beim Hirnwachstum werden normalerweise unnötige Verbindungen gekappt, übrig bleiben nur die, die wirklich gebraucht werden – bei Autisten versagt dieser Mechanismus offenbar.

Das drastische Wachstum betrifft allerdings nur die Verbindungen innerhalb einzelner Hirnareale. Untereinander sind die Regionen viel schlechter verdrahtet. Es ist, als müssten sich die Informationen ihren Weg durch ein Labyrinth unzähliger Feldwege bahnen, weil die Schnellstraßen fehlen.

Vielleicht ist das der Grund, warum Autisten sich bis auf den letzten Leberfleck an ein Gesicht erinnern, aber nicht sagen können, ob der andere glücklich oder traurig war. »Hirnscans haben gezeigt, dass bei Gesunden ein kleiner Bereich im Temporallappen aktiv wird, wenn sie ein Gesicht sehen. Autisten reagieren nicht darauf«, sagt Herpertz-Dahlmann. Sie nähmen Gesichter nicht als Ganzes, sondern als Ansammlung von Details wahr. »Es ist kaum vorstellbar, dass ein Roboter so etwas Grundlegendes beeinflusst.«

Zögerlich reagierte zunächst auch der Autismusexperte Simon Baron-Cohen, als er von dem Kaspar-Experiment hörte. Als er dann jedoch Videos davon sah, war er begeistert. Jetzt will er die Arbeit mit dem Roboter genauer verfolgen. Und Fritz Poustka, Frankfurter Professor für Kinder- und Jugendpsychiatrie, würde gern selbst mit Kaspar experimentieren. »Die Prognose bessert sich deutlich, wenn die Betroffenen lernen, andere zu imitieren«, sagt er. »Allerdings ist es unwahrscheinlich, dass Autisten je so spontan auf Menschen reagieren wie Gesunde.«

RICHARD IST DIESE DEBATTE EGAL. Der 16-Jährige ist nicht mehr zu stoppen, wenn Ben Robins mit seiner Umhängetasche über den Schulflur geht. Er weiß, da drinnen sitzt Kaspar. Und er ist zu stämmig, als dass ihn jemand aufhalten könnte.

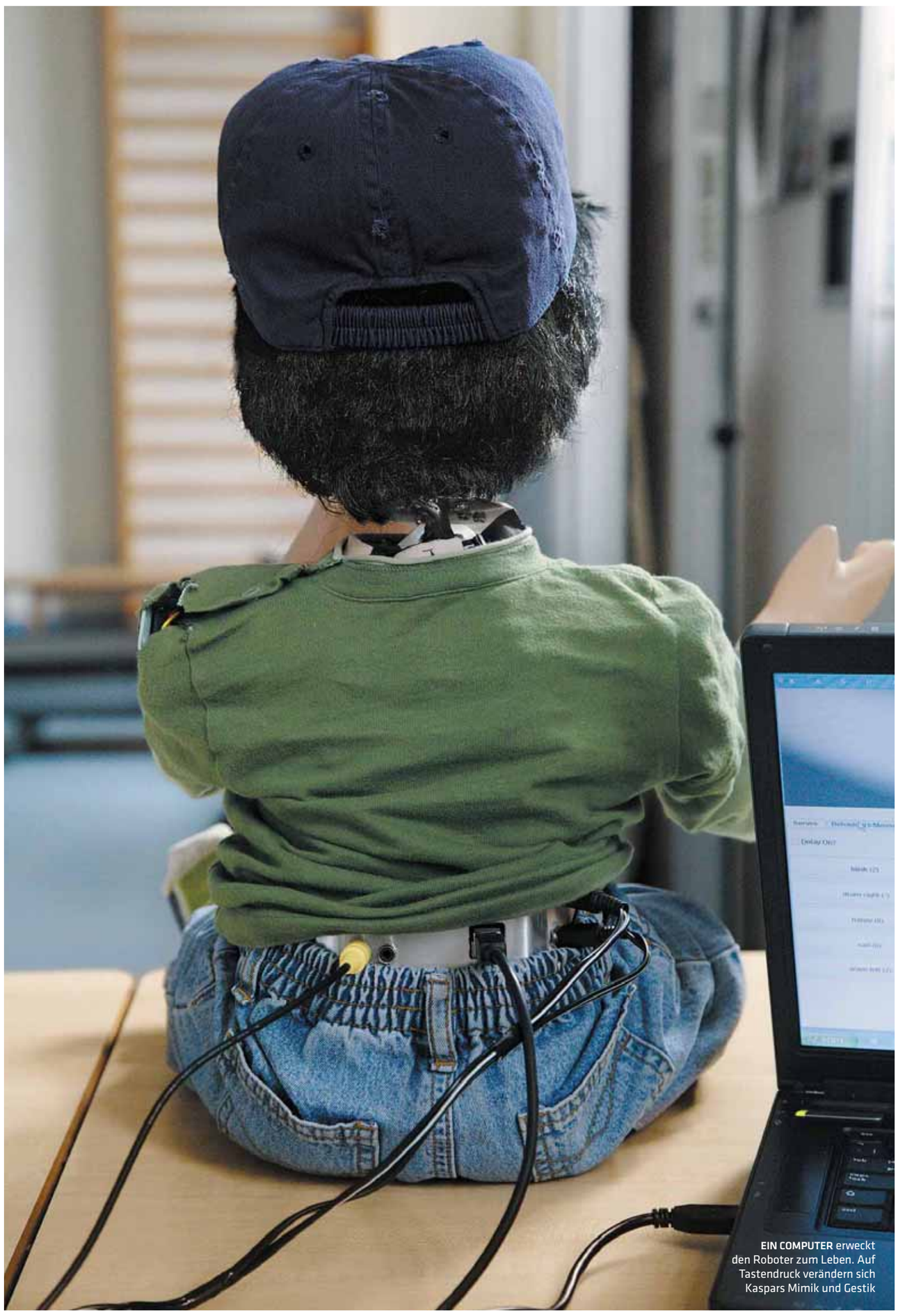
Richard pflegt eine eigentümliche Beziehung zu dem Roboter. Längst hat er erkannt, dass das seltsame Wesen eine Maschine ist. Längst weiß er, wie das Programm funktioniert, das den Kopf hin- und herdreht. Und trotzdem drückt er seine Nase vorsichtig auf die des Roboters, als wäre der sein kleiner Bruder.

Auf die Idee, dass Roboter auf Autisten besonders anziehend wirken könnten, kam Kerstin Dautenhahn, die Leiterin von Robins' Arbeitsgruppe, vor zehn Jahren. »Damals dachte ich, alle Welt forscht an immer komplexeren Maschinen«, sagt sie. »Für Autisten ist aber gerade ein niedrigeres technisches Niveau interessant.« Mit Kaspars Hilfe will sie nun herauszufinden, wie Roboter beschaffen sein müssen, damit sich Autisten auf sie einlassen. Die Ergebnisse sollen in ein von der EU mit 2,1 Millionen Euro gefördertes Projekt einfließen: Forscher aus sechs Ländern entwickeln Roboter, die Kindern mit verschiedensten Behinderungen beim Lernen helfen sollen.

»Von Kaspar haben wir gelernt, dass er gerade auf Autisten unglaublich anziehend wirkt, weil er halb Maschine, halb Mensch ist«, sagt Dautenhahn. »Er beherrscht menschliche Ausdrücke, allerdings sind diese nie zweideutig.« Leicht geschlossene Augen und herabgezogene Mundwinkel stehen für Traurigkeit, offene Arme und ein Lächeln für Freude. Diese Mimik wirkt so echt, dass sich gesunde Erwachsene unwohl fühlen, wenn sie Kaspar sehen. Zombie-Effekt nennen Roboterforscher dieses Phänomen – es tritt immer dann auf, wenn künstliche Gesichter echten zu stark ähneln, zugleich aber verstörend leblos sind.

Genau das scheint Kinder wie Richard aber zu beruhigen. Nie käme man auf die Idee, dass gerade jener Junge am Tisch sitzt, der gewalttätig wird, sobald ihm ein Mitschüler zu laut ist. Nach der Stunde streicht er Kaspar noch einmal liebevoll über die Gummibacken und fährt mit dem Finger über die winzigen Lippen. Und als der Computer herunterfährt und der Roboter in sich zusammensackt, fragt er: »Ist Kaspar traurig?«

Gekürzte Fassung, den vollständigen Text lesen Sie in der aktuellen Ausgabe von ZEIT Wissen.



EIN COMPUTER erweckt den Roboter zum Leben. Auf Tastendruck verändern sich Kaspars Mimik und Gestik

DER AUS-KNOPF BEIM ATOMKRAFTWERK

Im AKW Brokdorf ist ein Kühlwasserrohr geplatzt. Wie bekäme man einen solchen Störfall in den Griff? Eine Simulation in neun Schritten.

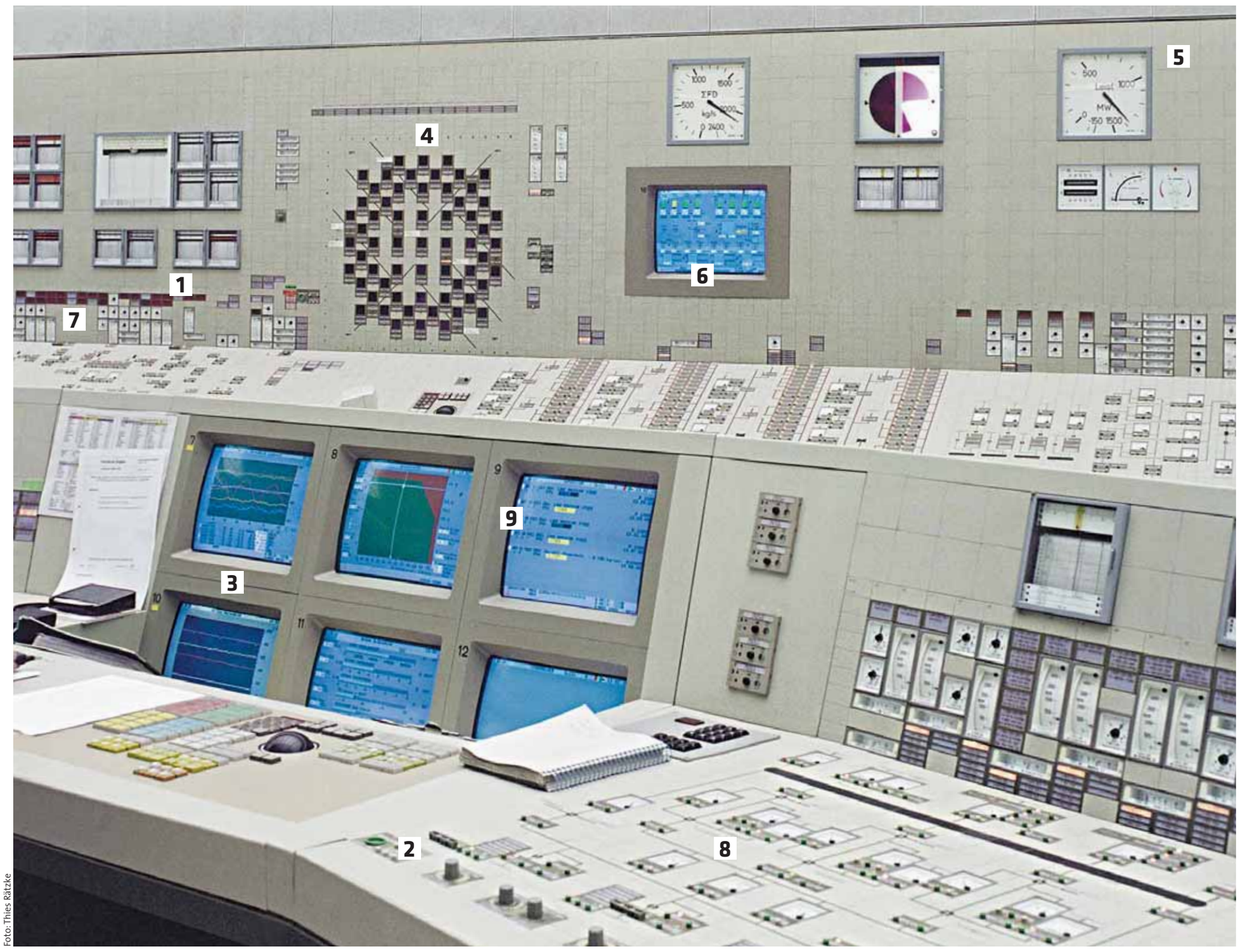


Foto: Thies Rätzke

1 ALARM

In der Leitzentrale beginnen Dutzende orangefarbener Lampen zu blinken, Sirenen heulen auf. Die fünf Männer der Schicht – Frauen gibt es in diesem Beruf nicht – haben nun eine halbe Stunde Zeit, den Fehler zu finden. So lange hat die Automatiksteuerung jeden Störfall im Griff – theoretisch. Der Autopilot leitet die Reaktorschnellabschaltung (Resa) ein.

2 SIRENE AUS

An diesem Knopf wird die Sirene ausgeschaltet, sonst versteht man die Kollegen nicht mehr. Geht etwas schief, heult die Sirene erneut.

3 MONITORE ÜBERWACHEN

Auf den Bildschirmen werden die wichtigsten Systemdaten eingeblendet, unter anderem der Wasserstand im Reaktorkern sowie Temperatur und Druck des Kühlwassers. Der Schichtleiter ruft »Nach-Resa-Kontrolle!« in den Raum. Das heißt: Liebe Kollegen, achtet bitte auf eure Anzeigen, und meldet mir Abweichungen vom Abschaltprotokoll. Bei diesem Kommando soll es im AKW Krümmel zu einem Missverständnis gekommen sein.

4 KETTENREAKTION STOPPEN

Im Reaktorkern befinden sich rund 200 Brennelemente mit Uran, eine Kettenreaktion erhitzt das Wasser. Mit dem Alarm gleiten 61 Metallstäbe zwischen die Brennelemente. Sie enthalten das Element Bor, das die Kettenreaktion stoppt. Die 61 Displays zeigen an, ob die Radioaktivität an der entsprechenden Stelle im Kern absinkt. Die Radioaktivität des Urans heizt das Wasser jedoch weiter auf – mit der Wärmeleistung eines Stadtviertels. Daher kommt es nun darauf an, den Kern weiter zu kühlen. Im Sicherheitsbereich wird automatisch Flucht- und Räumungsalarm ausgelöst, alle Ventile zur Außenwelt schließen sich. Das aus dem geplatzten Kühlrohr in den Innenraum leckende Wasser ist radioaktiv.

5 STROM AUS

Die Leistung des Kraftwerks fällt von 1500 auf minus 50 Megawatt: Der Strom für den Betrieb kommt nun aus dem öffentlichen Netz. Fällt er aus, stehen vier Notstromgeneratoren bereit. Versagen auch die ihren Dienst, gibt es noch Batterien. Jedes Sicherheitssystem ist vierfach vorhanden. Selbst wenn zwei ausfallen, soll der Störfall noch zu kontrollieren sein.

6 NOTKÜHLUNG AN

Aus vier zwölf Meter hohen Flutbecken, auf diesem Monitor blau dargestellt, wird borhaltiges Wasser für die Notkühlung in den Kern gepumpt.

7 FÜLLSTAND KONTROLLIEREN

Hier liest der Reaktorfahrer den Pegel der Flutbecken ab. Sind diese leer, springen automatisch vier weitere Pumpen an, die das Wasser quasi aus dem Keller – dem sogenannten Sumpf – wieder in den Kern pumpen.

8 WÄRME ABFÜHREN

Dieses Pult steuert den zweiten Kreislauf des Reaktors, der sonst die Turbine antreibt. Er muss in Gang bleiben, um weiter Wärme abzuführen.

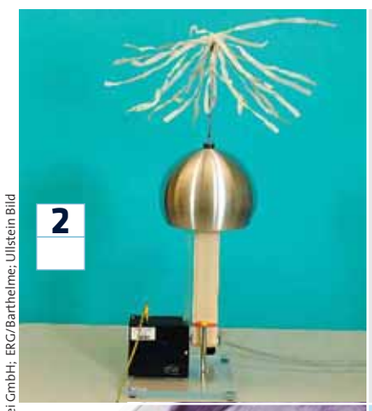
9 BEHÖRDE ANRUFEN

Die Automatik analysiert alle Warnmeldungen und zeigt an, in welchem Kapitel des 30-bändigen Betriebshandbuchs der Störfall zu finden ist. Dort findet das Personal Checklisten und weitere Anweisungen. Läuft alles nach Plan, köchelt der Reaktor mit laufender Notkühlung die kommenden Tage bis Wochen vor sich hin. Jetzt wird der Aufsichtsbeamte im Ministerium angerufen. Je früher, desto besser. Die Handynummer steht in Handbuch 1.

DAS ZEIT-WISSEN-SOMMERRÄTSEL

Hier ist nicht nur Allgemeinbildung gefragt, sondern auch kreatives Denkvermögen. Haben Sie beides?

RÄTSEL **MARINA RENNHACK**



Fotos:; Uni Ulm; Rutenbeck; C. Thiriet/Phone Phone; Bundesdruckerei GmbH; ERG/Barthelme; Ullstein Bild

A: Man nehme die elektrischen Schaltsymbole für einen Plattenkondensator, einen Kreis und einen Punkt und füge diese richtig zusammen.

S: Hamburgerkette ohne Walt-Disney-Pechvogel-Genitiv ergibt die Vornamens-Initialen dessen, der dies schuf.

F: NFN.

L: 0,1 mT.

T: Taschenrechner-7353 macht Kopfstand.

U: H to He.

UND SO GEHT'S:

Bei diesen sechs Bildern und sechs Texten müssen Sie um die Ecke denken. Finden Sie heraus, welcher Text zu welchem Bild gehört, und schreiben Sie in jedes Bildkästchen den zugehörigen Buchstaben. Wenn Sie alles richtig zugeordnet haben, erhalten Sie einen Teil des Lösungsworts. Die zweite Hälfte des Rätsels finden Sie in der aktuellen Ausgabe von ZEIT Wissen oder im Internet. Tragen Sie die richtige Lösung einfach in das Formular unter www.zeitwissen.de/sommerraetsel ein, oder schicken Sie eine Postkarte an ZEIT Wissen, Stichwort: Sommerrätsel, Buceriusstraße, 20095 Hamburg.

ZU GEWINNEN GIBT ES UNTER ANDEREM:

EINE FÜNFTÄGIGE FLUGREISE für zwei Personen nach Dubai mit Übernachtung im Viersterneresort Bin Majid und Abflugort nach Wahl.
www.gratistours.com

ZWEI IPOD NANO mit 4 Gigabyte Speicher und bis zu 24 Stunden Akkulaufzeit. Der Musicplayer im eloxierten Stahlgehäuse wiegt gerade einmal 40 Gramm.

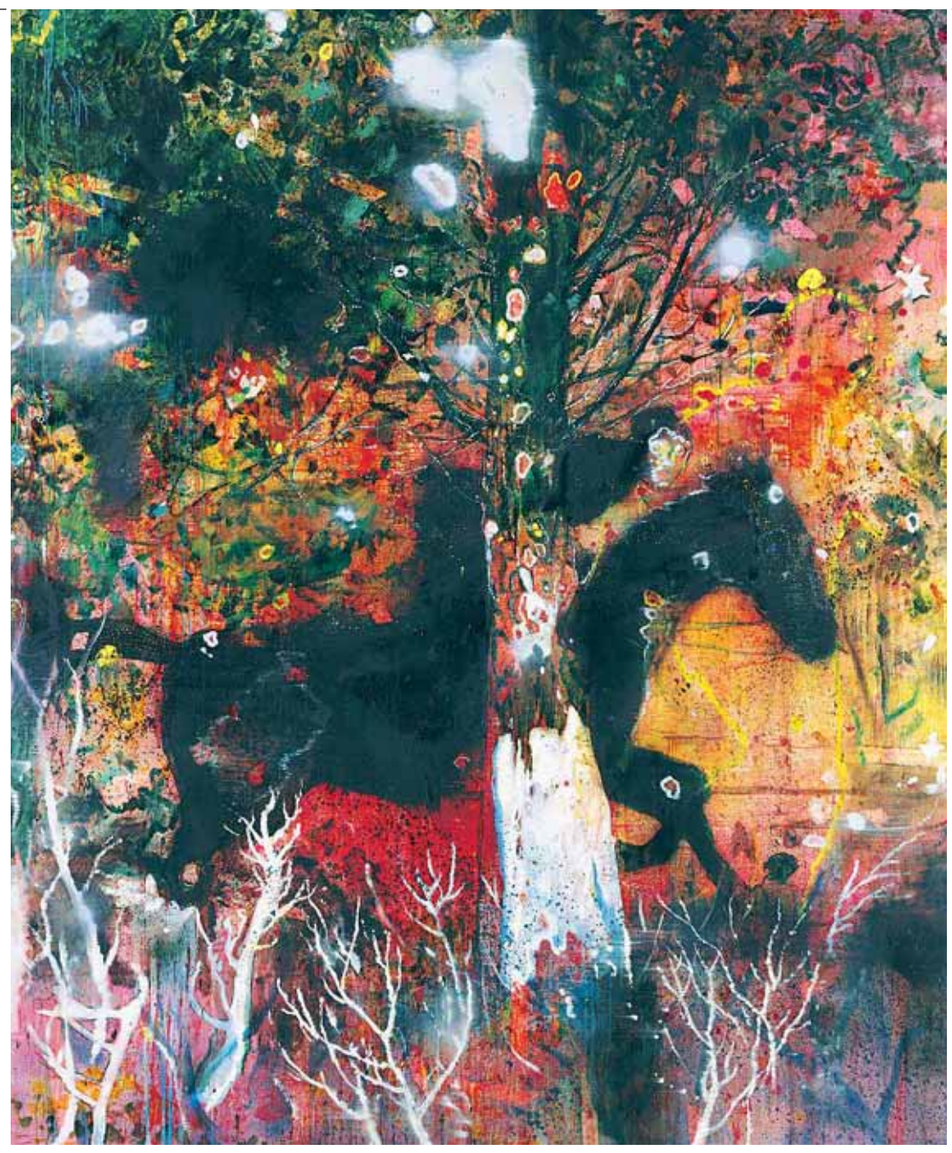
EINE ZWÖLFTEILIGE ZEIT-DVD-BOX »DEUTSCHLAND SCHICKSALSSTUNDEN« mit fesselnden Dokumentationen zur jüngsten deutschen Geschichte.

EINSENDESCHLUSS IST DER 16. OKTOBER. Teilnahmeberechtigt sind alle Leserinnen und Leser ab 18 Jahren, ausgenommen Mitarbeiter des Zeitverlags und der beteiligten Unternehmen sowie deren Angehörige. Alle richtigen Einsendungen nehmen an der Verlosung teil. Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen, ebenso die Barauszahlung der Gewinne.

FEUILLETON

LITERATUR

Ritter in leerer Landschaft – Ein Besuch bei dem Dichter Michael Ondaatje
Von Susanne Mayer **Seite 57**



Die Dunkelseher

Ob Stefan George oder Oswald Spengler: Intellektuelle Untergangspropheten haben Konjunktur. Was macht sie so faszinierend? VON THOMAS ASSHEUER

Untergangspropheten und Geisterseher haben die Welt schon immer begleitet. Sie hören ein Pochen, und das Pochen wird lauter. Noch ist es nur Ahnung, aber bald schon Gegenwart: Das Schicksal naht.

Prophetische Gesänge schwellen auf und ab im Wechsel der Zeiten; in diesen Tagen schwellen sie wieder einmal an. Aus Anlass einer neuen Biografie (siehe Seite 48) hat der Medienbetrieb mit viel Weihrauch den großen Dunkelseher Stefan George auf die Bühne geschoben. *Focus*/*Spiegel* standen für den heidnischen Messias Spalier, und die *FAZ* brachte groß eine majestätische Huldigung in Anschlag. Die Buchstaben trugen Stehkragen und Fraktur, und in ihren Augen blitzte es metallisch. Auch Angstlust war zu sehen. Dann rief es: »George!« Im Schein der Fackeln küssten die Lettern ergriffen den Staub der nichtswürdigen Gegenwart: »Das geheime Deutschland!« Und wieder: »George! George!«

Was tun, fragte sich der unerlöste Leser. Reicht es noch, wenn man Stefan Georges raffinierte Gedichte liest? Oder soll der charismatische Prophet unseren Berliner Mainzelmännchen, der mausgrauen Merkel-Regierung, geistig auf die Sprünge helfen?

Kaum war es am Himmel wieder hell geworden, wurde es schon wieder dunkel. In der *FAS* hielt der Dichter Botho Strauß dem Leser einige Hinterlassenschaften des Prophetenphilosophen Oswald Spengler unter die Nase, vier Wochen vor Erscheinungstermin des Buches und damit gerade noch rechtzeitig vor dem Untergang des Abendlandes. Für so eine Annonce ist Botho Strauß natürlich auserwählt. Auch er hört anschwellende Klopfgeräusche unter dem Ikea-Teppich der »Massendemokratie« und sieht voraus, wie glutrote »Feuerbälle« sich mit Heidenspektakel über Menschenmassen wälzen. Was Oswald Spengler (1880 bis 1936) angeht, hat Strauß allerdings recht: Im trüben Teich der Untergeher war Spengler der gefährlichste Hecht. Der Meisterdenker der Konservativen Revolution hörte selbst unter Panzerplatten das Gras wachsen, und seine Sätze hatten die Marschstiefel schon an, zu denen der Leser erst greifen sollte. Spengler schrieb so fiebernd und suggestiv, so süchtig nach Blut, Opfer und Untergang, als habe ihn das Unheil persönlich in die Welt geschickt.

Aber warum ausgerechnet der Münchner Privatgelehrte? Weil der schwarze Prophet Spengler uns lehrt, groß zu denken, in den Eishöhen der Metaphysik statt im trüben Tal akademischer Fußnoten? Groß denken – aber in welcher Himmelsrichtung?

Spengler glaubte bekanntlich, alle Hochkulturen folgten dem zyklischen Gesetz von Aufstieg, Niedergang und Verfall. Eine Kultur sei wie die »Blume auf dem Feld«, sie keime, blühe und vertrockne. Aus, vorbei. Dieses innere Verblühen – das war für Spengler die westliche Lage. Der Selbstbehauptungswille lässt nach, Kernfamilien schrumpfen, der »nationale Sinn« schwindet, in den Parlamenten wird geschwätzt, aber nicht mehr heroisch entschieden. »Apostel des Weltfriedens« bestimmen den Zeitgeist und fürchten feige das Stahlbad der Geschichte. Sie wollen »Tatsachen durch abstrakte Gerechtigkeit und Schicksal durch Vernunft ersetzen«. Vom »Standpunkt der wirklichen Geschichte« aus betrachtet, so Spengler, seien sie »minderwertig«, genauer: »Abfall«. Nur ein neuer Cäsar, zum Beispiel Mussolini, könne den Untergang des Abendlandes noch aufhalten.

Nun könnte man sich damit trösten, dass Untergangspropheten zyklisch wiederkehren und bei jedem Zittern der Weltseele ihre apokalyptischen Reiter auf Trab bringen. Tatsächlich haben die Pessimisten der Zukunft stets in unsicheren Zeiten ihren Auftritt. Vor allem bei Umbrüchen, Epochenwechseln und Jahrhundertwenden vernehmen begnadete Lauscher das Scharren des Schicksals im Tiefengrund der Geschichte. Unvergessen ist das Sehertum einer »kulturellen Elite«, die am Vorabend des Ersten Weltkriegs zur Schlacht rief, weil die »Zivilisation« den deutschen »Geist« bedrohe.

Dennoch wäre es unklug, alle Apokalyptiker gleichermaßen ad acta zu legen. Zum einen ist es nämlich gar nicht so einfach, den instrumentellen Defätismus, also das Schlechtreden aus politischer Absicht, von einer hellsichtigen Katastrophenahnung zu unterscheiden. Zum anderen würde man sich um den intellektuellen Genuss der Selbstaufklärung bringen, also um die Frage, warum Spökenkieker und Kulturpessimisten gerade Konjunktur haben.

Und warum? Vieles spricht dafür, dass der »Übergang von einer westlichen zu einer asiatischen Wirtschaft« (Eric Hobsbawm), also die rasante Karriere Chinas, ähnliche Ängste auslöst wie für Spengler der Aufstieg Japans. Die Parallelen sind pikant, wenngleich nur auf den ersten Blick. Spengler prophezeite, dass in demselben Maße, wie Asien der ökonomische Aufstieg gelinge, der westliche Kapitalismus virtuell werde und seine alte Realwirtschaft hinter sich lasse. Fortan kreise er in gigantischen Spekulationsblasen über den Weltbörsen, während »unten«, in den seelenlosen Städten, die Aufklärungsideale »langweilig« würden und von seiner Kultur nur das übrig bleibe, was sich rechne. Der »Geist« hat den Westen durchquert, wandert wieder gen Osten und lässt das Alte zurück wie eine platt getretene Distel.

Das ist natürlich metaphysischer Budenzauber, aber von wachsenden westlichen Selbstzweifeln zu reden ist gewiss nicht übertrieben. Von dem liberalen Triumph, nach dem Untergang des Kommunismus würden sich alle Nationen mit gleicher Begeisterung friedlich unter dem Sternenbanner von Kapitalismus und Freiheit versammeln, ist nicht mehr allzu viel übrig geblieben, und das amerikanische Jahrhundert scheint vorüber, noch ehe es so recht begonnen hat. Eins kommt zum anderen. Es demütigt den westlichen Zukunftsstolz, wenn der eigenen, scheinbar alternativlosen Lebensform Widerstand entgegenwächst, wenn sich der halbe lateinamerikanische Kontinent abwendet und im autoritären Dunst nach eigenen Wegen jenseits leerer liberaler Versprechen sucht, wenn afrikanische Länder verstohlen nach China blicken statt nach Brüssel und Washington. Und niemand kann sagen, welches politische Trauma der Irakkrieg im westlichen »Unbewussten« hinterlässt, jener desaströs gescheiterte Versuch der alten Garantiemacht, sich brüsk von der internationalen Gemeinschaft abzuwenden und mit Feuer und Schwert seine hegemonialen Interessen durchzusetzen. Ganz zu schweigen von der Dauerbedrohung durch islamistische Killer, deren Propaganda sich festfrisst und den Eindruck erzeugt, der Terror habe etwas mit dem Westen selbst zu tun, mit seinem expansiven Universalismus, der oft genug Menschenrechte sagt, aber seine Wirtschaft meint.

Mit einem Wort: Um die westliche Zukunftsgewissheit ist es nicht gut bestellt. Die Weltgesellschaft scheint in einem freien Spiel unberechenbarer Gewalten richtungslos auf dem offenen Meer zu treiben, während der wirtschaftlichen Globalisierung die politische Steuerung kaum nachwächst. Nicht zuletzt die angedrohte Klimakatastrophe hat den Fortschrittsfreunden klargemacht, dass die fabelhafte Moderne nicht mehr für eine sonnige Zukunft kämpft, sondern erst einmal gegen jene Risiken, die sie eigenhändig in die Welt gesetzt hat und die ihr nun aus der Zukunft wieder entgegenkommen.

All diese Ungewissheiten, diese Wirren und Widersprüchlichkeiten, das Clair-obscur einer superkomplexen Weltgesellschaft, in der alles mit allem zusammenhängt – all dies mag die Begeisterung für charismatische Propheten erklären, die die Zeichen an der Wand lesen und uns den Weg der Wahrheit weisen sollen. Doch unter ihrem archaisierenden Federschmuck stecken ganz aktuelle politische Ängste, und man könnte sogar sagen: In Krisenzeiten liefern Untergangspropheten kulturelle Schablonen, um amorphe Bedrohungen für das ratlose Bewusstsein fassbar zu machen. Sie geben dem Unheimlichen und Undurchdringlichen eine symbolische Adresse, einen identifizierbaren Namen – wenngleich den falschen.

Das ist aber auch schon alles. Vor den politischen Ratschlägen der Obskurantisten sollte man tunlichst Reißaus nehmen, denn aus ihnen spricht kaum anderes als die Sehnsucht nach Härte und Schwere, nach dem herrischen Charismatiker, der egalitären Geistern endlich Handschellen anlegt. Übertrieben? In der einst ruhmreichen Zeitschrift *Merkur* hat ein irrlichternder Zeitgenosse gerade noch einmal den *Untergang des Abendlandes* inhaliert und spenglert nun enthemmt vor sich hin. Mit Spenglers »Tatsachenblick« schaut Uwe Simson auf die deutsche Sozialstaatsdekadenz und fragt sich an jeder Kebab-Bude, ob die Demokratie in der Stunde der chinesisch-islamischen Gefahr noch die richtige Staatsform ist. »Kann unsere Methode der politischen Willensbildung das leisten?« Die Antwort der kleinen Spengler klingt so wie immer, und sie lässt schaudern: Vermutlich nicht.

Siehe auch Seite 48: Fritz J. Raddatz über Thomas Karlaufs monumentale George-Biografie

Abgeschmolzen

Warum Pinguine plötzlich so beliebt sind

Der Pinguin hat sich ins Herz unserer Kultur geschlichen. Er ist Literatur (Penguin-Books-Verlag) geworden, Schokoriegel (Kinder Pingui) und Markenzeichen (Linux). Er nistet in unseren Hirnen, und manchmal brütet er unsere Träume aus. Einen Pinguin sieht zum Beispiel Edward Norton in dem Kultfilm *Fight Club* auf einem Trip zu sich selbst. Warum sieht er keinen Hund? Keinen Eisbären? Die Präsenz des Pinguins geht offenbar weit über das hinaus, was Kollegen wie Knut leisten. Der komische Vogel scheint mehr zu markieren als die ewige Romanze des Boulevards mit dem Plüschigen.

Nun sind Pinguine ja wirklich niedliche Geschöpfe und auch recht interessant – es gibt zum Beispiel welche, die bis zu 500 Meter tief tauchen. Aber wie nur konnte es dazu kommen, dass sie den Robben, Walen und Dinosauriern den Rang abliefen, die Kinderzimmer zu regieren begannen und selbst Hollywood übernahmen? Seit uns der Dokumentarfilm *Die Reise der Pinguine* vorführte, dass diese Vögel so mitreißend lieben und leiden wie Scarlett O'Hara und Rhett Butler (dafür gab es sogar einen Oscar!), gibt es offenbar kein Halten mehr. Der Pinguin tut alles, was wir tun – rückwärts und auf Watschelfüßen.

In Trickfilmen wie *Happy Feet* und *Madagascar* steppt er und rettet die Welt, hackt Computer und kapert Schiffe. Der im Oktober anlaufende neueste Pinguinfilm, *Könige der Wellen,* zeigt seine surfenden Helden samt Brett gleich zu Beginn sogar auf Höhlenmalereien, Hieroglyphenfriesen und alten japanischen Zeichnungen – als ob die Zivilisation der Erde von jeher pinguinisch gewesen wäre.

Und vielleicht ist sie das ja auch. Jedenfalls scheint die hybride Existenz des Pinguins, der das Meer durchpflügt wie ein Torpedo, auf dem Trockenen aber so furchtbar ungeschickt und verletzlich wirkt, ein passendes Bild für die aktuelle Lage der Menschheit – zwischen Naturbeherrschung und Dekadenz, Hyperindustrialisierung und Öko-Kollaps.

Repräsentierten Robbe und Wal die Umweltverschmutzung und das Aussterben der Arten, so scheint sich im Pinguin die neue, umfassendere Katastrophe zu verkörpern: Klimawandel und Wärmetod. Die Antarktis, die der Pinguin besiedelt, ist nicht mehr das Ende der Welt. Die Polkappen sind uns nicht mehr so fern wie vor zwanzig Jahren. Und der coole kleine Felsenpinguin Cody Maverick, der in *Könige der Wellen* seine Heimat Buenos Eisig verlässt, um auf einer Pazifikinsel an einem Wettbewerb im Wellenreiten teilzunehmen, surft im Kielwasser von Al Gore.

Wenn wir uns selbst schon nicht retten wollen, so könnte die Botschaft lauten, dann doch bitte die Pinguine. Nicht weil sie schutzbedürftig wären, sondern weil sie sowieso die besseren Menschen sind. SABINE HORST

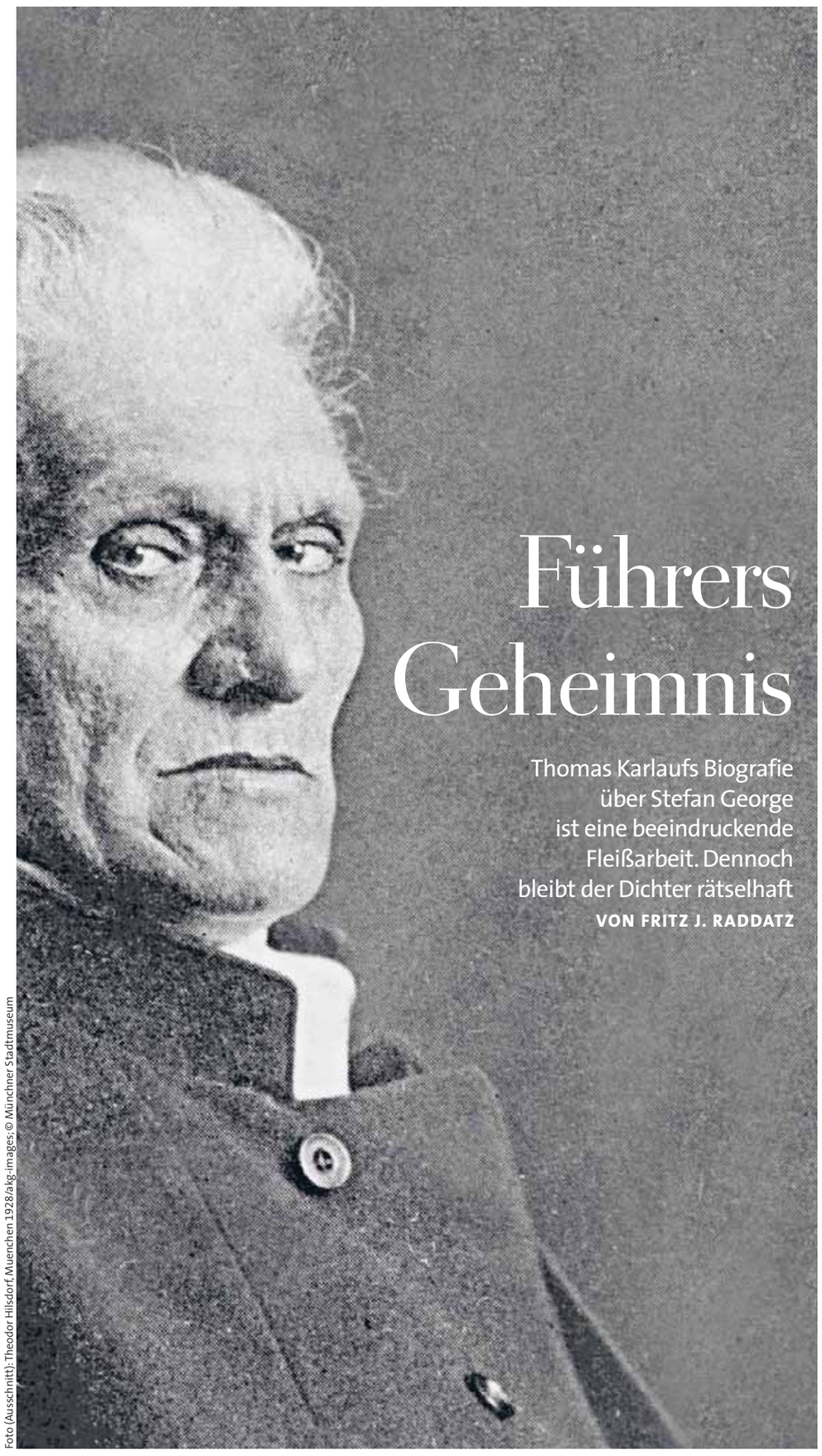


Foto (Ausschnitt): Theodor Hilsdorf, Muenchen 1928/akg-images; © Münchner Stadtmuseum

Führers Geheimnis

Thomas Karlaufs Biografie über Stefan George ist eine beeindruckende Fleißarbeit. Dennoch bleibt der Dichter rätselhaft

VON FRITZ J. RADDATZ

Ein Buch von stupender Kenntnis. Auf faszinierende Weise wird dem Lebensbogen – schimmernd, schillernd, arg streitig auch – eines unserer großen Dichter nachgegangen, dessen Gedichte in jedem von uns klingen; auch wenn ihm einigermaßen hurtig »Scheingelebtes« (von Franz Blei) oder »Verlogenheit« (von Walter Benjamin) bescheinigt, gar ein Platz »in der Reihe der Ungelesenen« zugewiesen wurde (von Rudolf K. Goldschmidt): Niemand, der Literatur liebt, kann den berauschenden Klang dieser Verse, ihren Ton-Sog zwischen Todesmelancholie und Hoffart, Liebessehnsucht und Einsamkeitsverzagtheit je von sich weisen. Er lebte anonym und war weltberühmt.

Stefan Georges Werk – kokett eigene Himmel stürmend wie die Welt verachtend und sich verplusternd in ausgetuschte Schönheit – ist der große Gesang des 20. Jahrhunderts. Und das schreitet Thomas Karlauf aus. Von der ersten Verliebtheit des 23-Jährigen in den – sich entziehenden – 17-jährigen Gymnasiasten Hugo von Hofmannsthal; dem schickt er nicht nur per Dienstmann ein Rosenbouquet ins Klassenzimmer, dem gilt auch bereits eines seiner wundersamen Gedichte, das schon jetzt im anderen sich selber spiegelt:

Er aber ist nicht wie er immer war,
Sein Auge bannt und fremd ist Stirn und Haar.
Von seinen Worten, den unscheinbar leisen
Geht eine Herrschaft aus und ein Verführen
Er macht die leere Luft beengend kreisen
Und er kann tödten, ohne zu berühren.

Aber durchaus spannt Thomas Karlauf auch den bösen Zauberkreis auf, schlägt den Zirkel zu jener Fatalität, die ebenso mit dem Namen George verbunden ist und die der Biograf keineswegs unterschlägt: »Die polemische Distanzierung von allem Politischen gehörte ins Repertoire des rechten Irrationalismus und trug dazu bei, den Boden für die braune Saat zu bereiten.« Denn auch das schmählich Weihevolle wusste ein Dichter zu rhythmisieren, dem Goebbels zum 65. Geburtstag ein Glückwunschtelegramm schickte und über den Brecht sagte: »Die Säule, die sich dieser Heilige ausgesucht hat, ist mit zuviel Schlauheit ausgesucht, sie steht an einer zu volkreichen Stelle«; auch übel riechenden Dunst konnte George uns zufächern:

Der sprengt die ketten fegt auf trümmerstätten
Die ordnung, geisselt die verlaufnen heim
Ins ewige recht wo grosses wiederum gross ist
Herr wiederum herr, zucht wiederum zucht, er heftet
Das wahre sinnbild auf das völkische banner
Er führt durch sturm und grausige signale
Des frührots einer treuen schar zum werk
Des wachen tags und pflanzt das Neue Reich.

Dieses schlingernde Leben weiß Thomas Karlauf nachzuzeichnen. Sein Buch ist eine bewundernswerte Fleißarbeit. Der Biograf weiß, dass Gundolf schon 1920 Hugo von Hofmannsthal einen »Autor der Dialekt-Komödien und Operettentexte« nannte, wie er das Schicksal des Knaben kennt, der das Modell für Georges *Maximin*-Gedichte war; er weiß, dass von des Dichters erstem Gedichtband ein einziges Exemplar verkauft wurde, wie er uns die Bestandteile von Georges letzter Mahlzeit vor dessen Tod am 4. Dezember 1933 aufzählen kann (Entenbrust mit Rübchen und Kartoffelbrei, Salat, Milchreis mit Arrak, ein Glas verdünnten Weißweins); er weiß nicht nur, dass der Band *Stern des Bundes* aus drei Büchern zu je dreißig Gedichten, einem Eingang mit neun Gedichten und einem »Schlußchor« besteht, sondern auch, dass einer der George-Adepten zu des Autors Freude ein Exemplar dieses Buches, auf Handtellergröße zurechtgeschnitten, 1914 in seinem Uniformrock bei sich trug; er kann uns daran erinnern, dass George schon sehr früh »den Sieg der amerikanischen Normalameise« befürchtete, sich das Haar puderte und mit nikotinverfärbtem Tadelfinger stumm auf den Tisch zu weisen pflegte, hatte einer der Jünger beim Tee falsch gedeckt – »Wofür sind die Jungens ihrem Führer sonst etwas nutz, wenn sie ihm nicht einmal seinen Tee einrichten können«. Das waren dann jene Abgerichteten, von denen einer – der spätere George-Biograf Wolters – sich unterwürfig machte: »Alle frohe Kraft will nur das Eine: Eurer würdig zu sein, Meister, und Eures Erdenreiches Kelle und Mörtel zu sein.« George übrigens reagierte gelegentlich kühl auf derlei Panegyriken: »Herrn Dr Fritz Wolters. Ihr neues widmungsgedicht mahnt mich dass ich Ihnen noch für Ihre minnelieder zu danken habe … Ich lobe Ihren versuch … Aber … für uns ist diese ganze kunstübung etwas flau. In freundlicher gesinnung Stefan George.«

All das – und vieles mehr – zu reflektieren ist Aufgabe eines sorgsamen Biografen. So gibt Thomas Karlauf ein genaues Bild des legendären George-»Kreises«, der jeweils Hinzustoßenden, durch Sitz neben dem Meister Ausgezeichneten, der Verstoßenen oder Abtrünnigen. Einer von denen, auch er später Autor einer George-Biografie, der Frauenliebhaber Friedrich Gundolf, brachte es auf eine kurze Formel: »Ein sichres Zeichen dafür dass einer nicht ihm angehört ist, wenn er sich rühmt ihm anzugehören und mit seiner Kenntnis diskret oder indiskret sich wichtig macht.«

Und warum kann ich dennoch nicht in den Chor der Lobeshymnen einstimmen, der Thomas Karlaufs Buch bisher entgegenschallte? Das hat drei nicht ganz ungewichtige Gründe.

Erstens. Unser Autor ist geradezu besessen von Stefan Georges Homosexualität (wobei er ständig Homosexualität und Homoerotik durcheinanderbringt; zwei durchaus verschiedene Dispositionen). Doch wer dieses Buch ohne Kenntnis des Werks von George liest, kommt schließlich zu dem Fazit »ein Schwuler, der auch Gedichte geschrieben hat«. Die Seiten, auf denen die mal verborgene, mal eingestandene, mal ausgeübte Homosexualität Georges doch recht voyeuristisch und oft grob erörtert wird – »mit ihm war er intim«; »er war der ehemalige Liebhaber«; »beide Liebhaber akzeptierten stillschweigend das Dreiecksverhältnis« –, sind kaum zu zählen. Nun muss eingestanden werden: Georges Jagd nach möglichst 13- bis allenfalls 17-jährigen Knaben, auf Bahnhöfen, auf der Straße, vor dem Schultor, ist einigermaßen unappetitlich, auch mit dem ständig drapierten Pädagogik-Samt peinlichdämmerig verhüllt. Das Cruising der inzwischen älter gewordenen Herren des Bundes, die sich gegenseitig Jungen zuführten, wirkt nicht angenehm – etwa, wenn noch 1924 (George ist jetzt 56) ein 15-Jähriger auf dem Stuttgarter Bahnhof vom Meister »in Augenschein« genommen wird, ein Jünger durfte eine Apfelsine überbringen, und der Weihevolle sagte dann zu seiner Begleitung: »rara avis – seltener Vogel«. Manchmal spürte die Clique wochenlang einem Opfer nach, so dem 15-jährigen Hans Troschel oder einem Zeitungsjungen; oft wurden sie zu »Fototerminen« gelockt. So weit, so schlecht. Auch Heterosexuelle, so will es das Gerücht, sollen dieser Art Pirsch nachgehen.

Doch Thomas Karlauf rückt Georges – oft sublimierte – Homosexualität auf unerlaubte Weise nicht nur ins Zentrum seiner Betrachtung, sondern auch ins Zentrum der Lyrik von Stefan George. Ein solcher Satz ist schlichtweg Überzeichnung im Sinne von Verzerrung: »Der Stern des Bundes war der ungeheuerliche Versuch, die Päderastie mit pädagogischem Eifer zur höchsten geistigen Daseinsform zu erklären.« Lassen wir einmal die törichte Frage beiseite, ob denn die Homosexualität das Werk von Michelangelo »diktiert« habe – wie steht es denn, beispielsweise, mit Shakespeares *Sonett Nr. 12?* Der darin wie in anderen Sonetten »versteckte« Mr. W. H. – im Original als *»my lovely boy«* besungen – ist von der Forschung längst »ermittelt«; nicht zuletzt hat jenes »Mannsbild, das die Blicke auf sich lenkt« Oscar Wilde zu seiner Novelle *Porträt des Mr. W. H.* inspiriert. Ist das nun eines der schönsten von Shakespeares 154 Sonetten – oder ist es ein schwulneckisches Geschlenker? Bei allem Gebot der biografischen Rückkoppelung (die ich bejahe und für interessant erachte) – Thomas Karlauf tapst fahrlässig vergröbernd herum. Er hebt zwar selber dieses George-Gedicht aus dessen letztem Gedichtband hervor – doch verhakt er sich in seinem unentwegten Kreiseln um »Homosexualität: Ja oder nein«; dabei ist es doch nichts als tief berührende Lyrik:

In stillste ruh
Besonnenen tags
Bricht jäh ein blick
Der unerahnten schrecks
Die sichre seele stört

So wie auf höhn
Der feste stamm
Stolz reglos ragt
Und dann noch spät ein sturm
ihn bis zum boden beugt:

So wie das meer
Mit gellem laut
Mit wildem prall
Noch einmal in die lang
Verlassne muschel stösst.

Wie wohltuend dagegen hat Ian Gibson in seiner Lorca-Biografie zwar dessen Homosexualität (und seine Affäre mit Salvador Dalí) nicht schamhaft verschwiegen, aber doch nicht zum Impetus des Werks gemacht. Wo kämen wir hin – um in eine Terra incognita auszuwandern –, wollten wir die Arbeit von DDR-Autoren wie Franz Fühmann oder Ludwig Renn vornehmlich danach beurteilen, dass sie Männer liebten?

Zweitens. Damit bin ich bei meinem zweiten Ungenügen. Thomas Karlauf lässt sich nicht wirklich auf das Werk Georges ein. Er referiert, hebt durchaus auch dieses oder jenes Gedicht hervor; der Deutung, damit Bedeutung des Œuvres weicht er aber durchweg aus. Gewiss, eine Biografie ist kein Interpretationsseminar; doch ich wünschte mir schon ein wenig Ergriffenheit vor dem Eigentlichen. Unser Autor hat mit staunenswerter Emsigkeit zahllose Lebenszeugnisse Georges zusammengetragen, Urteile von ihm über Zeitgenossen wie Rudolf Borchardt: »Das ist eine Personage, so schmierig, wenn man sie täte an die Wand werfen, würde sie pappen bleiben«; auch seltsame Dikta des Meisters wie »Freundschaft zwischen männern muss erzieherisch sein und tragisch, sonst ist sie widerlich« – oder dass des »Weibes eigenstes Geheimnis« sei »Euren Samen wert zu tragen«, und er spiegelt das korrekt gegen harsche Urteile wie Adornos Hieb, so manche Gedichte hätten sich »in der Turnhalle eines rheinländischen Gymnasiums nicht übel ausgenommen«. Thomas Karlauf erfüllt gewissenhaft seine Chronistenpflicht – bis hin zu der Mitteilung, George habe aus Abneigung gegen Amerika keine Ananas gegessen. Doch Fleiß entfacht noch kein Feuer. An keiner Stelle des arg umfangreichen Buches springt ein Funke über – der Leser wird nicht an die Hand genommen auf eine Reise ins Geheimnis, zur »Entdeckung des Charisma«, wie der Untertitel der Biografie immerhin lautet. Wir erfahren Wohnadressen (zumeist Berlin oder München) und hören – was ja interessant ist – von Georges Bereitschaft zu Literaturintrigen, um auf sich, auf sein Werk aufmerksam zu machen; ob das den Erstling *Hymnen* oder die weitgehend klandestine Zeitschrift *Blätter für die Kunst* betraf, Zentrum seines Ordens.

Kurzum: Thomas Karlauf beschreibt, aber er erzählt nicht. Sternenfern die empathische Eleganz von Klaus Harpprechts Thomas-Mann-Biografie, weltenfern die intellektuelle Brillanz von Bernard-Henri Lévys Sartre-Buch.

Drittens. Das hat mit einem störenden Defekt zu tun: Dieser Autor hat keine eigene Sprache. Er verheddert sich im unangemessenen Jargon der E-Mail- und iPod-Generation: Brecht »landete« einen Erfolg; George wollte die »Deutungshoheit« über sein Werk behalten; ein Buch gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde ein »Longseller«; Hugo von Hofmannsthal wollte sich keinem »gruppendynamischen Prozeß« unterwerfen; irgendjemand will bei einem Verlag »andocken«, ein anderer benutzt ein »selbstreferentielles System«, und der arme George darf sich »einbringen« oder »einklinken«. Das ist, exaktes Materialreferat hin oder her, haarsträubend. Es führt übrigens geradewegs zu der herkömmlichen Unart mancher Biografen, ihren Wissensstand mit Mutmaßungen aufzulockern. Die »vermutlich«, »wohl«, »vielleicht« im Text sind nicht zu zählen: »Wahrscheinlich haben sie auch mit Rauschgift experimentiert« – was soll das? Haben sie – der monokeltragende George und seine Jünger – oder haben sie nicht? »So dürfte George«; »wohl ein Geschenk«; »ob es wirklich Zufall war?«; »den er in Berlin kennengelernt haben dürfte«; »aller Wahrscheinlichkeit nach«; »besuchte er wohl Mallarmé« – derlei ist schlichtweg unzulässig. Es ist auch grotesk. Was darf ein Leser mit diesem Satz anfangen: »Vielleicht saß er gerade im Zug nach Darmstadt, als Heinrich Mann am 16. März im Münchner Odeon die Gedächtnisrede auf Kurt Eisner hielt«? Mit dieser Technik wird ein verwaschenes Bild produziert. Gerechterweise muss angeführt werden, dass Thomas Karlauf zum Ende seines Buches eindrücklich klarer wird, wenn er Georges heikles Schweigen 1932 bis 1933 darstellt, den pseudoeleganten, ausweichenden Ablehnungsbrief gegen Ehrungen des neuen Regimes zitiert mit dem Hinweis, das Datum 10. Mai 1933 sei immerhin der Tag der Bücherverbrennung gewesen, und die entscheidenden Sätze Klaus Manns aus seiner Zeitschrift *Sammlung* wiedergibt, die so gespenstisch das Erschrecken jenes berühmten Briefes an Gottfried Benn paraphrasieren:

»Wir hoffen, dass sein Schweigen Abwehr bedeutet … Wenn er enden will, wie er gelebt hat – mit dem untrüglichen Wissen um Reinheit, Lauterkeit und echten Adel, das uns der kostbarste, unveräusserlichste Teil seines Wesens schien – so verharre er gegen dies neue Deutschland in derselben Geste, die ihm das alte abnötigte: das Haupt weggewendet von einem Geschlecht, das sich täglich in eine noch tiefere Schande verstrickt, als die es war, von der er es reinigen wollte.«

Dieses Hoffen gegen allen Zweifel ist so aufrührend deutsch wie aufrührerisch; es fasst tief in das Universum jenes Stefan George, an dessen zersplissene Utopie noch Claus von Stauffenberg mit seinem letzten Ruf vor den Mördern »Es lebe das geheime Deutschland!« mahnte. Der Attentäter des 20. Juli, befreundet mit George und sich zeitlebens als dessen Schüler begreifend, trug einen Ring mit der Inschrift »finis initium«, ein Bezug auf Stefan Georges Gedicht *Ich bin der Eine und bin Beide* und die darin enthaltene Zeile »ich bin ein end und ein beginn«. Schauerlich-schönes Fanal, Rauch von der Lohe eines Dichters der Deutschen, deren schwarze Sternengier er besang wie keiner seiner Zeit.

Thomas Karlauf: Stefan George
Die Entdeckung des Charisma; Karl Blessing Verlag, München 2007; 816 S., 29,95€

ANZEIGE

There is a house in Eisenach

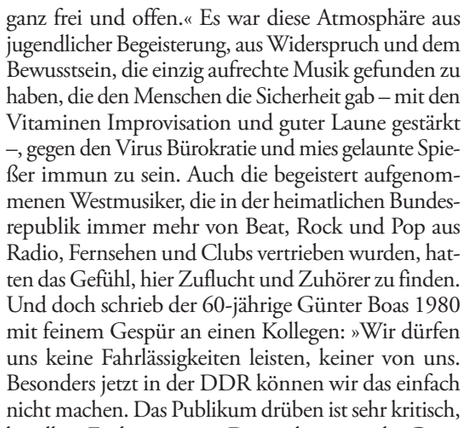
Am Fuß der Wartburg türmt sich ein sagenhaftes Bluesarchiv. Es besteht aus dem Nachlass des Jazz-Papstes Günter Boas und wird ständig ergänzt. Nun ist eine Schiffsladung aus New Orleans angekommen **VON KONRAD HEIDKAMP**

IN DER ALTEN MÄLZEREI ist das Archiv untergebracht, die Sammlung der Konzertveranstalter Lippmann & Rau gehört auch dazu

Vor einem Jahr landete New Orleans in Eisenach. Ein Überseecontainer, gefüllt mit 7000 Schallplatten, mit Büchern, Noten und mehreren Schlagzeugsets, stand am Rande der Stadt von Luther und Bach. Absender: der Schlagzeuger Trevor Richards, seit 25 Jahren wohnhaft in 4938 South Rocheblave Street, in einem der vielen zerstörten Viertel von New Orleans. Empfänger: der Jazzclub Eisenach, wohnhaft in der Alten Mälzerei, Palmental 1. Den Inhalt stiftete der 62-jährige Engländer, der sein Haus in New Orleans nach der Flut aufgeben musste, der Jazzclub übernahm die Transportkosten von 2500 Dollar. Man könnte das Geschäft auch anders beschreiben: Eine lebenslange Liebe zur Musik sucht eine letzte Heimat.

Seltsam trübe Wassertropfen muffeln noch immer aus aufgequollenen Schallplattencover in den Plastikhüllen, manchmal bröselt auch schon der Staub der getrockneten Pappe. Kartonweise stehen und liegen die seltenen Stücke im ersten Stock des Eisenacher Jazzarchivs – überall warten gelbe Gummihandschuhe auf Arbeit. Die Vinylplatten werden in der Plattenwaschmaschine gereinigt, in frische weiße Hüllen gesteckt und mit fotokopierten Coverbildern versehen, der Jazzkenner will Klarheit. Stripteasetänzerinnen auf Plattenhüllen, die New Orleans früher nie verlassen hatten, lehnen an einem Regalmeter Louis Armstrong, *Jazz Piano Rolls* und *Marx Brothers on Radio* stehen neben nie gehörten Aufnahmen von New-Orleans-Paraden, *Billie and Dede Pierce With Vocal Blues And Cornet in The Classic Tradition*, wer kennt die Namen, zählt die Platten?

Zwei Drittel der Schallplatten sind in einwandfreiem Zustand, ein Drittel weist mittlere bis schwere Wasserschäden auf. Manches scheint musikalisch



belanglos, bleibt für die Sammlung aber unverzichtbar. Der vermeintliche Widerspruch löst sich im Konzept des Jazzarchivs Eisenach auf. Kulturamtsleiter Reinhard Lorenz, Herz, Kopf und Seele des Jazzarchivs wie des Jazzclubs, will das »Vermächtnis« nicht alphabetisiert zerstückeln und funktional auf Regale verteilen, er will, dem Gedanken der Kultur als menschliche Praxis von Hermann Glaser folgend, New Orleans seinen eigenen Raum geben, mit den dazugehörigen Büchern, mit dem Schlagzeug von Zutty Singleton, das einst Louis Armstrong begleitete. »Es sind die kleinen Geschichten, die große Geschichte ausmachen, viel mehr, als sie in der ›oberen Etage‹ denken«, sagt der 1952 nahe Eisenach geborene Reinhard Lorenz und deutet auf ein anderes Instrument aus der Schatztruhe, ein zusammenlegbares Schlagzeug – Musik muss beweglich sein.

Der Container aus »Bushland« – wie Trevor Richards es nennt – landete nicht zufällig in Thüringen. In den neunziger Jahren war er mit Bands in Eisenach aufgetreten, hatte den Jazzfan Reinhard Lorenz kennengelernt, ihm vertraut, wie Jahre zuvor ein anderer Musiker, der Bluespianist Günter Boas, der zusammen mit der Oscar Klein Band die DDR bereist hatte und 1978 in Ost-Berlin mit Lorenz Freundschaft schloss. Die Querverbindungen ergaben sich zufällig und doch musiklogisch. Der Saxofonist der Oscar Klein's Bluesmen, Roland Blume, war der westliche Bruder von Manfred Blume, Gründer des östlichen Eisenacher Jazzclubs: 1959 genehmigt und geduldet, offiziell als »AG Jazz Eisenach in der FDJ-Organisation des VEB Automobilwerk Eisenach« geführt. Die essigmatrizenblaue erste Nummer der Clubzeitschrift *Die Posaune* im April 1959 klang hoffnungsfroh: »Hallihalloliebejazzfreunde! Hier soll all das besprochen werden, was euch bezüglich Jazz unklar ist – ganz frei und offen.« Es war diese Atmosphäre aus jugendlicher Begeisterung, aus Widerspruch und dem Bewusstsein, die einzig aufrechte Musik gefunden zu haben, die den Menschen die Sicherheit gab – mit den Vitaminen Improvisation und guter Laune gestärkt –, gegen den Virus Bürokratie und mies gelaunte Spießer immun zu sein. Auch die begeistert aufgenommenen Westmusiker, die in der heimatlichen Bundesrepublik immer mehr von Beat, Rock und Pop aus Radio, Fernsehen und Clubs vertrieben wurden, hatten das Gefühl, hier Zuflucht und Zuhörer zu finden. Und doch schrieb der 60-jährige Günter Boas 1980 mit feinem Gespür an einen Kollegen: »Wir dürfen uns keine Fahrlässigkeiten leisten, keiner von uns. Besonders jetzt in der DDR können wir das einfach nicht machen. Das Publikum drüben ist sehr kritisch, bei allem Enthusiasmus.« Dass sich nun an der Grenze der ehemaligen DDR Leidenschaft und archivarische Genauigkeit treffen, ist kein Zufall.

Der Quelle-Shop liegt neben der Creativen Floristik, daneben Lebensart-Mediterrane, gleich um die Ecke steht das Bachhaus, »das klingende Museum in der Geburtsstadt Johann Sebastian Bachs«. Von hier sind es mit dem Auto nur fünf Minuten bis zur Alten Mälzerei. Reinhard Lorenz, früher aufmüpfiger Sport- und Theaterwissenschaftsstudent, seit 1990 Kulturamtsleiter in Eisenach, fährt vorsichtig, zeigt zur Wartburg hoch, er ist immer im Dienst der Kultur. »Mein Vorbild ist das kulturgeschichtliche Institut von Aby Warburg im Hamburg der zwanziger und dreißiger Jahre. Vom handgeschriebenen Brief über den Zeitungsausriss zum Buch – eine Kulturwerkstatt des Geistes. Das stelle ich mir vor für eine Stadt, die so von der Musik geprägt ist wie Eisenach: Vom Sängerkrieg vor 800 Jahren über die Kirchenmusik bei Luther, Bach ohnehin, von Wagner bis zum Chorwesen als Nebenprodukt der Burschenschaftsbewegung.« Die Ampel schaltet auf Rot. »Und Bach ist ohnehin die Integrationsfigur weltweit, auch im Jazz. Das vergessen die nur immer wieder.«

Ein großes Foto von Günter Boas hängt über dem Sofa an der Längsseite des lichten Raums in der malerisch gelegenen Alten Mälzerei. Im Keller der früheren Kaffeerösterei finden im Musikclub Posaune Konzerte statt, im Parterre und Dachgeschoss hat das Jazzarchiv seit 1999 seinen Platz gefunden. Nimmt man es genau, dürfte keiner protestieren, nennte man es Boas-Jazz-und-Blues-Archiv, abgesehen davon, dass der 1993 gestorbene Günter Boas nachträglich abwinken und zurück ins Bild treten würde. Doch die Perspektive verändert sich, das »International Jazz Archive Eisenach« könnte sich in nächster Zeit mit der Lippmann-und-Rau-Stiftung zu einem thüringischen Universitätsprojekt ausweiten, Kuratoren wie Wim Wenders, Eva Demski, Udo Lindenberg und Ulla Meinecke garantieren öffentliches Interesse. Ganz im Gegensatz zu Günter Boas, der immer im Hintergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit und im Vordergrund von Musik und Menschlichkeit stand.

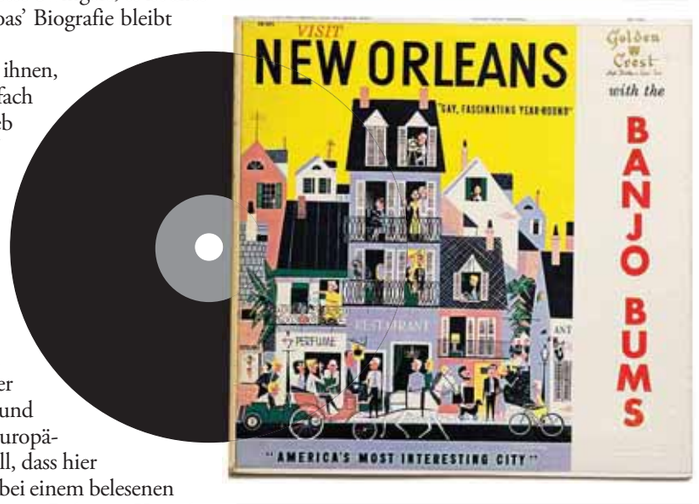
1920 in Dessau, in einer preußisch-protestantischen, deutschnationalen Familie geboren, lernte er früh beide Seiten des Blues kennen. Mit fünf begann er Klavier zu spielen, mit acht schenkte ihm der Maler und Untermieter Wilhelm Impkamp eine Schellackplatte mit einer Aufnahme des *Basin Street Blues* von Louis Armstrong auf dem Label Okeh, und etwa im gleichen Alter zerstörte eine Nervenlähmung mit Knochenatrophie sein Gesicht. Die Krankheit kam erst mit 16 zum Stillstand, da war die linke Gesichtshälfte schon irreparabel eingefallen. Klagen mochte er nie, erzählte lieber von den Fahrten nach Berlin, wo große Tanzorchester wie Heinz Wehner oder Arne Hülphers hin und wieder »*hot*« spielten, wo Jack Hylton gastierte oder das Orchester des Geigers Dajos Bela, mit dem ihn später eine tiefe Freundschaft verband. Schellack an Schellack stehen nun die 20 000 Aufnahmen der »Sammlung Boas« in festen braunen Papphüllen, Tango neben Swing aus Deutschland, *O Tannenbaum* von der Kapelle Sandor Jözsi neben *Creole Love Song* von Duke Ellington auf V-Disc, die deutsche Schlagerkultur der dreißiger Jahre neben dem Benny Goodman Sextett. Das Jazzarchiv ist kein Ort für Puristen, Günter Boas akzeptierte nur die Grenze zwischen guter und schlechter Musik.

Es ist ein deutscher Blues, der hier seine Heimat gefunden hat: Als 19-Jähriger wird er trotz Sehbehinderung eingezogen, seine Freundin, eine Halbjüdin, wird verhaftet, schließlich im KZ ermordet. Er kommt zu den Sanitätern, zählt zu den Swing Heinis, wird 1944 von seiner Zimmerwirtin in Jena bei der Gestapo wegen seines falschen Musikgeschmacks denunziert, landet im Strafgefangenenlager des Flugzeugwerks in Kahla, einem Außenlager von Buchenwald, wo er mit Hilfe eines früheren Professors überlebt. Es ist die Geschichte des inneren Exils einer deutschen Jugend, die im Blues der Schwarzen, im Jazz der USA die einzige Hoffnung für ein anderes Leben sah, die sich von der deutschen Hochkultur und ihrer Kollaboration mit den deutschen nationalsozialistischen Massenmördern lebenslang verabschiedet hat. Als der Krieg zu Ende ist, kommen die Überlebenden aus den Ruinen und bauen sich in den Ruinen ihre Jazzkeller – wie in Frankfurt und Dortmund. Der Blues kennt höchstens den Sängerkrieg. Die auf Servietten notierten Adressen, die Dankesbriefe von Mitgefangenen, die Korrespondenz mit Martin Roman von den Ghetto Swingers, es ist alles da, in Kartons gestapelt, Boas' Biografie bleibt eine Sammlung.

»Er kennt sie alle, lebt mit ihnen, und sie leben mit ihm, einfach weil er ernst macht«, schrieb der deutsche Jazzpionier Olaf Hudtwalcker dem Kollegen Boas an die Wand des Eisenacher Jazzarchivs. »Kein Hobby, sondern Respekt vor der Sache, vor dem Blues … Er ist dem Blues treu geblieben. Sucht ihn, sammelt ihn, lebt ihn. Ich finde, das ist allerhand in der Zeit des deutschen Wunders und des ›versackenden mitteleuropäischen Gehirns‹.« Kein Zufall, dass hier Gottfried Benn zitiert wird, bei einem belesenen Mann wie Boas, der mit Martin Buber in Kontakt steht, mit Ernest Bornemann, dessen Bücherregale Ernst Toller ebenso umfassen wie Ossip Mandelstam, Joseph Roth, Peter Hille wie die wunderschönen Malik-Bände. »Er hat jedes Buch gelesen«, bemerkt Lore Boas, seine faszinierende Frau – heute in Lünen lebend –, die er 1959 in dem Laden Schallplatte in Dortmund kennenlernte und heiratete. »Er war immer konsequenter Humanist, Anarchist, vor allem aber Pazifist, und das durch und durch.« Keine Frage, dass dieses Leben eine Einheit ist, dass die unzähligen Geschichten nur in der Person eine Geschichte ergeben. »Es ist nicht beabsichtigt, diese ›Inseln‹ aufzulösen«, ergänzt Reinhard Lorenz, während die 81-jährige Lore Boas sich die nächste Zigarette in die Spitze steckt.

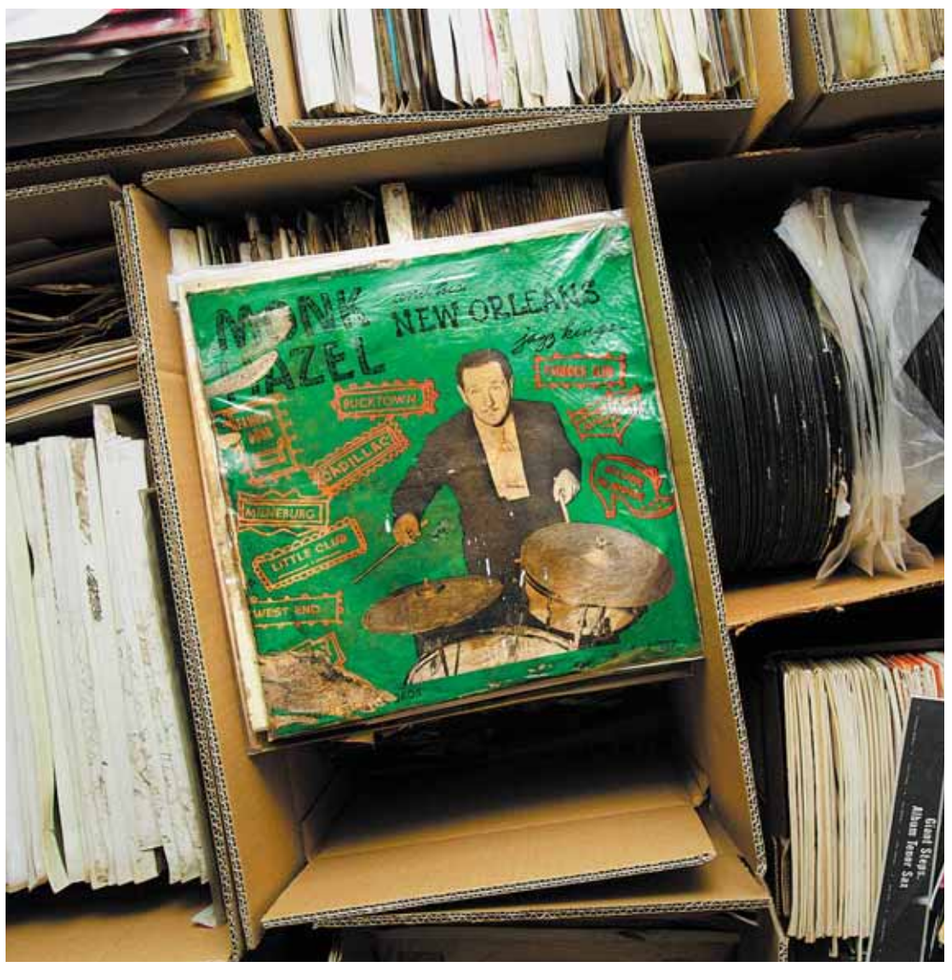
Boas' private und musikalische Freundschaften nach dem Krieg würden jedes Festival füllen. Mit den Sängerinnen Ella Fitzgerald oder Victoria Spivey, mit den Bluessängern Big Bill Broonzy oder Sonny Terry, mit Dexter Gordon, Buck Clayton oder Sonny Criss, mit Louis Armstrong, dem er die heiß vermisste »Deutsche Lippensalbe« schachtelweise in die USA schickte. Und wer, außer Günter Boas, der alle Aufnahmen der »Queen of the Blues«, Bessie Smith, im Original besaß, hätte im AFN jene legendäre Sendung *Blues For Monday* konzipieren und schreiben sollen? Die Army? 15 Minuten, jeden Montag von 1949 bis 1959, die Manuskripte liegen in Eisenach.

Den Ausdruck »Blues-Papst« mochte er nie, er mied die Öffentlichkeit, im Gegensatz zum »Jazz-Papst« Joachim-Ernst Berendt, der Boas in seinem Buch *Blues* 1957 dankte, »dass er einen der besten Blues-Spezialisten für die Mitarbeit gewinnen konnte«. Bezeichnend, dass das bahnbrechende American Folk Blues Festival, das seit 1962 die vergessenen Blues-Heroen nach Europa brachte und nicht nur die Rolling Stones inspirierte, von Boas keine Notiz nahm. Vermutlich half ihm der Blues über einige Enttäuschungen hinweg. Big Bill Broonzy, der 1958 starb, erzählte einmal jene Geschichte aus dem Süden, als sein Onkel einer Wasserschildkröte den Kopf abschlug, die diese Tatsache jedoch ignorierte und zum Wasser zurückkroch. »Schau dir diese Schildkröte an! Sie ist tot und weiß es nicht.« Und Big Bill Broonzy folgerte: »So ist es heute mit vielen Leuten. Sie haben den Blues und wissen es nicht.« Günter Boas hatte den Blues, und er wusste es. Dies ist der gefühlte Grundstein der Sammlung.



GÜNTER BOAS, der Schattenmann des Blues, zuhause vor der Sammlung seines Lebens, die er Eisenach vermachte (links)

PLATTEN und Instrumentenkoffer aus dem Container des Schlagzeugers Trevor Richards



60 000 Platten und CDs umfasst das Jazzarchiv Eisenach zurzeit. 3000 Bücher, 45 000 Zeitschriften ob *Down Beat* oder *DU,* 2000 Poster, Plakate und Fotografien von Günther Kieser bis Mara Eggert, über 50 000 Artikel von der *New York Times* bis zur *Rudé Právo.* Montagabends wird von Freiwilligen des Jazzclubs sortiert, ausgeschnitten und katalogisiert – von Buchhändlern, pensionierten Lehrern, Schülern und Studenten. Nicht die pure Menge fasziniert, die in den Metallregalen ruht – die weist auch das renommierte Jazzinstitut in Darmstadt auf –, es ist die liebevolle Präsentation, die jedem Neuzugang seinen Platz schafft. Ob sie sich »Sammlung Fritz Marschall« nennt, die mit beängstigender Korrektheit Platte an Platte, CD an CD, Leitz-Ordner an Leitz-Ordner, millimetergenau ausgerichtet, vorzeigt, »Sammlung Benno Walldorf« unter anderem mit nie gesehenen Fotografien etwa von Gerry Mulligan und John Lewis, ob es die frisch eingetroffenen 6000 Platten von Fritz Rau samt leuchtender Wurlitzer oder es die »nur« 800 Platten des Sammlers Lienhard Roßberg sind, mit seinem Schatz aus tschechischen oder deutschdemokratischen Republikplatten. Wohin damit, wenn die Nachkommen kein Interesse haben? »Wie es kam, dass ich Sammler wurde«, ist dessen schreibmaschinengetipptes Vermächtnis überschrieben. Die Geschichten hinter den Plattenstapeln sind unverzichtbarer Teil, oft lebendiger als die Musik.

Das Leben leuchtet, wenn da zwei tiefschwarz gewandete Schülerinnen aus dem angrenzenden Elisabeth-Gymnasium wie inszeniert auf dem Sofa unter dem Boas-Bild Platz nehmen, sich weiße Stoffhandschuhe überziehen und in alten Ausgaben der zum Teil verbotenen *Posaune* blättern, der Facharbeit wegen. Eine naturgegebene archivarische Melancholie liegt über der Alten Mälzerei, die mit der Sammlung Horst Lippmann, der 1926 in Eisenach geboren wurde und 1997 starb, nun auch räumlich erweitert werden soll, die auf Wände wartet, um die großartigen Plakate und Fotografien zu hängen, die auf die Sammlung von Siegfried Schmidt-Joos hofft oder die Oreos-Bücher von Walter Lachenmann. Die im Raum verstreuten Abspielgeräte erzählen vom Verlust der Zeit, die Grammofone mit Kurbel, die Grundig-Tonbandgeräte, das geliebte Uher Report 4200 Stereo oder die rot-weißen Pappschachteln mit dem Magnetophon Band BASF Typ LGS35. Doch da verbreitet der rastlose Kulturamtschef Reinhard Lorenz zusammen mit dem Gründungsmitglied und Druckereibesitzer Daniel Eckenfelder jene Verbindung aus Begeisterung und pragmatischem Denken, die das Archiv ins Heute zurückholt. Mit der »Lippmann-und-Rau-Stiftung für Musikforschung und Kunst« ist der Grundstein auch für eine Erweiterung in Richtung Rock- und Popmusik gelegt, mit der Überlassung – »der Zustiftung« – des Gebäudes und Geländes der Alten Mälzerei vonseiten der Stadt an die Stiftung die Selbstverwaltung gesichert und mit der Genehmigung einer Forschungsprofessur thüringischer Universitäten vor allem in Verbindung mit der Musikhochschule Weimar die Garantie gegeben, dass die Schätze weder ungehört noch ungelesen in den Regalen ruhen werden. Reinhard Lorenz nickt, das Konzept nimmt Realität an.

Ein leicht resignativer Schleier bleibt, der sich über das Erbe aus Übersee legt, über die Schellacks oder die liebevoll gerahmten Fotografien: Weiß denn der Onkel in Amerika, wie sehr wir seine Musik lieben? Als Günter Boas 1963 beim American Folk Blues Festival erfuhr, dass die von ihm bewunderte Bluessängerin Mamie Smith anonym in einem Armengrab beerdigt ist, organisierte er ein Benefizkonzert in Iserlohn, seinem damaligen Jazz-Lebenszentrum, und überredete einen Steinmetz, für die erspielten 400 D-Mark einen Grabstein zu meißeln. Der wurde dann portofrei mit der *Iserlohn,* die von Hamburg aus Tannenbäume in die USA transportierte, nach New Orleans gebracht. Von dort nach New York. Doch weder erlaubte man Boas zum dortigen Benefizkonzert einzureisen, da er nach 1945 kurzfristig in die KPD eingetreten war, noch genehmigte die Friedhofsverwaltung des Frederic Douglass Cemetery die Aufstellung des Grabsteins. Jahrelang lagerte der Grabstein »Mamie Smith 1903–1946 – First Lady of the Blues« im Schuppen eines Freundes. Lore und Günter Boas hatten ihn schon aufgegeben, als sie zufällig erfuhren, er habe seinen rechtmäßigen Platz gefunden. Irgendwann werden sie auch drüben erfahren, dass Blues und Jazz jetzt in Eisenach wohnen.

Fotos (Ausschnitt): Nikolaus Brade für DIE ZEIT; Boas auf einem Privatfoto ca. 1990

100 KLASSIKER DER MODERNEN MUSIK

Das Trio aller Trios

Jazz ist eine grausame Kunst. Verdient sie ihren Namen, ist sie nicht voraussehbar: *»the sound of surprise«* (Whitney Balliett). Das heißt, Jazz ereignet sich. Je verbissener einer das Unerhörte herbeizwingen will, desto sicherer verpasst er es. Jazz verlangt vom Improvisator Konzentration, aber gleichermaßen Entspanntheit, eine Art hellwache Beiläufigkeit. Dementgegen gab es in dieser Musik lange so etwas wie ein Innovationstrauma. Wie Bill Evans sagte: »Diese ganze Fragerei danach, wer der ›Modernste‹ ist! Statt: wer macht die schönste, menschlichste Musik? Das Schönste kann sich ja durchaus auch als das Modernste herausstellen, aber das Avantgardistische zum einzigen Kriterium zu machen ist fast zu einer Seuche geworden. Vor allem im Jazz.«

Die Aufnahmen, die der Pianist mit seinem Trio an einem Junitag im New Yorker Club Village Vanguard 1961 einspielte, waren sowohl schön als auch »avantgardistisch« (wenn das meint, dass solches noch nie zu hören war). Bill Evans, der schon eine entscheidende Rolle spielte bei der Entstehung von Miles Davis' epochaler Platte *Kind of Blue* (1959), verwandelte das Piano-Trio, bis dahin das banalste Format des Jazz (ein von Bass und Schlagzeug begleitetes Klavier), in eine komplexes Interaktionskollektiv. Scott LaFaro, sein Partner am Kontrabass, transzendierte das bislang auf seine Basisfunktionen beschränkte Instrument zu jubelndem Gesang in den obersten Registern, und am Schlagzeug spielte Paul Motian nicht mehr den Grundrhythmus, er umkreiste den Beat und provozierte ihn. Dies war die Erfindung und zugleich der Gipfel

75
Bill Evans: Ein Sonntag im Village Vanguard

dessen, was seitdem als *interplay* aus der Kultur des Jazz-Pianotrios nicht mehr wegzudenken ist, bis hin zu Keith Jarrett.

Evans/LaFaro/Motian beschränken sich an jenem 25. Juni 1961 auf ein enges Repertoire, zur Hauptsache Standards, die sie mit sparsamsten Verschiebungen in große neoimpressionistische Kleinkunstwerke verwandelten. Evans war ein Meister der Verschattung und des gebrochenen Schönklangs, einerseits. Anderseits setzte er mit den fiebrigen Linien der rechten Hand den Bebop von Bud Powell und die lineare Kunst von Lennie Tristano fort. Daher kam die Spannung. Und aus dem Umstand, dass so viel Schönheit meist einer lebenslangen Gefährdung abgetrotzt war. Als Bill Evans 1980 mit wenig mehr als 51 Jahren starb, endete abermals ein Kapitel aus der Tragödie »Jazz und Drogen«.

Der Tag im Vanguard war eine Art Kairos, das Zusammentreffen vieler glücklicher Umstände, festgehalten in einer Zweispuraufnahmetechnik, die keinerlei spätere redaktionelle Kosmetik zuließ. Hic et nunc und verweile, Augenblick. Wie meist in Evans' Leben war auch in diesem Fall »das Schöne nichts als des Schrecklichen Anfang« (Rilke). Dieses Trio aller Jazz-Pianotrios spielte hier zum letzten Mal zusammen. Zehn Tage später erlag LaFaro einem banalen Autounfall. **PETER RÜEDI**

Foto: ©Rue des Archives/FIA/SV-Bilderdienst

Bill Evans: The Complete Village Vanguard Recordings, 1961 (Riverside/Inakustik)

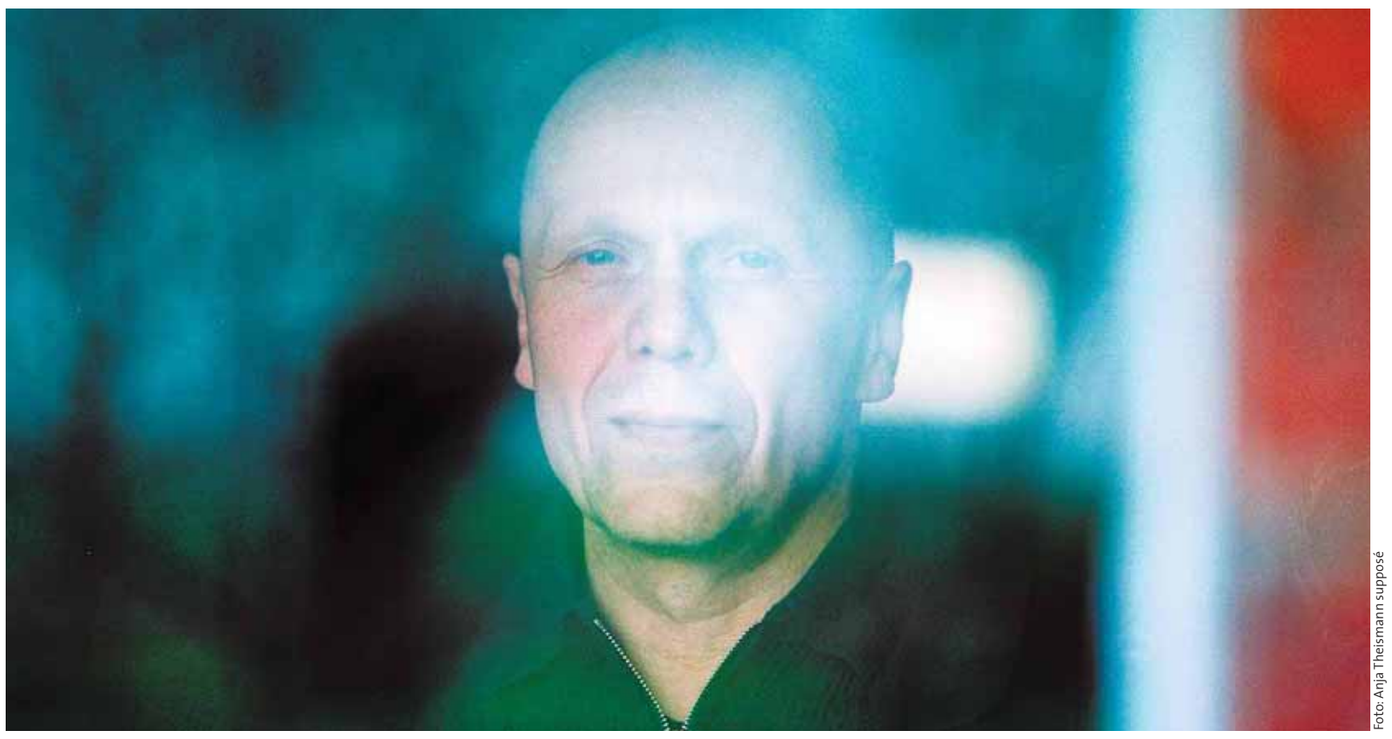


Foto: Anja Theismann supposé

Am Äther saugen

HÖRBUCH: Georg Kleins Roman »Libidissi« und andere Albträume **VON KONRAD HEIDKAMP**

Es riecht in diesen Geschichten. Ein bisschen modrig und feucht, nach Mauern, der Luft, den Treppen, den Möbeln, und so ist es nicht abwegig, wenn der Schriftsteller Georg Klein seine Texte an verschiedenen Orten in seinem Bauernhaus im Ostfriesischen liest, im Keller, im Schuppen, in der Küche. Dem Geruch dieser Erzählungen ist kaum zu entkommen, außer man flieht in rational durchaus nachvollziehbare Einwände, hält diese Prosa für stilistisch überkandidelt und inhaltlich abstrus. Helle Begeisterung oder kopfschüttelnde Ablehnung – ein Dazwischen gibt es nicht bei Georg Klein.

Das mag davon kommen, dass seine Geschichten im Dazwischen spielen: zwischen handfester Gegenwart und zerbröselnder Vergangenheit, zwischen Wissenschaft und Aberglaube, zwischen Schönheit und Verfaulendem. Um Gott und den Teufel geht es sowieso. In *Antennen* steigt Kevins kleiner Bruder, der einen Hang zu bösen Mädchen wie Mareike hat, auf den Teufelsberg in Berlin, um mit »am Äther saugenden« achteckigen Antennen Kontakt zum Leibhaftigen zu finden. In *Shanghai Schicksal* verknüpft sich die akustische Vernissage eines Hörbuchverlegers in Köln mit einem entführten »Kulturschurken« in Shanghai zu einer »eurasischen Performance«. In *Europa erleuchtet,* der vielschichtigsten Geschichte aus *Schlimme schlimme Medien,* stoßen die metaphysischen Vampirjäger, ein Professor und sein kambodschanischer Nachtpavian, auf einen greisen Wiedergänger – im »Spielcasino Bohemia« verborgen –, der sich als Bruder Kyrill aus Byzanz entpuppt. Kyrill und Method – die Erinnerung an die Einheit der Kirche hat sich im Gehäuse eines einarmigen Banditen in Prag versteckt.

Die weiche Stimme Georg Kleins, ein hochdeutsch-schwäbisches Augsburgensisch, bewahrt das doppeldeutige Raunen, verfällt manchmal gar in den Singsang katholischer Geistlicher, die das Böse beschwören und damit bannen wollen. Das Tier im Menschen beschäftigt Klein ebenso wie das Menschliche im Tier – *Meine Tierheit*. Er spricht, als könne er nur durch wohlgesetzte Worte den Ausbruch des Chaos verhindern.

Zurückgenommen und daher aufregend klingt Ulrich Noethen, wenn er die (leicht gekürzte) Fassung des zehn Jahre alten Erstlings von Georg Klein, *Libidissi,* liest, eines Monolithen der deutschen Literatur. Wie in einem Film von Orson Welles ist die Realität im Netz eines Traumes eingesponnen. Der deutsche Agent Ich=Spaik läuft durch eine nordafrikanische Stadt, er soll von zwei Nachfolgern liquidiert werden, man liest's, als treffe Grahame Greene auf Josef K. Die Agentengeschichte spiegelt sich in einem klebrigen Szenario zwischen Orient und Okzident, zwischen platt und hochkomplex: verschlüsselte Nachrichten, durch Rohrpostsendungen zugestellt, Cola-Getränke, mit Bakterien aus dem Darm von Schlachtkälbern vergoren, Ärzte versprechen mit erhobenem rechten Arm Heil(ung). Georg Klein hat das Wundern nie verlernt. Hebt er den Telefonhörer ab, erwartet er noch immer das Unerwartete. Und so hören sich seine Geschichten an.

Georg Klein: Libidissi
Gelesen von Ulrich Noethen; Deutsche Grammophon; 4 CDs; 5 Std. 16 Min., ca. 26 €

Georg Klein: Schlimme schlimme Medien
Gesprochen vom Autor; Suppose; 2 CDs, 117 Min.; 24,80 €

WILLEMSEN HÖRT

Hochseilartisten

Jetzt, da auch er gegangen ist, auch er ein Letzter, sehe ich ihn wieder vor mir, wie er in unser Fernsehstudio kam, im grauen Nadelstreifen, die Legende, nach der im Londoner Stadtteil Brixton ein Park und eine Straße benannt sind, und ich stand da, ein windiger Fernseh-Schwadroneur mit theatralischen Möglichkeiten, Respekt zu demonstrieren, und bat um irgendwas. Da sagte **Max Roach:** *»I am here to serve.«* Das hatte in diesem Studio nie jemand gesagt, und es war ein erstaunlicher Satz aus dem Mund eines Mannes, der unermüdlich bis zuletzt unversöhnlich auf der Befreiung seiner Brüder und Schwestern von allem bestanden hatte, was *»service«,* Dienst unter Weißen, hieß. Ein Gesinnungstäter, aber auch ein musikalischer Extremist. Kein Diener, ein Dienender. Andere musikalische Werke wären unter so viel Botschaft zusammengebrochen.

Doch wo hat die seismische Aktivität ihren Ursprung, die in der Musik des Jazz immer das große Beben ankündigte? In der Rhythm Section. Und wer saß immer wieder, wo die Wellen entstanden? Max Roach, hinter Charlie Parker, Thelonious Monk, Bud Powell, Charles Mingus, Miles Davis, *you name them.* Ja, er wollte nach dem Diktum von Arthur Rimbaud »absolut modern sein«, aber noch mehr wollte er den Beitrag seines Kontinents, des afrikanischen, zur Musik des 20. Jahrhunderts entwickeln und ihm Platz verschaffen in der Kulturgeschichte wie auf den Bühnen.

Den am leichtesten passierbaren Eingang in dieses Werk findet man auf der Doppel-CD *Alone Together* (Mercury), dem Besten, das von den gemeinsamen Aufnahmen mit dem Trompeter Clifford Brown erhalten ist. Die Geschichte dieser beiden Versessenen ist glücklich. Jede Begegnung hatte Momentum, war Ereignis, ungeachtet des Resultats. Was immer der eine auch gerade in sich fand, der andere würde einen Weg finden, es aufzufangen und verwandelt zurückzugeben. Das klingt nicht elegant oder gepflegt, sondern unbehauen, rau, manchmal schroff. Clifford Brown setzt seinen breiten Ton, mal aggressiv, mal ganz gesanglich ein, und Max Roachs unterlegt ihn knusprig. Als der Trompeter 25-jährig bei einem Autounfall stirbt, schließt sich Max Roach ein und betrinkt sich. Für die Musik waren die paar Jahre, die sie hatten, eine kleine Ewigkeit. **ROGER WILLEMSEN**

Foto: Wolfram Mehl/Interfoto

Als Frank Seltsam die Leichen stapelte

KINO: Oskar Röhlers »Gentleman« war ein Film für die Nachtvorstellungen der Berliner Hinterhofkinos **VON ANKE LEWEKE**

Es war der Serienkillerkult der neunziger Jahre, Henry Lee Lucas, Hannibal the Cannibal und Patrick Bateman hießen die neuen Helden der Populärkultur. Bateman, der mordende Markenfetischist aus Bret Easton Ellis' *American Psycho* wurde denn auch das Vorbild für Oskar Roehlers 1995 entstandenen Erstlingsfilm *Gentleman.* Erzählt wird von einem gut gekleideten jungen Mann namens Frank Seltsam, der in einer leeren Berliner Wohnung blutige Leichen stapelt. In Hemd und Fliege begrüßt er Edelprostituierte, schließt sie mit Handschellen an die Heizung und quält sie.

Roehlers Film wurde aus einer kleinen Erbschaft finanziert und entwickelt gerade durch die knappe Ausstattung beträchtlichen Charme. Dem großzügig verklecksten Blut sieht man die Herkunft aus der Ketchupflasche an, die kargen Wände verbinden sich mit der Unbehaustheit des Killers. Theatralisch reißen die meist weiblichen Opfer die Augen auf und schreien so gestellt hysterisch, als seien sie einem B-Movie entsprungen. Das krude Werk avancierte schnell zum Nachtvorstellungshit der Berliner Hinterhofkinos. Und doch ist *Gentleman* mehr als nur die trashige Replik auf ein Zeitgeistphänomen. Schon von diesem ersten Roehler-Helden geht eine Melancholie aus, der man auch bei späteren Figuren begegnet. Wie einen Staffelstab hat der Gentleman-Killer seine sexuelle Obsessionen an Moritz Bleibtreu *(Agnes und seine Brüder, Elementarteilchen)* und André Hennicke *(Der alte Affe Angst)* weitergegeben. In all diesen Filmen wird der Exzess zum Vergrößerungsglas für die Befindlichkeit von Helden, deren Verzweiflung zu tief und deren Sehnsucht zu groß für das Leben ist.

Gentleman erscheint unter dem Label Debütfilme, gegründet von der Filmgalerie 451 und dem Filmmagazin *Schnitt.* Zum Selbstverständnis gehören ausführliche, konzentrierte Gespräche mit den Filmemachern: Begeistert wie ein kleiner Junge, der seinen ersten Streich immer noch nicht fassen kann, versetzt sich Roehler in seine chaotischen Anfangsjahre zurück. Er erzählt von illegalen Drehorten und spontanen Orgien, von Undergroundgefühlen und vom echten Heroinschuss, den sich der inzwischen verstorbene Hauptdarsteller vor der Kamera setzte. Roehlers zweiter Film *Silvester Countdown* entstand übrigens aus der nächsten Erbschaft.

Oskar Roehler: Gentleman
Filmgalerie 451/Schnitt Verlag, 1 DVD, 60 min

Die ZEIT empfiehlt

Neue Jazz-CDs

Kornstad: Single Engine
Jazzland/Universal
Der schwedische Saxofonist Hakon Kornstad aus dem Kreis um Bugge Wesseltoft hat sich ganz allein auf den Weg gemacht. Spielt mit sich selbst, mit Klarinettenmundstück und viel Gefühl für warme, wunderbare Klänge

Sebastian Gramss/Underkarl: Goldberg
Enja 9184
Ein Quintett u. a. mit der Posaune von Nils Wogram, dem Bass und den Kompositionen von Sebastian Gramss ehrt Bach, indem es ihn dehnt, zerrt, zerliebt und sich verbeugt. Große Mutation!

Marc Copland/Gary Peacock/ Paul Motian: Voices
Pirouet 3032, www.pirouetrecords.com
Nach dem grandiosen, untergegangenen Vorläufer »New York Trio Recordings Vol. 1 – Modinha« nun die zweite Poetik eines Pianotrios, dessen Musik für die Insel gemacht ist. Der Bass von Gary Peacock ist allein jede Reise wert

Alles mit Gefühl

Der Tod Dianas vor zehn Jahren hat Großbritannien verändert. Das Land ist nicht mehr so tolerant, wie es einmal war VON REINER LUYKEN

Vielleicht wäre es auch ohne den Diana-Schock so gekommen. Vielleicht hätte Tony Blair sich gar nicht vor die Fernsehkameras stellen und die geschiedene Frau des Thronfolgers mit gebrochener Stimme zur »Prinzessin des Volkes« verklären müssen. Dass Großbritannien sich grundlegend verändert hat, seit sie vor zehn Jahren bei einem Autounfall in Paris ums Leben kam, mag alle möglichen Gründe haben. New Labour hatte wenige Monate zuvor ein ausgepumptes Tory-Regime abgelöst. Cool Britannia glitzerte verführerisch.

Doch wer redet heute noch von Cool Britannia? Blair ist zwei Monate nach seinem Abtritt so gut wie vergessen. Nur die »Prinzessin der Herzen« bleibt allgegenwärtig – Diana und ihr Schatten. In einer Umfrage der BBC nach den »größten Briten« schnitt sie besser ab als Darwin, Shakespeare und Newton. Der *Daily Express* hebt Diana fast täglich auf die Titelseite mit immer neuen, angeblich ungeklärten Hintergründen ihres Todes. Die gerichtliche Untersuchung des Unfalls ist immer noch nicht abgeschlossen, sie fällt gründlicher aus als die Aufarbeitung des Irakkrieges. Viele Briten begreifen das Ende der Prinzessin als eine Verschwörung des Ancien Régime gegen das damals gerade befreite Volk.

Nach der Todesmeldung drängten drei Millionen Menschen tränenschwanger zum Buckingham Palace. Wildfremde Menschen trockneten ihre Augen mit gemeinschaftlichen Taschentüchern, sie teilten Getränke, Sandwiches und Gefühle. Sie legten Blumen nieder, Tausende und Abertausende Buketts, schließlich waren es über eine Million Sträuße, Beileidskarten und Plüschtiere. Sie verlangten die Queen zu sehen. Sie verlangten, dass die königliche Flagge auf Halbmast gesetzt werde.

Aber die Queen verbrachte ihren Sommerurlaub auf ihrem Jagdschloss in den schottischen Bergen. Sie dachte gar nicht daran, schnurstracks nach London zurückzukehren. Der Mast für die königliche Standarte stakste unbeflaggt in den Himmel. Das Volk murrte, die Stimmung nahm eine fast revolutionäre Wendung, die Monarchie wankte.

Eine Spur von Unmut ist bis heute geblieben. Er richtet sich nicht so sehr gegen die Person der Königin als gegen die Institution der Monarchie. Die hat viel von ihrem Nimbus eingebüßt. Viele Linksintellektuelle glauben darin den Beginn einer demokratischen Emanzipation Großbritanniens zu erkennen. Diana, sagen sie, habe den Anstoß gegeben, sie habe sich als Erste gegen die Diktatur der Windsors durchgesetzt. »Das Ergebnis ist greifbar, das darf man nicht vergessen«, schrieb einer von ihnen im *Independent*. Sie feiern den kollektiven Gefühlsausbruch nach dem Tod als Sieg einer »Arbeiterkultur« über das unerschütterliche Haltungbewahren, angeblich eine Tugend des Mittelstandes und der Oberklasse. Zum ersten Mal habe sich ein menschliches Grundbedürfnis nach kommunaler, verbindender Erfahrung offen artikuliert, ein Bedürfnis, das in der modernen Gesellschaft, die das Volk atomisiere und die Menschen einsam mache, nicht weiter beachtet worden sei.

Die irrationalen Blüten, die das Sehnen nach gemeinsamer Trauer trieb, scheinen diese intellektuellen Jünger des Diana-Kults nicht stutzig zu machen. Vor dem Buckingham Palace bedrohte die Menge damals einen Touristen, der in aller Unschuld einen Teddybären aufgehoben hatte. Im St. James's Palace, der Residenz des Prinzen Charles, sei es zu einer Erscheinung der Prinzessin in einem Ölporträt Charles I. gekommen, hieß es. Ein Mann gestand im Fernsehen, er habe mehr Tränen über ihren Tod vergossen als über den seiner Frau. Viele Zeitungsläden weigerten sich, das satirische Magazin *Private Eye* zu verkaufen, das sich darüber lustig machte, wie Diana von den Medien erst als männerfressendes Flittchen geschmäht und dann als heilige Märtyrerin verehrt wurde. Im Monat nach Dianas Begräbnis schnellte die Selbstmordrate von Frauen zwischen 25 und 45 Jahren – Diana war 36 Jahre alt – um 45 Prozent in die Höhe.

Der Bocksgesang der Millionen mutierte zu einer völkischen Betroffenheitstyrannei. Er hatte, wie die feministische Romanschriftstellerin Joan Smith feststellte, etwas Selbstgefälliges an sich, »als ob ihr Tod uns plötzlich offenbarte, was für ein einfühlsames, intuitives Volk wir sind«. Wer sich der Trauer entzog, weil er die Betroffenheit nicht teilte oder weil Diana ihn schlicht nicht interessierte, wurde als Außenseiter wahrgenommen, gefühlskalt und abgestumpft.

Die Gefühlsdespotismus wurde zum britischen Dauerzustand. Ein Kindsmord ist heute in erster Linie nicht ein schreckliches Verbrechen, sondern ein Ereignis, das unserer Solidarität bedarf. Das Verschwinden der dreijährigen Madeleine McCann am 3. Mai dieses Jahres in Portugal zog einen Wildwuchs gelber Armbänder und Schleifen nach sich, überall flattern sie an Autoantennen und Zäunen. Wer sie nicht flattern lässt, verrät Mangel an Gemeinschaftssinn.

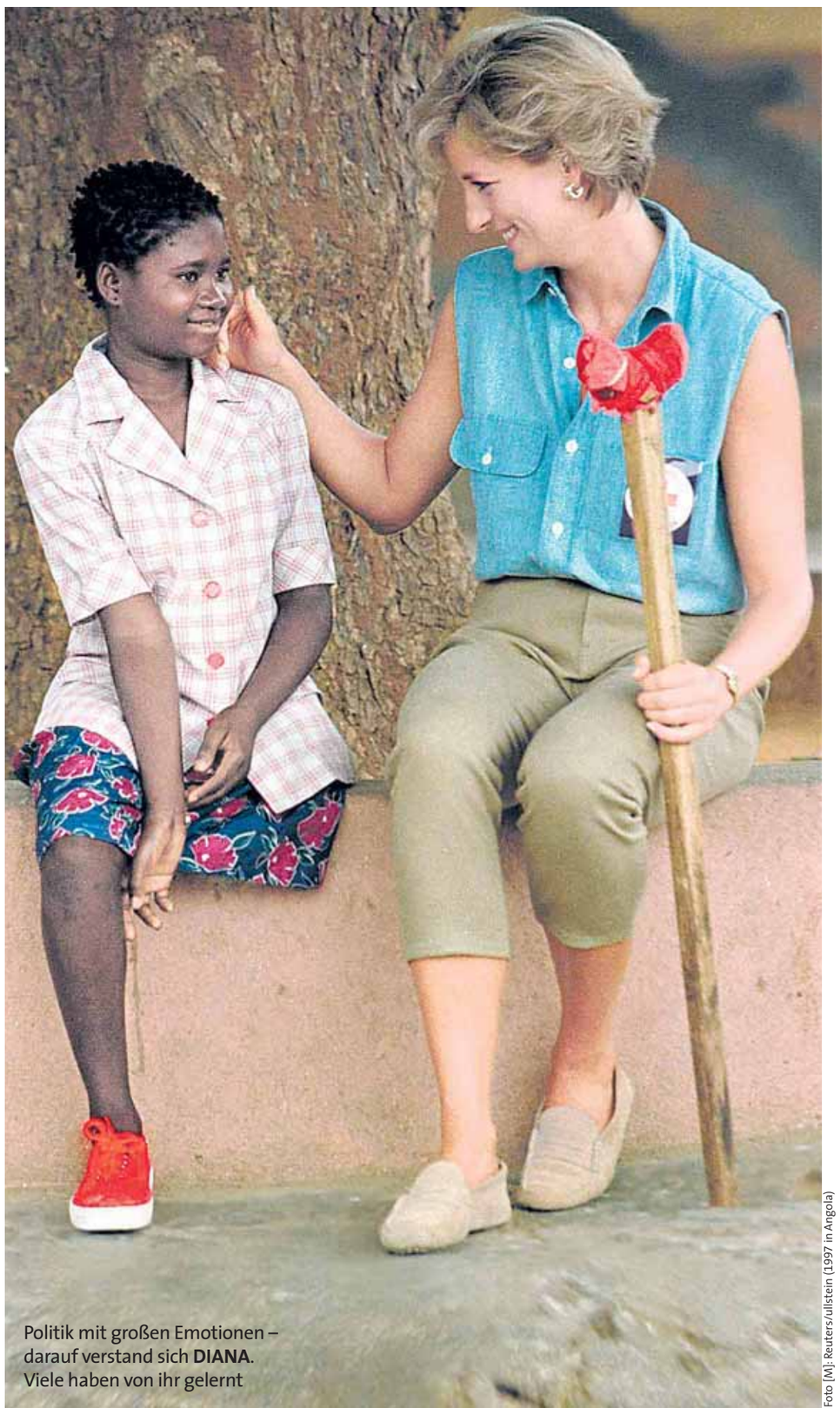
Die Instrumentalisierung der Gefühle dehnt sich auf Lebensbereiche aus, die nichts mit Trauer und Unglück zu tun haben. Im Prinzip darf zwar jeder dazugehören, ganz gleich, ob schwarz oder schwul, schließlich schloss schon Diana aidsinfizierte Kinder in die Arme und war bestens mit dem homosexuellen Popstar Elton John befreundet. Aber der Einschluss kommt nicht ohne Preis – die von Politikern inflationär benutzte Forderung nach wechselseitiger Wertschätzung. Der englische Begriff heißt *to cherish.* Er kommt von dem lateinischen Wort für »lieb und wert«. Wer »einer von uns« sein will, muss die Gemeinschaft »lieb und wert« halten – und umgekehrt deren Gunst erringen, eine dem britischen Sinn für Spott und Ironie ganz wesensfremde Haltung. Man mokiert sich nicht mehr, schon gar nicht über menschliche Schwächen und Marotten. Oder man wird zum Außenseiter, zum Nestbeschmutzer.

Die Emotionalisierung des Gesellschaftlichen schlägt sich in der Politik nieder. In Schottland dürfen Gemeinden seit zwei Jahren Großgrundbesitzer enteignen. Die »Landreform« führt zwar schnell zu Zuständen, die an George Orwells *Animal Farm* erinnern. Doch wer (wie ich) die, die jetzt gleicher als die anderen sind, als Journalist oder Nachbar aufs Korn nimmt, setzt sich kommunaler Rage aus.

Der konservative Philosoph Roger Scruton dachte kürzlich in einem Essay über die Rolle von Ressentiments als einer fundamentalen Komponente sozialer Emotionen nach. Jede Gesellschaft, meinte er, identifiziere Außenseiter und schließe sich gegen sie zusammen. Die Ächtung des Außenseiters erlöse die Einzelnen von ihren Rivalitäten und führe so zu ihrer Versöhnung. Natürlich war auch die Insel nie frei von solchen Emotionen. Aber sie waren eher unaufdringlich. Heute ist Großbritannien weniger tolerant. Das ist das eigentliche Vermächtnis Dianas.

Ich lebe seit dreißig Jahren auf der Insel, immer in demselben Dorf. Obwohl ich mittlerweile britischer Staatsbürger bin, fühle ich mich heute fremder als vor einem Jahrzehnt. Der Kreis der Freunde ist geschrumpft. Diejenigen, die sich für die Säulen der »Dorfgemeinschaft« halten, machen keinen Hehl daraus, dass ich nicht dazugehöre. Mal wird mir eine »Junkermentalität« nachgesagt, mal erkundigt sich jemand bei meiner Frau, ob ich Jude sei. Eine Nachbarin schrieb in unserer Lokalzeitung, ich solle mich unterordnen oder davonmachen.

Diana persönlich kann ich das nicht ankreiden – aber wohl dem ranzigen Konformismus, der seit ihrem Tod die Volksseele vergiftet. Und der falschen Selbstgewissheit, die sich damals Bahn brach und die gegen jede Kritik resistent ist.



Politik mit großen Emotionen – darauf verstand sich **DIANA**. Viele haben von ihr gelernt

Foto [M]: Reuters/Ullstein (1997 in Angola)

Siehe auch LITERATUR, SEITE 62

Audio www.zeit.de/audio

HARRY ROWOHLT

Pooh's Corner

Meinungen eines Bären von sehr geringem Verstand

Wieder ein Übersetzungsantrag. 595 Riesenseiten. Wenn ich das mache, brauche ich mir um die Strukturierung meines Lebensabends keine Sorgen mehr zu machen. In den ersten anderthalb Absätzen zweimal *»as«* und siebenmal *»like«,* aber nicht im Sinne von *»As you like it«,* sondern der Autor vergleicht für sein Leben gern, nicht jedoch, was ich ihm gegönnt hätte, Äpfel mit Birnen, sondern die untergehende Sonne mit einer Melone, den August mit Holz, den August mit Licht, Gespräche mit Holzaugen, Veranden mit Streikposten, Veranden mit ragenden Felsen, Unruhe mit Kaugummi am Hosenboden. »Nicht vergleichbar? Na, dann nicht«, beschloss Robert Gernhardt ein Gedicht über vergleichende Literatur, aber das konnte der Autor nicht kennen, und wenn er es gekannt hätte, hätte er es verglichen.

Seit knapp drei Wochen beschäftigt mich eine Frage wie ein im Kropf des eigentlichen Bettes verlegter Kragenknopf (Flann O'Brien) bzw. wie ein im Schnupftuch vergessenes Rasiermesser (Bohumil Hrabal): Warum gibt es kein Sauerkraut aus Rotkohl?

Der Rabe, das *Magazin für jede Art von Literatur,* lenkt mich erst mal ab. Ich soll ein paar Bücher empfehlen (»Der Rabe rät«) oder verwerfen (»Der Rabe rät ab«). Das ist leicht, das geht schnell, da bediene ich mich vom Nachttisch, dessen Belag im Frühdämmer wirkt wie, na, wie die Skyline von Manhattan vor Nine-Eleven, aber ohne Chrysler Building. (Der beste Kommentar zu Nine-Eleven stammt von meinem Freund Panajotis: »Da sitzen die Amerikaner in ihre choche Chäuser, rauchen nicht, und dann das.«)

Zuoberst liegt aber immer noch *DIE ZEIT* vom 16. huius, und Raddatz gibt an wie, äh, immer bzw. wie, äh, eine Tüte Mücken, er sei der zweitjüngste Stellvertretende Cheflektor im mit Abstand zweitgrößten Verlag der zweitgrößten Republik auf deutschem Boden gewesen und hätte damals schon erkannt, was es mit der zweitschlimmsten Diktatur der deutschen Geschichte auf sich gehabt hätte, und in diesem Zusammenhang beruhigt er mich, man dürfe sehr wohl Äpfel mit Birnen vergleichen, aber nicht gleichsetzen.

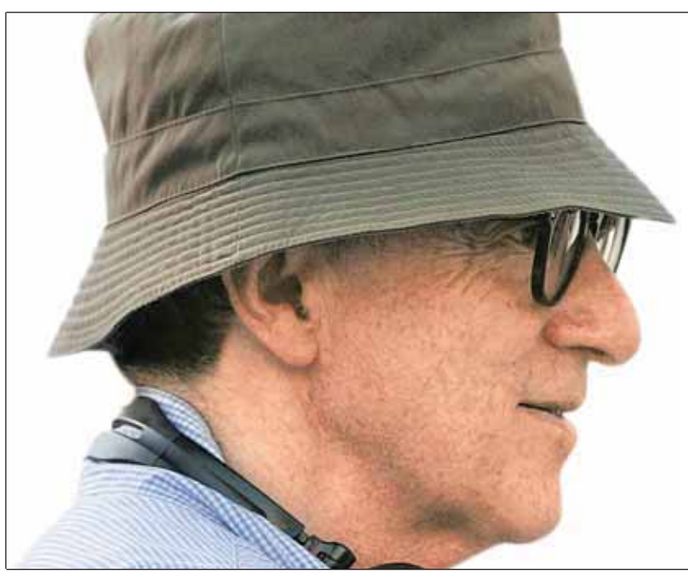
Unter der *ZEIT* kommt *Jahre unter ihnen* von Hermann Peter Piwitt (Wallstein; 126 Seiten) zum Vorschein. Hinten auf dem Schutzumschlag steht das Zitat »Ist man einmal verrückt, ist alles einfach. Aber wie schwer ist der Weg dahin«, und ich denke: »Kürzer und schöner lässt sich das nicht sagen. Länger und weniger schön immer.« Ich lese die 126 Seiten auf einen Happs und rate heftig zu.

Darunter liegt der »Infantilroman« *auweia* von Eckhard Henscheid (Antje Kunstmann; 126 Seiten). Das Buch ist eine Gute-Laune-Hölle aus »Bummsti!«, »Tschüssikowski!« und »Hallöchen!«. Von Tucholsky gibt es einen Text, *Le lied,* da parodiert ein französischer Vortragskünstler ein deutsches Lied, und Tucholskyn ist, als wäre sein Spiegelbild aus dem Spiegel gestiegen, hätte sich zu ihm an den Tisch gesetzt und mit schmierigem Grinsen gefragt »Na? Wie gefall ich dir?«. Ich beschließe, längere Zeit nichts zu sagen, und empfehle das Buch eilig.

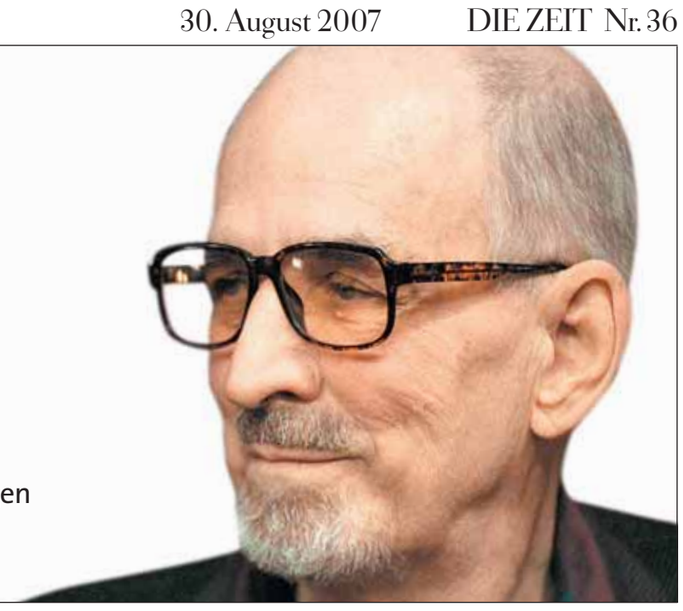
Unter *auweia* liegt *Prima ist der Klimawandel auch für den Gemüsehandel* von Fritz Eckenga (Antje Kunstmann; erraten: 126 Seiten), und daraus würde ich nun gern was zitieren, so gern wie, äh, nur was, ich lese mich aber immer fest. Also hilft nur das *tolle lege*-Prinzip: blind aufschlagen, blind mit dem Finger reinpieken – da. Ein Viereinhalbstropher zum Foto eines verlassenen Damenfahrrads. Der Finger steckt auf der dritten Strophe.

> Nie mehr wird sie mich besitzen,
> nie mehr mich ihr Rock umwehn,
> nie mehr wird ihr süßes Schwitzen
> duftend mit mir Runden drehn.

Da möchte man doch nur noch weinen wie ein, äh, Schießhund.



Anruf beim Genie



Für Woody Allen war Ingmar Bergman der »Allergrößte«. Hier schreibt der amerikanische Regisseur, worüber er mit dem schwedischen Kollegen telefonierte und warum er ihn nie besuchte: Er fürchtete das Mittagessen

WOODY ALLEN (links) hat vom jüngst verstorbenen Ingmar Bergman vor allem Disziplin gelernt

Von Bergmans Tod erfuhr ich in Oviedo, dem hübschen nordspanischen Städtchen, wo ich gerade einen Film drehe. Die telefonische Nachricht eines gemeinsamen Freundes wurde mir am Set überbracht. Bergman hat mir einmal erzählt, dass er nicht an einem sonnigen Tag sterben wolle, und da ich nicht dort war, kann ich nur hoffen, dass er den bedeckten Himmel hatte, bei dem Regisseure gern arbeiten.

Leuten, die eine romantische Auffassung vom Künstler haben und sein Werk heilighalten, habe ich schon früher erklärt: Die Kunst bewahrt einen nicht vor dem Ende. Welch grandiose Werke man auch hervorbringt (und Bergman hat uns eine bemerkenswerte Palette von Meisterwerken geschenkt) – sie schützen nicht vor dem schicksalhaften Klopfen an der Tür, das der Ritter und seine Gefährten am Ende von *Das siebente Siegel* hören. Auch Bergman, der große Filmpoet der Sterblichkeit, konnte an diesem Julitag seine unausweichliche Niederlage nicht weiter hinausschieben. Der größte Filmregisseur meiner Zeit war von uns gegangen.

Ich habe die Kunst einmal als den Katholizismus des Intellektuellen bezeichnet, will sagen, als den Wunschglauben an ein Nachleben. Besser in der eigenen Wohnung weiterleben als in den Herzen der Menschen, wie ich damals erklärte. Bergmans Filme werden natürlich weiterleben, in Museen und im Fernsehen gezeigt und auf DVD verkauft werden. Wie ich ihn kenne, wird ihn das kaum trösten. Ich bin mir sicher, dass er liebend gern jeden seiner Filme für ein zusätzliches Lebensjahr eingetauscht hätte. Also hätte er noch etwa 60-mal Geburtstag feiern und weiter Filme machen können. Eine bemerkenswerte künstlerische Produktion. Für mich steht außer Zweifel, dass er die zusätzliche Zeit genutzt hätte, um zu tun, was für ihn das Allerschönste war – Filme machen.

Wichtig war ihm die Arbeit selbst – die Reaktionen auf seine Filme haben ihn wenig interessiert. Über positives Echo konnte er sich freuen, aber, wie er mir einmal erzählte, »wenn den Leuten ein Film von mir nicht gefällt, dann hadere ich – ungefähr dreißig Sekunden lang«. Er interessierte sich nicht für Einspielergebnisse, und wenn Produzenten und Verleihfirmen ihm die Premierenresultate telefonisch durchgaben, ging es zum einen Ohr herein und zum anderen hinaus. Er sagte: »Ein paar Tage später hatten sich ihre irrsinnig optimistischen Prognosen schon als unhaltbar erwiesen.« Er freute sich über Anerkennung der Kritiker, war aber nicht darauf angewiesen, und obwohl er wollte, dass seine Filme dem Publikum gefielen, machte er es ihm nicht immer leicht.

Doch es lohnte in jedem Fall, sich mit den Filmen auseinanderzusetzen. Hat man beispielsweise erkannt, dass die beiden Frauen in *Das Schweigen* im Grunde zwei gegensätzliche Seiten ein und derselben Frau sind, eröffnet sich wie durch ein Wunder der ansonsten so rätselhafte Film. Wenn man mit der dänischen Philosophie vertraut ist, bevor man *Das siebente Siegel* oder *Das Gesicht* sieht, ist das natürlich ein Gewinn, aber Bergmans erzählerisches Talent war so erstaunlich, dass er sein Publikum mit den schwierigsten Stoffen fesseln, ja verzaubern konnte. Nach einigen seiner Filme habe ich Kinobesucher sagen hören: »Genau verstanden habe ich es nicht, aber ich habe die ganze Zeit wie gebannt dagesessen.«

Bergman hat das Theater geliebt, und er war ja auch ein großer Bühnenregisseur, aber seine Filme waren nicht nur vom Theater geprägt, sondern auch von Malerei, Musik, Literatur und Philosophie. In seinem Werk beschäftigt er sich mit den tiefgründigsten Fragen der menschlichen Existenz. Sterblichkeit, Kunst, das Schweigen Gottes, das Schwierige der menschlichen Beziehungen, die Agonie religiöser Zweifel, die gescheiterte Ehe, die Kommunikationsunfähigkeit.

Dabei war er selbst ein warmherziger Mensch, humorvoll, charmant, unsicher in Bezug auf seine immensen Talente, fasziniert von Frauen. Wer ihm begegnete, betrat nicht plötzlich den Tempel eines Ehrfurcht erregenden, einschüchternden, grüblerischen Genies, das mit schwedischem Akzent vielschichtige Gedanken über das furchtbare Los des Menschen in einer trostlosen Welt äußerte. Es war eher so: »Woody, ich hab diesen verrückten Traum, wo ich am Set auftauche, um einen Film zu machen, aber nicht weiß, wo ich die Kamera hinstellen soll, obwohl ich weiß, dass ich ziemlich gut bin und seit Jahren Filme mache. Kennst du diese Sorte Traum?« Oder: »Glaubst du, es wäre interessant, einen Film zu machen, bei dem die Kamera sich keinen Zentimeter bewegt, sondern die Schauspieler einfach ins Bild treten und wieder verschwinden? Oder würde man mich auslachen?«

Was sagt man einem Genie am Telefon? Ich war nicht besonders überzeugt, aber bei ihm wäre sicher etwas Besonderes dabei herausgekommen. Das Vokabular, mit dem er das Innenleben von Schauspielern auslotete, wäre all jenen, die das Handwerk auf traditionelle Weise lernen, absurd erschienen. An der Filmhochschule (die New York University hat mich ziemlich schnell hinausgeworfen, als ich dort in den fünfziger Jahren studierte) war Bewegung das A und O. Die Bilder bewegen sich, lernte man, die Kamera muss sich bewegen. Und die Lehrer hatten recht. Bergman dagegen richtete die Kamera auf das Gesicht von Liv Ullmann oder Bibi Andersson und ließ sie so stehen, und die Zeit verging, bis schließlich etwas Sonderbares und Wunderbares und Einzigartiges passierte: Man versenkte sich fasziniert in diese Figur, ohne sich je zu langweilen.

Trotz seiner Schrullen und seiner philosophischen und religiösen Obsessionen war Bergman der geborene Geschichtenerzähler, der selbst dann unterhielt, wenn er in Gedanken Ideen von Nietzsche oder Kierkegaard dramatisierte. Ich habe lange Telefongespräche mit ihm geführt, die er von seiner Insel aus arrangierte. Seine Einladungen, ihn zu besuchen, habe ich nie angenommen, weil mir das Fliegen unangenehm war und ich wenig Lust hatte, in einer kleinen Maschine an einen abgelegenen Fleck unweit der russischen Küste zu reisen, zu einem Mittagessen, das in meiner Fantasie aus einem Becher Joghurt bestand. Wir haben immer über Filme diskutiert, und natürlich habe ich Bergman meistens das Wort überlassen, weil ich es als Privileg empfand, seine Gedanken und Ideen zu hören. Er hat sich jeden Tag Filme angesehen, unermüdlich, Stummfilme, Tonfilme, alles. Vor dem Schlafengehen schaute er sich Filme an, die ihn nicht zum Nachdenken brachten und seine Angst besänftigten, manchmal James-Bond-Filme.

Wie alle großen Stilisten, wie etwa Fellini, Antonioni und Buñuel, hatte Bergman durchaus Kritiker. Aber abgesehen von gelegentlichen Ausrutschern, haben diese Künstler mit ihren Filmen Millionen Menschen auf der ganzen Welt tief bewegt. Und für diejenigen, die am meisten vom Film verstehen, also die unmittelbar Beteiligten – Regisseure, Drehbuchautoren, Schauspieler, Kameramänner, Cutter –, ist Bergman vielleicht der Allergrößte.

Weil ich mich in all den Jahren so enthusiastisch über ihn geäußert habe, wollten nach seinem Tod viele Zeitungen und Zeitschriften Kommentare von mir haben, Interviews mit mir führen. Als ob ich, außer abermals auf Bergmans Größe hinzuweisen, zu der traurigen Nachricht etwas Gehaltvolles hinzufügen könnte. Wie er mich beeinflusst habe, wollte man wissen. Er konnte mich gar nicht beeinflussen, antwortete ich. Er war ein Genie, im Gegensatz zu mir, und Genie ist nicht erlernbar, sein Zauber nicht übertragbar.

Als Bergman in den New Yorker Programmkinos als großer Filmemacher bekannt wurde, war ich ein junger Komödienschreiber und Nachtclubkomiker. Aber etwas habe ich von ihm übernommen, das nichts mit Genie oder Talent zu tun hat, sondern tatsächlich gelernt und entwickelt werden kann. Ich rede von dem, was oft leichthin als Arbeitsethos bezeichnet wird, tatsächlich aber nur Disziplin ist.

Von Bergman habe ich gelernt, immer zu versuchen, das Beste hervorzubringen, das mir in diesem Moment möglich ist, die törichte Welt von Hits und Flops zu ignorieren und nie der Versuchung zu erliegen, den grandiosen Filmregisseur zu spielen, sondern einen Film zu machen und mich dann dem nächsten zuzuwenden. Bergman hat insgesamt etwa sechzig Filme gedreht, ich habe es bislang auf achtunddreißig gebracht. Wenn ich es nicht in puncto Qualität mit ihm aufnehmen kann, könnte ich zumindest versuchen, in puncto Quantität an ihn heranzukommen.

AUS DEM ENGLISCHEN VON **MATTHIAS FIENBORK**

Fotos (M.): Albert Gea/Reuters (l.); Dan Vander Zwalm, corbis (r.)

Die Welt geht unter

Zum Tod von Kurt Hübner, der für das deutsche Theater mehr bewirkt hat als jeder andere **VON MORITZ RINKE**

Kurt Hübner!
Als ich ihn 1984 kennenlernte, war ich 17. Ich ging ins *Wintermärchen* der Bremer Shakespeare Company, wo die Mutter meiner ersten Freundin als Sekretärin arbeitete. Im Foyer stand ein Mann mit übergeworfenem blauem Pullover, einem riesigen Hemdkragen, die Brille ziemlich weit vorne auf der Nase, die ihn berühmt machte. Die Mutter der Freundin flüsterte: »Das ist er, Hübner, der Hübner!«

Von diesem Hübner hatte ich schon mindestens zehn Jahre in meinem Elternhaus gehört. Meine Mutter ließ keine Aufführung aus der Hübner-Zeit in Bremen aus, und ein Freund meiner Eltern, Hans Kresnik, hatte mehrmals bei uns auf diesen Hübner angestoßen, ohne den er, wie er sagte, wahrscheinlich noch heute in Köln Gemüsekisten schleppen würde.

Ich schlich mich an diesen Mann heran und sagte: »Wenn Sie wirklich der Hübner sind, dann möchte ich Ihnen sagen, dass auch ich irgendwann einmal zum Theater will. Guten Abend.« Er senkte seinen Kopf, sodass er nun ganz über die Ränder der Brille sah mit so leuchtenden und prüfenden Augen, als müsste jeden Moment das Klacken eines Röntgengerätes einsetzen. Dann sagte er: »Bur, ich rate ab.«

Der große Hübner riet vom Theater ab. In der folgenden Viertelstunde hörte ich zum ersten Mal eine Hübner-Rede. Eine Rede über die ungeheure Idiotie des Theaters und das um sich greifenden »Tralala« und »Firlefanz«. Je komplizierter und wahnwitziger die Welt werde, so Hübner, umso idiotischer und schwachsinniger werde das Theater in seinem Tralala und Firlefanz, während die Wahrhaftigkeit, die Sachkenntnis und Könnerschaft immer mehr herabsänken, sodass bald alles absolut verkommen sei, das Theater, das Kino, das Fernsehen sowieso, die Zeitungen auch, das Feuilleton, lauter Frechheiten und Dummheiten, man könnte auch sagen Tralala, außerdem werde die Welt sowieso untergehen, das prophezeie er, denn alle Auspizien deuteten darauf hin, dass der Untergang so einer Welt bevorstehe. Hübner endete, ging ins *Wintermärchen,* und ich entschied, vielleicht doch nicht zum Theater zu gehen.

Fünf Jahre später, 1989, bewarb ich mich für die Regieklasse von Jürgen Flimm an der Hamburger Hochschule für Darstellende Kunst. Das Prüfungsthema war Peter Steins Bremer *Torquato Tasso* von 1969, da war ich schon zwei, hatte aber Steins Inszenierung trotzdem nicht gesehen, sondern musste auf ein Video zurückgreifen. Ivan Nagel, der über diese

berühmte Aufführung mit Bruno Ganz, Jutta Lampe und Edith Clever geschrieben hatte, sprach von einer Inszenierung, die den Text auf die Herrschaftsform seiner Entstehungszeit prüfte und sie dann auf 1969 übertrug; die Theatermacher, so sah es wohl

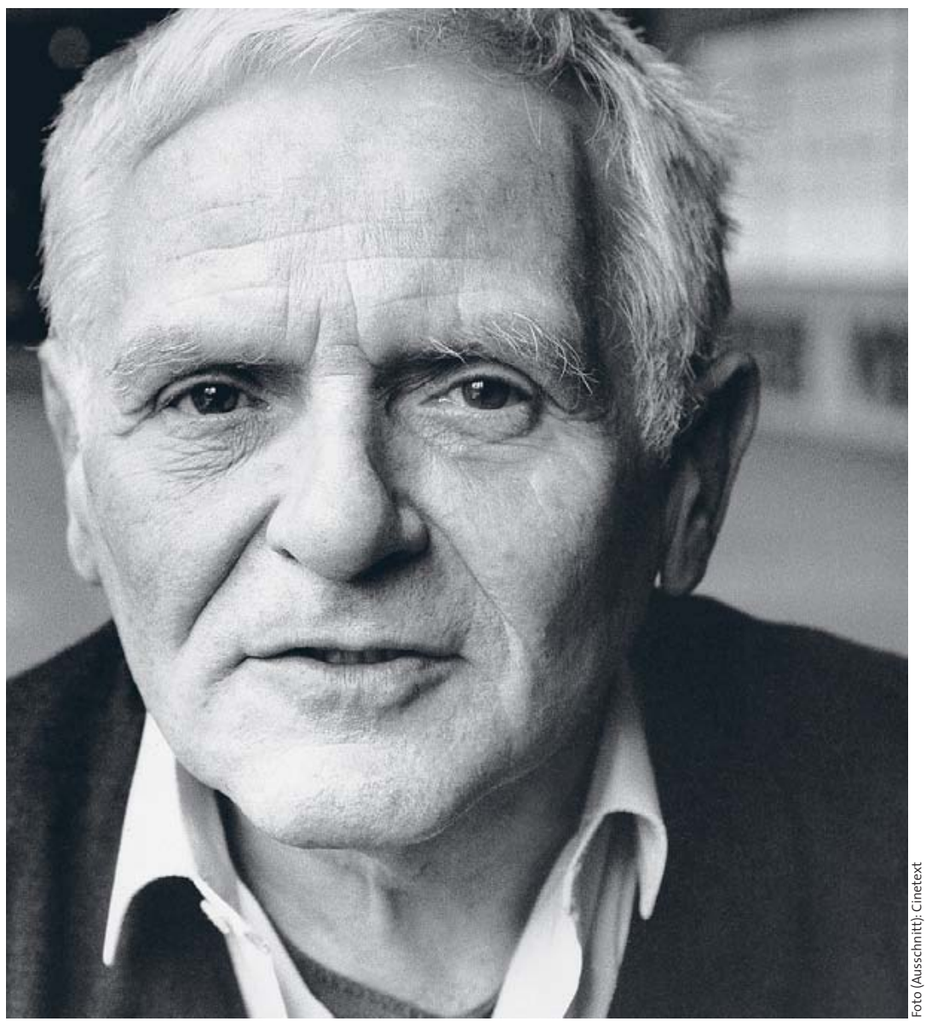


Foto (Ausschnitt): Cinetext

KURT HÜBNER, 30. Oktober 1916 bis 21. August 2007

Stein, waren selbst Angestellte einer auf Kunstbefriedigung ausgerichteten Gesellschaft, die das Theater nur als Dekor ihrer Wohlstandsfassade betrachtete. Man sprach von »Emotionalclowns« auf der Bühne und hörte von Krächen zwischen Hübner, dem Theaterdirektor, und seinen jungen Angestellten, denn Stein zog danach aus Bremen weg und gründete die Schaubühne in Berlin.

Ich rief Hübner in München an, wohin er nach seiner Intendanz an der Freien Volksbühne Berlin gezogen war, um dort, mittlerweile Ehrenprofessor, Falkenberg-Schüler zu unterrichten. Hübner war erst unwirsch, was man denn zum *Tasso* und zum Theater überhaupt noch sagen solle, spürte aber meine Hartnäckigkeit (darin war er wohl sehr deutsch, er liebte das Insistieren), und dann fing er wieder an: Es war die zweite große Hübner-Rede, diesmal 90 Minuten, Ferngespräch, und damals gab es noch keine Anbieter wie Otelo.

Hübner sprach über Peter Stein, diesen wunderbaren Demagogen mit seinen Mitbestimmungsreden, die ihn, Hübner, zur Weißglut brachten, weil er ja den Fortbestand des Theaters sichern musste. Er habe Stein in München aus einem Vietnamkriegs-Disput mit den Kammerspielen losgeeist, und das war dann der Dank. Er sprach über Zadek, der einen Skandal nach dem anderen fabrizierte, die er, Hübner, alle ausbaden musste: Onanie-Szenen in *Frühlings Erwachen* von Wedekind, ein brennendes Theater in Ulm, wo Hübner zuerst Intendant war, sogar Morddrohungen von Pastoren! Er berichtete über den »Bremer Stil«, einen Begriff, den die Zeitschrift *Theater heute* geprägt hatte, um das Hübner-Theater von Stein, Zadek, Grüber, Minks, Kresnik, Palitzsch, Herrmann, Wonder, Rose, Rainer Werner Fassbinder, Ganz, Lampe, Clever, Rehm, Hoger, Buhre, Carstensen und so weiter zu beschreiben, das Hübner aber als einzige Stillosigkeit empfand, weil da ja jeder in eine andere Richtung rannte und Zadek sogar in 17 verschiedene gleichzeitig. Dann sprach er noch von Günther Rühle, der ihn einen »Menschensammler« nannte und seine Nase rühmte. Von Neuenfels, den er für die Volksbühne gewann, über Minetti, Heinz Hilpert, Heinrich Koch, Lothar Müthel, Jeßner, Noelte, Shakespeare, Kleist, den Zweiten Weltkrieg, Bismarck, Michelangelo, Vivaldi, Platon – und am Ende prophezeite er mir, dass im Übrigen die Welt untergehe, alle Auspizien stünden auf Untergang, es sei ganz egal, ob ich meine Prüfung bei Flimm bestehe oder nicht bestehe. Dann legte er auf.

In der Prüfung schrieb ich, dass Steins zugegebenermaßen interessante Aufführung die gesellschaftliche Relevanz von Theater infrage stellte, aber Hübner müsse man auch verstehen, er konnte dieses ewige Diskutieren nicht dulden, außerdem hatte Hübner ihn ja auch aus dem Vietnamkriegs-Disput in München gerettet, und das war jetzt wohl der Dank. Dann schrieb ich noch über Zadek, Käthe Dorsch, Bismarck, Platon und dass ich als Erstes dieses berühmte Stück von Karl Kraus inszenieren möchte, weil die Welt eventuell bald untergeht. Ich fiel durch.

Ein paar Jahre später wurde Kurt Hübner mit dem Fritz-Kortner-Preis ausgezeichnet, den *Theater heute* vergibt. Die Redaktion bat mich, Hübner zu interviewen, und ich interviewte ihn in Montefino, seinem Sommersitz in den Abruzzen, genau vor dem Berg, auf dem man Mussolini festgesetzt hatte. Dort im Garten, auf einem Komposthaufen, hörte ich die dritte Hübner-Rede, sie dauerte ungefähr 48 Stunden und begann mit dem Satz »Was soll ich noch sagen?« und endete mit jener Prophezeiung und dem Satz »Bur, ich rate ab!«.

Das Gespräch hörte sich später auf Tonband an wie der Monolog einer Figur von Thomas Bernhard. Ein grandioser, böser, auch manischer, sich wiederholender, aber rhythmischer Monolog über die ganze Welt. Nur, und das unterschied Hübner von einer Bernhard-Figur: neugieriger! Neugieriger auf das Neue, das von ihm noch nicht Durchdrungene. Bernhards grandiose Herren haben mit der Welt abgeschlossen, haben sich im Ekel abgewendet von ihr, eine Rolle, die Hübner auch immer wieder gerne spielte, aber in Wahrheit war er über die Bernhard-Welt hinausgegangen, weil ihn seine Neugierde immer wieder nach vorne trieb.

Einmal auf einem Geburtstag, es war der 84., da fiel in der Runde das Wort »Oxymoron«, und keiner wusste die genaue Übersetzung. Es war typisch für Hübner, dass er plötzlich aufstand, den Duden holte und vorlas: »Zusammenstellung zweier sich widersprechender Begriffe, z. B. ›bittersüß‹ oder ›Eile mit Weile‹«. An diesem Abend dachte ich, dass Hübner wohl am besten mit einem solchen Oxymoron zu beschreiben wäre, im Sinne von wissend-unwissend, fertig mit sich und der Welt, aber ebenso neugierig: laut und bernhardisch in seinem Urteil über das Vergangene, jedoch so wach und hörend für das Neue. Laut-leise. Schroff-sanft. Polternd-zärtlich, alt-jung.

Alt-jung, das war er. Kurt Hübner, geboren 1916 in Hamburg, reiste noch bis vor einiger Zeit durch die Lande, um Regietalente aufzuspüren und sie mit einem Bensheimer Förderpreis auszuzeichnen. Als der von Hübner entdeckte Peter Zadek 70 Jahre alt und ein Fest in Berlin gegeben wurde, sagte Hübner mit der Begründung ab, er müsse nach Bad Schwanstein reisen, um sich dort eine Studioproduktion von jungen Leuten anzugucken, Zadek sei ja schon entdeckt.

Am 30. Oktober saßen wir, Hübner, sein Lebensgefährte Hans-Jürgen Punte, seine Tochter und ein paar Freunde zum letzten Mal zusammen und feierten Hübners 90. Geburtstag. Ich kam etwas zu spät, und als ich die Münchner Wohnung am Harras betrat, fluchte Hübner gerade über das idiotische Theater. Hübner war nun neunzig, aber seine große alte Liebe schien noch nicht abgeschlossen zu sein. Und wenn ich heute auf zwanzig Jahre zurückblicke, in denen ich Hübner erlebte, dann war diese Liebe niemals abgeschlossen, weil Hübner das Theater von Jahr zu Jahr für noch idiotischer hielt.

Nun ist dieser so besondere Mann, dem das deutsche Theater fast alles zu verdanken hat, am 21. August in München gestorben. Und ich hoffte insgeheim und war überzeugt, dass er den Weltuntergang noch miterleben würde.

Das letzte Mal, als ich ihn sah, war er so schön in seinem ewig blauen Pullover und dem weißen Haar. Es war einen Tag nach seinem Geburtstag, und er begleitete mich, wie er das immer machte, zum Fahrstuhl. »Bis bald«, sagte ich. »Ja, ja, ja, nun weg mit dir, und ruf mal an, wenn du in Berlin angekommen bist«, die klaren Augen leuchteten wieder und strahlten so vertraut und prüfend über den Rand der Brille in den Fahrstuhl hinein.

Der Dramatiker Moritz Rinke, 40, hat bei Rowohlt soeben das Theaterstück »Die letzten Tage von Burgund« veröffentlicht. Im Herbst kommt die Verfilmung seines Schauspiels »Republik Vineta« ins Kino

Ein lieber Typ

»Karger«, Elke Haucks kleiner großer Film über einen ostdeutschen Stahlarbeiter **VON BIRGIT GLOMBITZA**

Für die Scheidung hat sich Karger extra ein neues Hemd gekauft. Auch wenn er nicht weiß, auf wen oder was er noch einen guten Eindruck machen will. Nach der Schicht im Stahlwerk holt er es aus der Plastikfolie, mit einer gefassten und seltsam seriösen Miene, die er selbst von sich noch nicht zu kennen scheint. Was denn eigentlich der Grund für die Trennung sei, fragt die Richterin am Ende des Verfahrens. »Das möchte ich jetzt auch wissen«, poltert es aus Karger heraus. Und dann rammt er einen bockigen Blick in den Boden, wie ein Halbstarker, der zur Strafe für irgendeinen Bockmist eine Woche lang Mofaverbot erhält.

Karger (Jens Klemig), Held des gleichnamigen Erstlingsfilms von Elke Hauck, ist Mitte 30, ein bulliger, lethargischer, aber lieber Typ, mit kindlichen, runden blauen Augen und vollen Wangen. Er trägt Ohring und Jeansjacke und hat Riesa, eine Industriestadt zwischen Leipzig und Dresden, noch nie verlassen. Wie ein Statist hockt er nun in der neuen, schmucklosen Einzimmerwohnung am Rande dieser Stadt, der die Zeiten, in denen Riesaer Stahl noch etwas wert war, einen schmucken Kern beschert haben. Auch nach einem Jahr hat Karger noch keinen Schimmer, warum Sabine (Marion Kuhnt) ihn mit der gemeinsamen Tochter Clara verlassen hat.

Das Leben geht weiter, ohne ihn mitzunehmen. Karger wurde sowieso nicht gefragt. Auch nicht im Stahlwerk, das französische Heuschrecken übernommen haben. Bezeichnenderweise ist die Schmelzhalle der einzige Ort, an dem dieser Film wunderschön leuchten kann. Gleich zu Anfang begleitet Patrick Orths Kamera die Lichterfahrt eines glühenden Zylinders vom Hochhofen zu seiner weiteren Verarbeitung. Die Hitze lässt die Konturen flirren und verleiht den Arbeitern etwas Magisches. Es ist eine kurze, dokumentarische Sequenz, in der es um Stolz und Zugehörigkeiten geht, um die Identität eines Ortes und seines ehemaligen Kombinats. In diesen paar Minuten, in denen der Film mit der Ästhetik alter Defa-Filme spielt, sortiert er die Geschichte des eigenen Metiers klug in die seines Schauplatzes ein.

Elke Hauck, die in Berlin lebt, kommt von hier. Ihr Vater war Stahlarbeiter. Mit ihren Darstellern, die sie auf Volksfesten, auf der Straße oder in Kneipen gefunden hat, erzählt sie eine Geschichte, an der das Kino sonst achtlos vorbeigehen würde. Sie handelt von verschwindenden Arbeitswelten, von Menschen, deren Koordinaten sich auflösen. Hauck betrachtet die kleinen, bangen Posen dieser Helden so geduldig, lauscht in ihre ungelenken Gespräche hinein, bis da etwas aufblitzt, das über den Moment hinausgeht. Die Hingabe etwa, mit der Karger die Schildkröte für seine kleine Tochter warm föhnt. Oder die Routine, mit der die Schwiegermutter beim Kaffeeklatsch die eigene Sehnsucht abspeist, als sie von einer heimlichen Liebe erzählt: »Das ging dann irgendwie vorbei.«

All das hallt noch lange in diesem ansonsten so verstörend beiläufig erzählten Film nach. Die neuen Beziehungsversuche, Frühstück, Abendbrot, alkoholische Abstürze, wechselnde Jahreszeiten, die Kündigung. Mit Kargers Arbeit ist auch der letzte Zusammenhang verschwunden. Sein Alltag beginnt sich zwischen Kneipe und Arbeitsamt aufzulösen.

Einmal, am Ende, schenkt der Film seinem Hauptdarsteller Jens Klemig, der im richtigen Leben Maurer ist, einen mythischen Moment. Er hockt in einem VW Bus, auf dem »Workers« steht, setzt die coole Sonnenbrille auf und verlässt das verschneite Riesa auf der Suche nach Arbeit und Abenteuer. Es ist dann doch ein Aufbruch, wohin auch immer.

Was soll das Schuldbekenntnis?

Fritz J. Raddatz: »Mein Versagen als Bürger der DDR«, **ZEIT NR. 34**

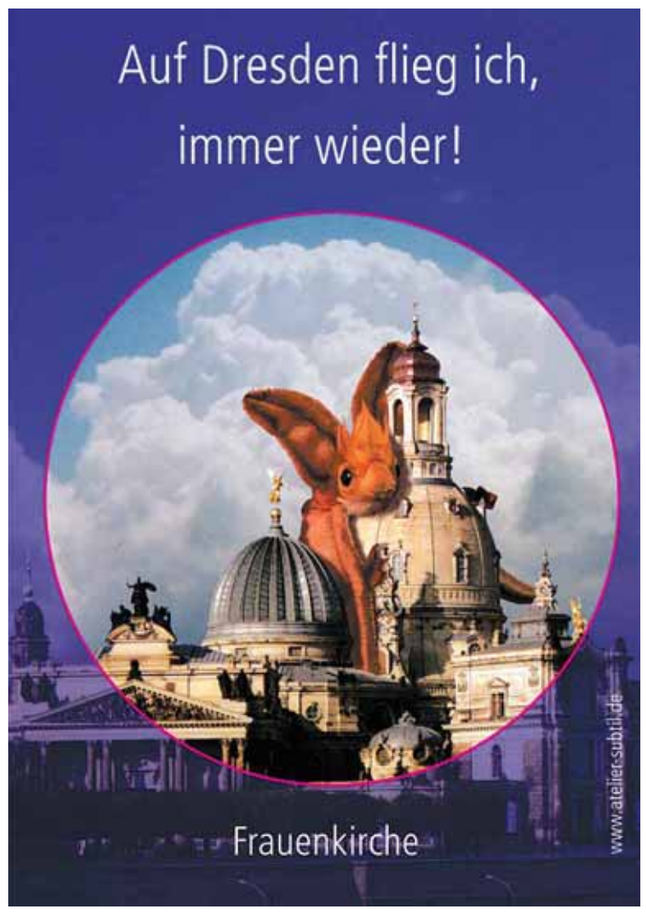
Vielen Dank für den mutigen Artikel. Es ist ja heute schon nicht mehr selbstverständlich, dass über die DDR kritisch berichtet wird. Eine erschreckende Uneinsichtigkeit der damals Handelnden, die bis heute keinerlei Schuldbewusstsein haben, prägt das Geschichtsbild.
Ich war als 18-Jähriger zehn Monate im Gefängnis, weil ich die DDR verlassen wollte. Glücklicherweise wurde ich durch die Bundesrepublik freigekauft. Immer wieder werde ich gefragt, warum ich die DDR verlassen wollte. In der öffentlichen Meinung scheint vergessen oder unbekannt, dass die DDR keine Alternative zur Bundesrepublik, sondern eine brutale Diktatur war.
Ich bin selbstständiger Stadtführer in Berlin, und es ist mir ein Anliegen, gegen Geschichtsverharmlosung anzugehen, denn auf meinen Rundgängen in den Gesprächen mit meinen Gästen merke ich, dass die Geschichte immer mehr vergessen wird. Die Geschichte der Diktatur der DDR und der Brutalität der Berliner Mauer muss erzählt werden.
CLIEWE JURITZA, BERLIN

Ich weiß nicht recht, was dieses Schuldbekenntnis soll. Der wie gewohnt brillant geschriebene Artikel bietet keine grundsätzlich neuen Fakten, die meisten kannten wir bereits aus der Autobiografie. Der Übertritt des »jungen Wilden« aus dem Adenauer-Deutschland in die junge DDR war mir durchaus verständlich. In einer erstaunlichen Karriere brachte es Raddatz bis zum stellvertretenden Chefredakteur des Verlages Volk und Welt. Er hatte Privilegien und Freiräume. Es gelang ihm, die Publikation von bedeutenden Autoren, die nicht der »Linie« entsprachen, durchzusetzen, Werke, die für viele Menschen Stärkung, ja fast ein Grundnahrungsmittel bedeuteten.
Obwohl Raddatz die Repressionen des Staates mit Folterungen und Hinrichtungen kannte, gründete er den »Donnerstagskreis«, der die Zensurmaßnahmen der SED-Bürokratie sprengen sollte. Hier muss man ihm eine gehörige Portion Naivität vorhalten. Sein Wunsch, aufzuschreien und im Rias oder im *Monat* die Wahrheit über das System zu verkünden, hätte – in die Tat umgesetzt – sofort zum Ende seiner Tätigkeit in der DDR geführt. 1958, nach acht Jahren, hat er dann doch den Bruch mit dem System vollzogen. Für die Zurückgebliebenen, die aus materiellen, familiären oder ethischen Gründen (zum Beispiel ein Arzt in der Pflicht gegenüber seinen Patienten) nicht ohne Weiteres den Staat verlassen konnten, war es, wie der Weggang jedes namhaften Künstlers, Schriftstellers, Wissenschaftlers, Redakteurs ein schmerzlicher Verlust, eine neuerliche Einschränkung der Hoffnung, der Sozialismus könne noch ein menschlicheres Gesicht gewinnen.
Die Tätigkeit unter den Bedingungen einer Diktatur kann als Feigenblatt gewertet werden, aber sie konnte auch dazu beitragen, den Dogmatismus zu lockern, die Freiräume zu vergrößern, die Erosion des Systems zu fördern. Man kann solche Bemühungen nicht in jedem Fall verurteilen und die Handelnden schuldig sprechen.
DR. PETER SCHARFE, DRESDEN

Das nun auch noch! Wem – außer ihm selbst, vielleicht – hilft der Spagat, den Fritz J. Raddatz versucht und sich dabei zwischen diskret-unüberlesbarem Eigenlob und weinerlich-tapferer Selbstbeschuldigung bewegt? Ich glaube, wir kennen inzwischen genügend viele Gutmenschen, die »keineswegs die DDR abschaffen«, sondern … etwas wollten, was ganz offensichtlich realiter nicht zu haben ist. Wir wissen auch, dass es in den fünfziger Jahren Zeit- und Berufsgenossen von Raddatz gegeben hat, die mutiger gewesen sind: Wolfgang Harich, Walter Janka und andere.
Im Übrigen: In der dramatischen Quintessenz »Ich habe mich selber missbraucht« irrt Herr Raddatz. Solche miserablen Empfindungen zu erzeugen entsprach dem perfiden Charakter des Regimes und war keineswegs ungewollt. Der Mechanismus scheint noch immer wirksam zu sein. Vielleicht wäre im Fall Raddatz die Formulierung Selbstbetrug angemessener.
DR. MED. PETER BRETSCHNEIDER ZEPERNICK

Jene doch gar nicht so weit zurückliegende Zeit in dem persönlichen Bericht eines herausragenden Zeitgenossen wieder lebendig werden zu lassen ist für mich das Verdienst dieser »Befragung«.
Offensichtlich hat die 1989 begonnene historische Zäsur die Jahre zwischen 1945 und 1961 ins Halbdunkel der Geschichte absinken lassen mit der fatalen Folge, dass jene Zeit vom Ende des Sozialismus her interpretiert wird. Deshalb wäre es für Nachgeborene aufschlussreicher gewesen, wenn Fritz J. Raddatz die theatralische Selbstgeißelung etwas zurückgenommen und dafür die analytischen Ansätze verstärkt hätte – er war schließlich nicht der einzige jugendliche Idealist, der damals aus dem reaktionär-restaurativ empfundenen Westen in den als progressiv wahrgenommenen Osten ging. Für die alten nach 1933 vertriebenen und nach 1945 im Westen nicht willkommenen Antifaschisten hat Hans Mayer dies im *Turm zu Babel* eindrucksvoll dargestellt – ihre frühen Hoffnungen und die spätere Resignation.
ARMIN STEINMÜLLER, HAMBURG

Raddatz' mutige Selbstanklagen provozieren bei mir als Leser, der in der DDR aufwuchs und lebte, zwei zusammenhängende Fragen: Versagten Einzelne (zum Beispiel ich) oder die Bürger der DDR insgesamt, weil sie das Ausmaß der Gewaltbereitschaft und Brutalität »ihrer« Regierung nicht wahrhaben wollten, sich sogar in diesem Staat einrichteten? Oder müsste Raddatz nicht von seinem spezifischen Versagen als Intellektueller (oder ich von meinem intellektuellen Versagen) sprechen?
Aus heutiger Sicht ist es tatsächlich »stupend töricht«, dass Raddatz von Margret Boveri vor seiner Flucht in den Westen geraten wurde, seinen Dienst der Stasi anzubieten, weil man »den Apparat nur von innen verändern« könne. Es war bereits damals zynisch. Aber waren deshalb die Menschen, die in der DDR aufwuchsen, vielfältige Aufgaben, Chancen und Bindungen an Stadt, Land und Leute besaßen, »stupend und töricht«, die bis 1989 glaubten, die DDR wäre verbesserbar? Nicht nur Raddatz »wollte die DDR keineswegs abschaffen«, auch viele nach ihm meinten bis 1989, »das innere Gesetz, dem sie ihre Existenz verdankte – Zwang jeglicher Art –, abschaffen, die Existenz aber bewahren zu können«. Weder Schulen noch Universitäten oder gar die Medien waren in der DDR dafür da, diesen Grundzusammenhang, der heute so leicht erkennbar scheint, zu vermitteln.
Die »selbstkritischen Betrachtungen« verstärken, was der »Unruhestifter« Raddatz 2003 selbst beklagte: »Das Bild von der DDR, das heute in die Köpfe gebrannt ist und die Prägung Stasi, ZK, NVA trägt, ist retuschiert. So war die junge DDR nicht.« Auch die spätere DDR war nicht so. Ich würde behaupten, die DDR ist nicht an Stasi, ZK und NVA zugrunde gegangen, sondern an der Gleichgültigkeit ihrer Bürger. Viel zu viele störten sich vor dem 9. November 1989 an Stasi, ZK und NVA auch deshalb in so geringem Maße, weil sie diesen Staat – der ihnen ständig misstraute – gar nicht verbessern wollten. Die repressiven Seiten der DDR in den Vordergrund zu stellen ist nicht nur eine Retuschierung, sondern auch bequem, weil kaum noch einer nach seiner eigenen Verantwortung/Versagen fragen muss. Auch DDR-Geschichte kann lehrreich sein, wenn man sich Mühe gibt, die Wirklichkeit in all ihrer Vielfalt wahrzunehmen …
DR. JOCHEN LAUFER, BERLIN



FLEDERMÄUSE RETTEN DRESDEN! – Schon vor einem Jahr habe ich diese Postkarte herausgebracht. Passt sie nicht gut zum »Waldschlösschenbrückenstopp«? **ULRIKE SZOSKA, DRESDEN**

Das gute alte Abendland – verloren

Hirnforschung – Gespräch mit dem Philosophen Thomas Metzinger: »Keiner wurde gefragt, ob er existieren will«, **ZEIT NR. 34**

Was besagt es schon, dass Hirnforscher im aufgeschnittenen Hirn weder Geist noch Seele finden? Zweifeln Sie an Fernsehgeräten, bloß weil in der Kiste jene Männer und Frauen nicht zu finden sind, die auf dem Bildschirm herumhüpfen; oder an Beethoven, weil er nicht im Piano zu finden ist?
Was würden Sie von einem »Forscher« halten, der ein Automobil in seine Bestandteile zerlegt, möglichst noch das Blech einschmelzen lässt, um dann im Ergebnis der vollendeten Sachbeschädigung triumphierend zu sagen: »So, das ist die ganze nackte ungeschminkte Wahrheit über Ihr Auto«? Und wenn, tut das Ding nicht trotzdem seinen Dienst, zumindest, wenn es ganz gelassen wird?
Will Herr Metzinger seine Denkresultate denn seinem manipulierten Willen oder evolutionärer Fehlentwicklung zuschreiben? Schön wäre es.
DANIELA STRAUSS, DARMSTADT

Das gute alte Abendland ist genau in dem Moment verloren gegangen, als sogenannte Philosophen, Mediziner und *ZEIT*-Journalisten die Idee der Seele entsorgt haben, weil Neurochirurgen beim besten Willen kein physisches Korrelat finden konnten. »Möglich wäre auch, dass die Gesellschaft in einen vulgären Materialismus abdriftet«? Da würde sie lediglich nachvollziehen, was im öffentlichen Diskurs längst passiert ist.
Ja, natürlich kann man seine Seele verleugnen und sich selbst als geistlose Biomaschine betrachten und behandeln, wenn man das will. Man kann aber auch nachts auf einer Waldlichtung am Feuer sitzen und einfach mal lauschen, nach außen, nach innen …
MARTIN MEYER-STOLL, EBSDORFERGRUND

Was ist das für eine Philosophie, die sich mit einer Begeisterung, die man nur naiv nennen kann, der Hirnforschung in die Arme wirft und von ihr die Lösung ihrer Probleme erhofft! Selbstverständlich soll Philosophie wahrnehmen, was in der Hirnforschung vor sich geht. Aber Hirnforschung ist kein Ersatz für Philosophie. Im Gegenteil, die Herausforderung, vor der Philosophie angesichts der Erfolge der Hirnforschung steht, verdient eine umso rückhaltlosere Reflexion der philosophischen Gegenstände.
Wittgenstein hat gesagt, das Subjekt sei nicht in der Welt, sondern die Grenze der Welt. Das ist natürlich auch keine Lösung. Aber es verrät ein Reflexionsniveau, das im technizistischen Geschwätz neurophiler Philosophen unterzugehen droht.
DR. AXEL HECKER, HEIDELBERG

Wer wäre so dumm, zu glauben, dass es sich bei der Seele um ein gegenständlich-fixierbares Ding handelt? Selbstverständlich ist die Seele transzendent, etwas zu Glaubendes, das aber beim Menschen durch den Körper hindurch erscheint, was jeder bezeugen kann, der seine Freizeit nicht nur mit materialistischen Hirngespinsten (o wunderliches Paradox) verbringt, sondern der einmal gesehen hat, welch leiblich-seelische Flecken etwa die Schamesröte auf den Wangen hinterlässt. Wir wünschen Herrn Metzinger, dass er, sobald eine Sekretärin da ist, dieser Erkenntnis teilhaftig werden wird!

Ansonsten bietet das Gespräch einen Einblick in ein groteskes Denksystem: die Vermengung von Heiligen und Meditierenden mit Epileptikern zeugt nicht von philosophischem Scharfsinn, sondern von Science-Fiction.
Will Metzinger uns weismachen, dass die Vorstellung einer Seele das Ergebnis von pathologischen Bewusstseinstrübungen ist? Wo sind eigentlich Vernunft und Wahrscheinlichkeit geblieben?
FABIAN HEINTZ HAMBURG

Vermutlich ist der Mensch, biologisch betrachtet, ein Tier. Aber: Vermutlich ist er deswegen noch lange nicht ein nur von egoistischen Genen benutzter biologischer Container, wie reduktionistische Naturwissenschaftler postulieren.
Durch unser Handeln, unsere Gefühle, unseren ausgeprägten Willen ist offensichtlich, dass Menschsein mehr ist als das, was allein durch naturwissenschaftliche Vernunft erkennbar ist.
ERICH MENGEL, PER E-MAIL

Der blanke Hohn

Axel Nawrath: »Das Steuerrecht ist einfacher, als der Professor denkt«, **ZEIT NR. 34**

Sowie Kinder ins Spiel kommen, ist überhaupt nichts mehr klar, geschweige denn einfach. Doppelte Haushaltsführung darf es dann auch nicht geben. Ich habe den Eindruck, dass hier ein Regierungsvertreter (Staatssekretär) außerordentlich selektiv argumentiert. Ich habe den Aufsatz als Hohn empfunden. Er zeigt mir nur, wie sehr sich Leute wie er von der Lebenswirklichkeit entfernt haben.
GITTA FORKEL, AHRENSBURG

Aus Ihrem Artikel muss ich leider schließen, dass Sie offensichtlich in einer Parallelwelt leben. Im Ruhestand beziehe ich eine Betriebsrente und eine BfA-Rente. Aus der Betriebsrente habe ich Einkünfte aus nichtselbstständiger Arbeit (Anlage N) und Einkünfte nach §22 Nr. 1 und §22 Nr. 5 EstG (Anlage R); die BfA-Rente ist in Anlage R gesondert anzugeben. Für ein bescheidenes Nebeneinkommen muss ich die Anlage GSE ausfüllen und – trotz Abgeltungsteuer – natürlich die komplexe Anlage KAP. Das sind nicht 2, sondern 13 Seiten. Die Finanzrichter sind mitschuldig an immer neuen Steuergesetzen? Sie sind doch Jurist: Ein Richter kann nur nach Gesetzeslage urteilen. Für die Gesetze ist natürlich nicht er verantwortlich, sondern die Legislative.
PROF. HUGO KUBINYI, WEISENHEIM AM SAND

Zuschauerverblödung

Roger Schawinski: »Der totale Blackout«, **ZEITMAGAZIN LEBEN NR. 34**

Da verblödet ein Programmchef erst seine Zuschauer, macht dann ein (!) anspruchsvolles Projekt – und ist von dessen Flop überrascht. Anschließend schreibt er ein Buch, in dem er herausfindet, dass dem Projekt just jene Elemente gefehlt haben, die der Zuschauer heute braucht: simple Handlung, klare Gut-böse-Trennung, Sex. Vielleicht wird damit wenigstens klar, dass nicht das Fernsehen unter den Zuschauern leidet, sondern dass die Zuschauer vom Fernsehen zu dem gemacht wurden, was sie heute sind: Flachgucker oder TV-Verweigerer.
Die einzigen Fernsehsender, die heute noch berechenbare Quoten für Anspruchsvolles haben, sind die dritten Programme, Arte und ein paar andere Nischensender. Die restlichen Sender hätten in den letzten zwei Jahrzehnten die gleiche Chance gehabt. Sie haben sie verspielt.
KLAUS STEGMAYER, FRIEDBERG

Beilagenhinweis

Unserer heutigen Ausgabe liegen Prospekte folgender Unternehmen bei: Casa Innatura Massivholzmöbel GmbH, 13593 Berlin; Finanzministerium Baden-Württemberg, 70173 Stuttgart; Südkurier GmbH, 78420 Konstanz; TechniSat Digital GmbH, 54550 Daun; Westfälisches Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte, 48143 Münster

Ruhe unsanft

Der flämische Choreograf Jan Fabre zelebriert in Salzburg ein zauberhaft blumiges Totentanztheater

VON MELANIE SUCHY

Foto: Ursula Kaufmann

AUFERSTEHUNG aus Blumenbergen. So beginnt Fabres »Requiem für eine Metamorphose«

Viele Zuschauerinnen tragen Blumensträuße aus dem Theater hinaus ins sommernächtliche Salzburg. Wie Beschenkte sehen sie aus. Denn Jan Fabre hat eine Fantasie Wirklichkeit werden lassen: die riesige Bühne der Felsenreitschule mit Blumen zu bedecken. Am Ende sind sie ramponiert; sie wurden platt getreten, zertanzt, als Wurfgeschosse benutzt. Nur die Begonien an der Bühnenrampe blieben verschont und werden nun kleinbüschelweise gerettet vorm großen Reinemachen nach der Premiere. Bald werden auch sie schlapp machen. Aber darum geht es ja.

In Jan Fabres *Requiem für eine Metamorphose* wird der Tod besungen. Und die Bühnenrückwand der Felsenreitschule ist ideale Kulisse für all die Blumen, die Menschen und deren Tieranwandlungen. Gänge mit großen Öffnungen wie Fenster, durch die der Zuschauer auf Stein schaut, erinnern an Friedhof. In jedem Fenster brennt ein Lichtlein, als seien es Mauernischen für Urnengräber. Auf Friedhofsmauern wurden im Spätmittelalter die ersten Totentänze gemalt, in denen der Tod (verkörpert durch das Gerippe) die Lebenden (steifbeinige Standesvertreter) hinwegführt. Fabre nimmt in seinem modernen Totentanztheater dieses Prinzip der Reihung auf und stellt in jedem der acht *Requiem*-Kapitel einen Berufsstand vor, der heute mit dem Sterben und Begraben zu tun hat: Sargtischler, Anatom, Thanatopraktiker, Steinbildhauer, Florist. Ein zwielichtiger Priester. Ein Organspender wider Willen. Ein alter Philosoph. Und dauernd flattert ein Schmetterling ins Bild. Was will diese Bilderbuchfigur hier, dieses Kitsch gewordene Auferstehungssymbol?

Der Schmetterling, sagt Jan Fabre – buntscheckige Vielfachbegabung im Zeichnen, Theatermachen, Choreografieren, Schreiben, Bildhauern –, symbolisiere für ihn die Fragilität der Künstlernatur. Dieser hier schimmert golden und soll Tote zum Lachen bringen. So wenig wie der Tod sei die Schönheit fassbar, sagt Fabre. Deshalb hat er sich beides zum Thema erwählt. Wie verkörpere ich das Unfassbare? Wie überwinde ich den begrenzten, den endlichen Körper? Was entsteht, wenn etwas stirbt? Solche letzten Fragen prägen Jan Fabres künstlerisches Werk von Anfang an.

»Seit dreißig Jahren atme ich nur durch meine Arbeit«, hat der 1958 in Antwerpen geborene Fabre einmal gesagt und das ganz wörtlich gemeint. Zweimal lag er als Jugendlicher im Koma und erlebte nach dem Aufwachen jeden Atemzug und jeden Schritt wie eine Sensation. Die Erfahrung von Nichtmehrsein und Wiederdasein fuhr dem Künstler in die Knochen, wurde zum Lebensthema, beflügelte seine Fantasie. Was bei Beuys die Filz- oder Fellhaut, die als Schutzhülle fetischisiert wird, ist bei Fabre Panzer oder Rüstung. Nicht nur der menschliche Körper in seiner konkreten Verletzlichkeit fasziniert ihn, sondern auch dieses Gefühl, Blicken schutzlos ausgesetzt zu sein. Deshalb reizt ihn die Bühnensituation.

Im *Requiem* graben sich zu Beginn Nackte aus Blumenbergen heraus, sinnliches Bild einer albtraumhaften Auferstehung. Von Fabres typischem symbolistischem Instrumentarium – Paradieskäfer, Vogelspinnen, Eulen, Schwäne, Schwerter, Scheren – taucht diesmal nur ein großes Seziermesser auf und auf Rücken geschnallte Skelette. Sie scheinen ihre Träger als Puppen zu führen. Die permanente Verwandlung fast aller 25 Darsteller – auch die Musiker agieren zeitweise – zeigt das menschliche Ringen um Lebendigkeit angesichts des Todes ausnahmsweise unpathetisch. Die Halsschlinge aus darmlanger Wurstkette ist komisch, die Bauchwunde sehr offensichtlich aufgeklebt. Fabre haucht dem ultimativ düsteren Thema Sterben einen heiligen Unernst ein.

Requiem wirkt trotz seiner Detailfülle luftiger, blumiger als seine bisherigen Choreografien. So illustriert der Schmetterling auch den ewigen Wunsch nach Verwandlung unserer irdischen Existenz in etwas Besseres, Anmutigeres, Höheres. Altmodisch wie kein anderer zeitgenössischer Künstler, besteht der scheinbar so provokative Theatermacher Fabre hier auf dem Begriff »Schönheit«. Sämtliche seiner 39 Stücke waren ästhetisch ausgefeilt, gerade in den grausamen, ekelerregenden, obszönen Szenen.

Als Junge experimentierte Fabre mit Insekten und steckte Maden Flügel an. Er zeichnete Tiere und Menschen als Tiere. Sein Urgroßvater war der Entomologe Jean-Henri Fabre, der das Verhalten von Insekten erforschte, ihre Todesarten mit hinreißender Anteilnahme beschrieb. Sein Urenkel Jan schrieb Theatertexte, studierte Schaufensterdekoration und Bildende Kunst. Mit 19 Jahren ging er nach New York. Erste Performances dort Ende der siebziger Jahre: Er stellte sich selbst im Schaufenster aus. Dirigierte mit Taktstock vier Kritiker, die ihre Texte verlesen. Stieg in eine Ritterrüstung und zeichnete Buchstaben mit eigenem Blut. Mit dem ganzen Körper den ganzen Raum zu beschreiben: das ist für Fabre Tanz.

Berühmt wurde er 1984 mit *Die Macht der theaterlichen Torheiten*. In Belgien förderte ihn unter anderem Gérard Mortier, dem auch das Engagement Fabres dieses Jahr in Salzburg und bei der Ruhrtriennale zu verdanken sind. Fabres Bühnenwerk hat einen Hang zum Größenwahn, verbunden mit einem immensen Wissen um Kunst- und Kulturgeschichte. Auch mit seinen Skulpturen und Installationen ist der Künstler international präsent: Dieses Jahr stellt er Werke auf der Biennale in Venedig aus, 2008 im Louvre. Fabre ist der rare Fall eines wahren, nicht nur dilettierenden Gesamtkünstlers, eines Allumfassers. Wagner nennt er als Vorbild. Einen *Tannhäuser* hat er schon inszeniert, schreibt sich aber sonst seine Texte selbst, sogar schon für eine Operntrilogie. Nur die Musik macht er nicht selbst; beim *Requiem* stammt sie von Serge Verstockt. Erst wummert ein gregorianisches *Dies Irae* über die Bühne, gewaltiger Klang aus alter Zeit. Dann schaffen Tuba, Bass und E-Gitarren einen Sound, der mal kalt haucht, mal zu röcheln scheint und schließlich zum Partybeat ausartet, wenn das *Requiem* in Luftschlangengewirr endet.

Feier des Todes als Feier des Lebens. Das großartige *Requiem für eine Metamorphose* handelt von Krieg, Terror, Tsunami und Aids wie von uralten Plagen. Immer wieder zerfallen Ordnungen, alltägliche Leute verwandeln sich in schreiende, erstickende, bibbernde Leiber. Zum Trost bekommen die Zuschauer nachher einen Blumenstrauß geschenkt.

Das Letzte

Immer wieder erreichen uns Anfragen besorgter Leser. Sie wollen wissen, ob unsere geschätzte Kolumne mit der Wahrheit Schlitten fährt und Absurditäten schildert, die in Wirklichkeit gar nicht passiert sein können. Zu diesen Anfragen möchten wir wie folgt Stellung nehmen: Für ihre Unglaubwürdigkeit ist die Welt selbst verantwortlich. Wir behalten uns in dieser Kolumne lediglich das Recht vor, vernünftig über Verrücktes zu berichten und es in klaren Sätzen ungewürzt der Nachwelt zu überliefern. Weder tragen wir die Nase hoch, noch machen wir uns über Absurditäten lustig. Im Gegenteil, wir nehmen das Leben todernst, auch das Sterben. In diesem unserem Geist schauen wir nun auf die Pfarrgemeinde Bad Doberan an der Ostsee und studieren ihren Gemeindebrief *Münsterblick.* Unter der Rubrik »Neues vom Friedhof« lesen wir erfreut, dass eine uralte Sehnsucht in Erfüllung gegangen ist: »Die Anschaffung eines neuen Friedhofbaggers.« Der alte Friedhofsbagger war so hinfällig, dass ein »gefahrloses Arbeiten am offenen Grab nicht mehr möglich war«. Doch nicht nur der neue Friedhofsbagger ist ein lebender Beweis dafür, dass es nach Jahren tödlichen Stillstands auf dem Friedhof wieder aufwärtsgeht. »Die Grabpflege als neuer Service-Zweig hat sich bewährt.« Gott sei Dank! »Für das entgegengebrachte Vertrauen bedanken wir uns sehr herzlich bei den Auftraggebern.« Gern geschehen. Abschließend erlauben wir uns, eine kleine Bitte der Friedhofsverwaltung an Sie weiterzugeben. »Liebe Grabbenutzer, bitte benutzen Sie die Kunststoff-Container nicht zur privaten Müllentsorgung.« Die kostbare Zeit zum »Einsammeln des Sondermülls« möchte der Friedhofsgärtner nutzen, »um einen noch schöneren Friedhof zu gestalten, an dem wir ja alle interessiert sind«. Übrigens, Hunde gehören an die Leine! »Denn wir sollten bei aller Alltagshektik nicht vergessen, dass wir uns an einem sensiblen Ort befinden, an dem viele von uns eine gewisse Ruhe und Friedlichkeit erwarten. Wir wünschen Ihnen nun einen schönen Herbst und freuen uns über die Wertschätzung unserer Arbeit. Bleiben Sie gesund. Ihre Friedhofsverwaltung.« Liebe Leser, bitte nehmen Sie diesen kleinen Auszug aus dem original Bad Doberaner Gemeindebrief als Beweis unserer Glaubwürdigkeit. Wir Chronisten übertreiben nicht. Wir baggern nichts hinzu und lassen nichts weg. Wir sind wie die Vögel des Himmels. Wir säen nicht und ernten doch. Und nun sagen wir leise Servus: Bleiben Sie gesund! **FINIS**

Audio www.zeit.de/audio

Armes Schwein

Wie Rudoph Moshammer in Berlin-Neukölln ein Opernheld wurde

Illustration: Martin Burgdorff für DIE ZEIT

WAS MACHE ICH HIER? 12

Ein lauer Augustabend in Berlin, Karl-Marx-Straße. Verschleierte Frauen kaufen Gemüse, junge Araber mit GI-Frisuren stehen lässig um einen getunten 3er BMW herum, vor der Eckkneipe gönnen sich Dauerarbeitslose noch ein weiteres Pils. Die Karl-Marx-Straße ist die Einkaufsmeile von Neukölln, hier gibt es ein Matratzen-Center, ein Schnäppchen-Center und das – laut Eigenwerbung – größte Bräunungs-Center Berlins. Neukölln ist ein Problemviertel, schreiben die Zeitungen, hier herrschen Armut, Arbeitslosigkeit und Bullterrier ohne Maulkorb.

Der Herrenschneider Rudolph Moshammer hätte hier niemals seinen Laden eröffnet, er residierte zu Lebzeiten in München, auf der Maximilianstraße, wo es keine Center, sondern Boutiquen gibt. Doch ausgerechnet an der Karl-Marx-Straße haben sie dem ermordeten Moshammer jetzt ein Denkmal gestiftet, und zwar in Form eines Singspiels, in der Neuköllner Oper.

Eine Oper in Neukölln? Ja, gleich hinter dem Job-Point und der Imbissbude. Ein engagierter Verein betreibt das Haus mit einem Jahresetat, für den die großen Opern ein, zwei Bühnenbilder bauen. In Neukölln, erzählt ein Mitarbeiter der Oper, könne man keine ästhetischen Experimente wagen, da müsse man mit aktuellen Themen nach vorne. In den vergangenen Spielzeiten haben sie Angela Merkel und Hannelore Kohl Stücke gewidmet. Jetzt ist der Mosi dran.

»Die spinnen, die Preissn«, hat die Münchner *Bild*-Zeitung schon im Voraus über das Ansinnen geschrieben. Dabei hat der Bayer Ralph Hammerthaler (diese bildhaften Familiennamen!) das Libretto geschrieben, der Niederländer Bruno Nelissen die Musik dazu komponiert. Die Uraufführung der *Moshammeroper* ist ausverkauft.

Durch den quadratischen Opernsaal schlängelt sich ein roter Catwalk, in der Mitte sitzen der Dirigent und das Orchester: vier Streicher und ein Trompeter. Auftritt Ludwig (wie der Mosi in dieser Oper heißt) mit langer Perücke und in schrillgrünem Anzug. Die Geigen quietschen recht modern, die Trompete begleitet den Ludwig. Zwischen den Szenen bricht ein Elektrogitarrengewitter vom Band los. Die Handlung der elf Szenen ist schnell erzählt: Der Ludwig singt, er fühle sich sterbenskrank. »Armes fettes Schwein«, antwortet die gehässige Klette, eine Boulevardjournalistin. Eine Frau von Klunker stimmt ein: Ein Krawattentollhaus sei dem Ludwig seine Boutique. Ohne seinen Hund Lazy sei er ein Niemand. Dann muss der erstaunlich schlanke Ludwig in einer Rokoko-Disco-Gruft noch einmal den Selbstmord des Vaters erleben. Die Mutter erscheint als tröstlicher Engel mit blauer Perücke. Schließlich spricht der Ludwig den Stricher an.

Tragisch soll diese Oper sein, sie handelt von einem, der sich selbst groß gemacht hat und gescheitert ist. Den die Medien und die Bussi-Gesellschaft im Stich gelassen haben. Am Schluss ist es in der *Moshammeroper* Ludwig selbst, der den Stricher animiert, ihn zu strangulieren: »Die Japsen«, singt der Schneider, »verspürn / die höchste Lust / beim Japsen nach Luft.« Der Mord spielt sich hinter den goldenen Vorhängen von Ludwigs Himmelbett ab. Der Schneider Ludwig, das ist wohl die These, hat sich die Freiheit nicht nehmen lassen, sein Lebensspiel selbst zu Ende zu bringen.

Ein Fernsehteam platzt in den Schlussapplaus und leuchtet mit einem grellen Scheinwerfer den Zuschauerraum aus – die Boulevardpresse war schon mit zwei Dutzend Fotografen bei der Fotoprobe angerückt. Der Moshammer scheint immer noch die Gemüter vor den Fernsehern zu erregen. Die Besucher aber drängen zur Premierenfeier. Rosa von Praunheim, einer der Gäste, versteht nicht, wieso der Moshammer mit einem schlanken, langen Kerl besetzt worden ist, der Stricher dagegen mit einem dicken. Die Reporterin des Boulevardblatts mit der Riesenauflage fragt, wie man das Stück jetzt zu finden habe. Das Stück handle auch von uns, sagt sie, von den Journalisten. Unangenehm berührt aber habe sie, dass der Darsteller des Strichers so viel gespuckt habe beim Singen.

Draußen auf der Karl-Marx-Straße leuchten jetzt die bunten Neonreklamen der Handyhändler und der Internetcafés, die jungen Araber fahren mit ihren schnellen Autos um die Wette, andere stehen im Pulk vor einem Imbiss und scherzen herum. Ein klein wenig erinnert die Karl-Marx-Straße an das Münchner Bahnhofsviertel, durch das Rudolph Moshammer nachts seinen Rolls-Royce steuerte, auf der Suche nach – ja, wonach? Leben. Keine Bussis. Schmerz und Lust. Vielleicht hätte es ihm ganz gut gefallen in Neukölln. **TOBIAS TIMM**

Wörterbericht

Durchaus

Der verehrte Kollege Georg Hensel (1923 bis 1996) hat mal in einer Glosse geschrieben, man könne auf das Wort durchaus durchaus verzichten. Füllwörter sind überflüssig, und schon Christian Morgenstern hat dazu bemerkt: »Korf liest gerne schnell und viel; / darum widert ihn das Spiel / all des zwölfmal unerbetnen / Ausgewalzten, Breitgetretnen.« Wohl wahr. Der Evangelist hat nicht gesagt »Im Anfang war quasi das Wort«. Der sprachliche Alltag aber zeigt irgendwie durchaus, dass wir uns im gewissermaßen Breitgetretnen eigentlich eher wohl fühlen. Die Sprachwissenschaft spricht von Abtönungspartikeln. Sie erlauben es, den Satz eleganter klingen zu lassen, die Härte einer Aussage zu mildern oder ihr Nichtvorhandensein zu verschleiern. Konversation ohne Füllwörter wäre grob, die politische Rede unmöglich. Wer nur das Notwendige sagen wollte, müsste zumeist schweigen, und statt des großen Rauschens entstünde eine fürchterliche Stille. Wer aber Korf heißt, der erfindet »Brillen, deren Energien / ihm den Text – zusammenziehen! / Beispielsweise dies Gedicht / läse, so bebrillt, man – nicht!« Von dieser Glosse ganz zu schweigen. **ULRICH GREINER**

LITERATUR

Vom Glück

Otfried Höffe klärt mit Kant die Frage, was Tugend zu einem freudenreichen Leben beiträgt
Von Hilal Sezgin **Seite 59**

Foto: Isolde Ohlbaum

Ein Ritter in leerer Landschaft

Michael Ondaatje hat einen neuen Roman geschrieben: Divisadero. Wie, das erklärt er am besten selber. Ein Besuch bei dem Dichter in Toronto

VON SUSANNE MAYER

MICHAEL ONDAATJE liebt den Jazz – und stürzt sich mit seinem neuen Solo, dem Roman »Divisadero«, in ein Abenteuer

Mitten in dem neuen Roman von Michael Ondaatje gibt es eine Seite ohne Zahl, als sei die Seite von irgendwoher hereingeflattert und hier gelandet. Auf dieser Seite steht ein kurzer Text, in Kursiv. Der Text beschreibt einen Ort, an dem sich ein Weg und ein Fluss kreuzen. Der Weg taucht unter dem Fluss weg, der Fluss überspült den Weg, es ist eine Furt, und wer dann umblättert, findet sich unverhofft in einer neuen Welt wieder, es ist so, als sei man unter einer Welle durchgetaucht und nun auf der anderen Seite einer semitransparenten Wand.

Der Roman, der jetzt in den Buchhandlungen liegt, führt den Leser zunächst in den Norden Kaliforniens, wo drei Waisen, zwei Mädchen und ein Junge, mit einem Mann auf einer abgelegenen Farm groß werden, bis eine Eruption von Gewalt sie auseinanderschleudert, der Roman verfolgt die bizarren Flugbahnen der Entwurzelten – und katapultiert sich dann, mit einem Seitenschlag, aus den sonnengebleichten Sierras dieser Handlung heraus und zeitlich zurück, tief hinein ins ländliche Frankreich. Region Toulouse, frühes 20. Jahrhundert.

Eben war man beispielsweise noch in einem Haus am Lake Tahoe, in dem ein junger Mann, Cooper, eine der Waisen, später ein ausgebuffter Pokerspieler, blutig geschlagen an einen Stuhl gefesselt liegt, jetzt geht es um anderes. Eine barfüßige Frau verteilt Dünger auf bracher Erde, ein Mann beobachtet sie, dieser Mann wird später ein berühmter Schriftsteller mit dem Namen Lucien Segura, im hohen Alter beschließt er, sein Leben zu verlassen, noch einmal alles zu wagen, aber das ist schon wieder eine neue Geschichte, eine von vielen im Buch. Übrigens eine, die im großen Bogen durch Zeit und Raum und Buch zurückweist in dessen erste Hälfte, zu Anne, eine der Waisen von der Farm, die Literaturwissenschaftlerin wird und sich eben für diesen Segura interessiert.

Die Episoden der Geschichten taumeln durch den Kosmos dieses großartigen Romans, dass einem schwindelig wird, nur lose sind sie verbunden, zum Beispiel so: Figuren und Motive spiegeln sich. Geschwister, die keine sind, unerlaubte Lieben, Sehnsüchte, nie geäußert, Tonarten des Lebens überlagern sich, manchmal nur in einzelnen Takten. Sie vertiefen sich dann gegenseitig, wie Schatten, die sich kurz begegnen. Der Roman heißt *Divisadero*, was auf Spanisch zweierlei bedeutet, »getrennt sein« und »aus der Ferne betrachten«. Womöglich eine Warnung?

Mr. Ondaatje, ganz schön gewagt, was Sie da machen. Sind Sie ein Hasardeur als Schriftsteller?

»Ein alter Jazzmusiker hat mir einmal das Prinzip der Improvisation erklärt: Am Anfang steht die Furcht, danach: pures Abenteuer!«

Der Sound des alten Pioniergeistes. Auf in unbekanntes Terrain! Woher wissen Sie beim Schreiben, wo die Reise losgeht? Und wohin sie führt?

»Ich fange mit gar nichts an. Mit einem Sandkorn. Ich brauche etwas Physisches, einen Ort zum Beispiel, im Kalifornien von *Divisadero* habe ich eine Zeit lang gelebt. Manchmal ist es ein Traumbild. Mein Buch *Der englische Patient* begann mit der Vorstellung von zwei Menschen, die sich nachts im Dunkeln unterhalten. Ich hatte keine Ahnung, wer die Leute waren, ich kannte keine Namen, ich wusste nicht einmal, dass die eine Person Hana war, aus meinem Roman *In der Haut des Löwen*. Ich fing an, die Szene zu schreiben. Die Personen traten langsam in Erscheinung.«

Ihre Worte erinnern an John Berger, der beschreibt, wie Figuren in einem Kunstwerk sich aus einem Unbekannten lösen und auf uns zutreten.

»Wo hat er das geschrieben? John und ich sind enge Freunde! *Divisadero* ist John und seiner Frau Beverly gewidmet, wussten Sie das?«

Sie zitieren Berger *In der Haut des Löwen* mit dem Satz: »Nie wieder wird eine einzige Geschichte so erzählt werden, als wäre sie die einzige.«

»Das ist natürlich auch ein politisches Statement. Es gibt nie nur eine Version von Geschichte. Das wurde mir klar, als ich die Geschichte meiner Familie in Sri Lanka aufschrieb, ich verstand, dass man nicht von einem Standpunkt aus schreiben kann.«

Wie viel hat der Stil Ihrer Romane mit dem Erzählen in Sri Lanka zu tun?

»Vermutlich sehr viel. Ich bin in einer Tradition des mündlichen Erzählens aufgewachsen. Der ceylonesische Roman lebt ja in der Unterhaltung am Tisch, alle sitzen und reden, und keine der Geschichten ist wahr.«

Sie nehmen, wie Parze, eine Vielzahl von Erzählsträngen und verweben sie zu weiten Tableaus. In *Divisadero* bringt eine Ihrer Figuren Breughel ins Spiel, und so ist es, einzelne Szenen leuchten nacheinander auf wie auf einer Leinwand, über die ein Scheinwerfer streicht, und werden wieder ausgeblendet.

»Ja, wenn ich zurückblicke, jetzt, wo das Buch fertig ist, kann ich sehen, dass es so ist. Aber während ich schreibe, bin ich zu nahe an der Leinwand, um es zu sehen.«

Haben Sie manchmal Angst, Sie könnten sich in Ihren Landschaften verlieren?

»Wenn ich schreibe, bin ich wie einer der Ritter, der über die Leinwand wandert, die Farbe ist überall angetrocknet, es gibt gar keine Landschaft, aber vielleicht in der Ferne eine Stadt, zu der er hinkommen möchte …«

Michael Ondaatje hat sich schon in vielen Schlachten erfolgreich geschlagen, man merkt es an der Art, wie er einem Gast freundlich begegnet, offen, soweit es sich ergibt, leichtfüßig scherzend, wie es der Tugendkatalog des angelsächsischen In-

Fortsetzung *auf Seite 58*

Es ist nicht vorbei

Wie die Geschichte des toten Jürgen Fuchs weitergeht

Vor der Premiere seines letzten Buches, seines Vermächtnisses als Dichter und Dissident, gab es Morddrohungen. »Pass auf, du Clown, wir kriegen dich heute Abend«, prophezeiten im Februar 1998 anonyme Feinde am Telefon. Die Anrufe galten seinem Freund Wolf Biermann, der sich bereit erklärt hatte, zur Lesung zu singen, und bewiesen: Jürgen Fuchs hatte noch untertrieben, als er vor den Zombies von der Gesinnungspolizei, den Untoten der verflossenen Diktatur warnte. Die bedrohten im fröhlich wiedervereinten Deutschland ihre alten Widersacher wegen eines Stapels Papier mit dem Aufdruck *Magdalena* – eines Romans über die Stasi, der hauptsächlich von deren Nachlassverwaltern im »VEB Horch & Gauck« handelte.

Vor der jüngsten Buchpremiere am Montag dieser Woche gab es jedoch keine anonymen Anrufe. Dreißig Jahre nach Ausbürgerung des renitenten Psychologiestudenten, staatskritischen Lyrikers, Petitionisten für Biermann, unbeugsamen Häftlings und Menschenrechtlers stellte der Publizist Udo Scheer eine erste Biografie vor *(Jürgen Fuchs – Ein literarischer Weg in die Opposition,* Jaron-Verlag). Warum gab es diesmal keine neostalinistische Fatwa? Vielleicht, weil der »Staatsfeind Nummer eins«, so nannte ihn das MfS während seines Westberliner Exils, mittlerweile tot ist. Oder weil heute sowieso alle wissen, was Fuchs erst mühsam ins öffentliche Bewusstsein zerrte: dass die Stasi lebt. Dass in der Birthler-Behörde auch MfSler die Akten bewachen. Dass berufsmäßige Mörder unbehelligt unter uns leben, die im Falle der Familie Fuchs beispielsweise Verkehrsunfälle fingierten.

Als einer der Ersten hat Jürgen Fuchs das deutsch-deutsche Aufarbeitungsdesaster beim Namen genannt. Ungesühnte Schuld und unüberwindliche Traumata. Sozialistische Tatsachen, versackend im Meinungsmorast. Scheers eindrucksvolle Biografie erinnert uns an ein paar bittere Wahrheiten, deren bitterste lautet: Fuchs stritt nach der Wende wieder auf verlorenem Posten. Enge Vertraute standen zu ihm. Aber die Öffentlichkeit belächelte bald seinen Aufklärungseifer, vor allem den Verdacht, die Stasi habe Oppositionelle mit radioaktiver Strahlung verseucht. Später lieferte die Gauck-Behörde Beweise, da war Fuchs aber schon an Blutkrebs gestorben. Dass er selbst verstrahlt gewesen sein könnte, hatte er nur noch leise geäußert, um nicht als Paranoiker gebrandmarkt zu werden.

Klarer als alle Historiker analysierte dieser Schriftsteller den Psychoterror der Stasi. Ist es Zufall, dass heute kein einziges seiner auch in literarischer Hinsicht verehrungswürdigen Bücher mehr lieferbar ist? Nicht *Gedächtnisprotokolle* (1977), nicht *Pappkameraden* (1981), nicht *Zersetzung der Seele* (1995), nicht *Magdalena* (1998). Nur in der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, am Ort seiner Inhaftierung, kann man noch ein paar Exemplare kaufen. »Es ist nicht vorbei«, sagte Fuchs 1998, ein Jahr vor seinem Tod. Wenn heute die Stasis aufmucken, wenn sie Journalisten verklagen, Zeitzeugen einschüchtern oder Schießbefehle leugnen – dann behaupte keiner, Jürgen Fuchs habe uns nicht gewarnt. **EVELYN FINGER**

Ein Ritter …

Fortsetzung *von Seite 57*

tellektuellen nahelegt. Sein Roman *Der englische Patient* wurde millionenfach verkauft. Von dem Film, der aus diesem Buch entstand, haben Leute gehört, die nicht wissen, dass es ein Buch mit gleichem Titel gibt, und nicht ahnen, dass der Film nur ein Fragment dieses fein gewirkten Textes aufnimmt. Der neue Roman, in seiner Form der radikalen Komplexität, ist vielleicht das gewagteste Werk des Autors, und wieder gibt es Szenen und Satzfolgen, die man auswendig lernen möchte.

Wenn Ondaatje über sein Werk redet, ist es so, als erstaune ihn der Erfolg. Hochgelobte Lyrikbände zunächst. Dann zwei dokumentarische Bücher über Billy the Kid, den Westernhelden, und Buddy Bolden, Jazzmusiker, Collagen aus Bildern, Gedichten, Erzählfragmenten. Die Geschichte seiner Familie in Sri Lanka, mit Ehetragödien, spleenigen Tanten, exzentrischen Dandys, alle am Ende der Welt oder darüber hinaus – wen könnte so was interessieren, außerhalb des Clans? Es kam ein Brief aus Texas, der berichtete, die eigene Familie sei genau getroffen! Gelächter. Michael Ondaatje ist ein kleiner Mann, nun schon über 60, sein Haar eine weiße Wolke. Aber doch ein Mann mit einer kompakten Ausstrahlung, sinnlich, sagen selbst Männer. Einer, der einer Frau die Tür des Wagens aufhält.

Der Besuch hatte sich einen Ausflug in die Welt der Dichtung gewünscht: das monströse Viadukt, das Menschenleben verschlingende Brückenungetüm aus seinem Toronto-Buch, sollte es das wirklich geben? Er steuert durch *downtown* Toronto. Der Wagen: Mittelklasse, in Kanada ist Protzen nicht angesagt. In der trendigen Bloor Street zackt zwar ein Libeskind-Museumsbau mit gigantischen Glassplittern über den Bürgersteig, aber auf der anderen Seite der Straße hockt eine multischattierte Großfamilie auf der zusammengehauenen Veranda eines alten Coffeeshops und reduziert Pancake-Stapel. Überhaupt viele Schattierungen hier, Weißhäutige sind eindeutig in der Minderheit, Ondaatje wirkt nicht die Spur so exotisch, wie die obligaten Beschwörungen auf Buchrücken »in Ceylon geboren, nach Kanada ausgewandert« vermuten lassen. Der Wagen schwimmt im Verkehr, in Richtung Osten. Wir streifen Cabbage Town, wo einst makedonische Einwanderer mit Kohldampf ihre Häuser mit Essbarem umpflanzten und heute gedrechselte Buchsbaumsäulen die denkmalgeschützten Fassaden bewachen, welche Geschichten sich dahinter wohl verstecken. Wir sind nun in der Geraden auf die Prince Edward Bridge. Und dann setzt die Brücke in atemberaubenden, weit gespannten Eisenbögen über eine tiefe Schlucht, welche die City im Osten begrenzt.

Spielzeuglaster gleiten lautlos über ihren Kamm. Ein grauer Zug fädelt sich, eine Etage tiefer, entschlossen in den Bauch der Konstruktion. Einmal unter dieser Brücke stehen, so hatte es sein sollen, den Kopf in den Nacken legen und hochschauen entlang der Streben, die sich im Bauch der Schlucht festkrallen und oben die Trassen tragen, die von den Arbeitern damals über den Abgrund geschoben wurden. Auf denen sich, in einer Nacht des Romans *In der Haut des Löwen*, ein Geschwader von Nonnen zu weit nach vorne wagte, bis der Wind eine von ihnen, Alice ihr Name – ach, es kommt alles anders, im Buch wie im Leben. Die Weiterfahrt unter die Brücke ist über Nacht abgesperrt worden. Etwas muss vorgefallen sein, sagt Ondaatje, wir starren in die Schlucht, das Gebüsch in der Talsohle starrt zurück. Fahren wir zum Strand, sagt Ondaatje.

Wir rollen über verschlungene Autobahntrassen nach Süden. Eine Landschaft verstaubter Industriebauten. Keine Schilder. Mitten in einer Unkrautbrache hat jemand eine braun gerostete Fußgängerbrücke abgesetzt und vergessen, Kinder stehen auf der Brücke, als warteten sie auf etwas. Vorbei. Hinter der Uferböschung schimmert das Blau des Sees. Der Wagen läuft aus. Auf einer Campingbank aus Beton hockt eine Gruppe Männer. Trainierte nackte Oberarme. Sie sind umringt von Kampfhunden. es geht erregt zu. Ondaatje lenkt den Wagen wortlos in einem flüssigen Schwenk zurück auf die Straße. Okay!

Wir zielen nun gen Westen und durchqueren also die Stadt in umgekehrter Richtung, zurück. Die Universität soll sehenswert sein. Ein Gebäude, womöglich entführt aus Cambridge, England? Edle graue Fassaden – und verlassen. Semesterferien!

Der Wagen hält am Straßenrand, ein wenig erschöpft von den Ondaatjeschen Wanderschleifen. Einen Steinwurf von hier entfernt sind wir gestartet. Nur ein paar Schritte über die Straße, einen Fußweg entlang und dann um mehrere Häuser herum befindet sich der Verlag Coach House Books. Ein Relikt der sechziger Jahre, das sich mit zeittypischer Unverfrorenheit in seiner Remise aus Backstein gegen die herandrängenden Türme der Finanzwelt behauptet. Über ein Vierteljahrhundert lang war Ondaatje ein Mitglied des Herausgeberteams, Coach House Books ist so etwas wie seine Heimat.

Ein Geruch von Maschinenöl und trockenem Papier. Gleich unten, The Heidelbergs, gigantische schwarze Druckmaschinentiere, 6 Meilen Papier pro Tag, 5000 Seiten die Stunde, sagt der Verleger Stan Bevington mit Stolz, hier also ist Ondaatjes erster Lyrikband durchgelaufen, *The Dainty Monster,* 1967, und Bücher von William Burroughs, Allen Ginsberg, dem Verlagsheiligen bp Nichol. Stan mit seiner goldenen Rundbrille verbreitet, wie seine Maschinen, die Aura eleganter Antiquität, aber hat natürlich schon die Neuerscheinungen gesichtet.

»Wie fandest du Gills Roman?«, fragt Stan, Ondaatje sagt: »Großartig!« Stan: »Für einen Erstling.« Ondaatje: »Gill Adamson! Hier hat sie ihren ersten Lyrikband veröffentlicht!« Stan sagt: »Ein Wahnsinn, der Bergrutsch mittendrin!«, worauf Ondaatje schnell und leise droht: »Jaja, verrat es nur.«

Eine steile Treppe hoch, im legendären Coffee Room, sind Gruppenfotos des Verlagsteams an einen Deckenbalken gepinnt und wellen sich unter dem Einfluss von Qualm und Ideen, die vom Tisch darunter zu ihnen aufgestiegen sind. Ein Foto pro Jahr. Aus verwegenen Kerlen werden rundere und zugleich lichtere Herren, da, Ondaatje mitten unter ihnen. Und immer wieder zusammengetroffen.

In Ondaatjes Romanen leben die Menschen in Notgemeinschaften. In *Divisadero* bringt ein Mann, dessen Frau im Kindbett gestorben ist, mit dem eigenen, nun mutterlosen Baby gleich ein weiteres Mädchen aus dem Krankenhaus mit, das ebenfalls seine Mutter verloren hat. Anne also und Claire. Wie Zwillinge, aber doch keine. Dazu Cooper, der als Kleinkind von dem jungen Paar angenommen worden war, nachdem ein Gewaltverbrechen seine Familie ausgelöscht hatte. Coop wird später von seinem Adoptivvater mit Anna beim Liebesakt erwischt, zwei Geschwister, die ja auch keine sind, »keiner von beiden tat den ersten Schritt«, heißt es. »Es war, als triebe beide ein Herzschlag an.« Es gibt kaum jemanden, der wie Ondaatje die Liebe beschreibt, unsentimental, kraftvoll, unausweichlich. Dann die Schläge des Alten, »wie eine Axt«, heißt es.

So reißt es alle auseinander, übrigens eine Umkehrung der Geste, mit der Ondaatje im *Englischen Patienten* eine Gruppe von Versehrten versammelt hatte, in der Villa vor Florenz – die traumatisierte Krankenschwester, den verbrannten Engländer, Caravaggio, einen gefolterten Spion, und Kip, einen Sikh, der es auf sich genommen hat, die Bomben zu entschärfen, die um sie herum versteckt sind und in jedem Augenblick ihrer prekären Existenz hochgehen könnten. Was man als eine Grundsituation des Ondaatjeschen Kosmos bezeichnen könnte.

WIE EIN PARADIES erinnert Michael Ondaatje seine Kindheit in Sri Lanka. Toben in Wasserfällen mit seinen Geschwistern! Dann, mit elf Jahren, der Umzug nach England. Schon steckte er in einer englischen Schuluniform

beide Fotos: © privat; links aus: »Michael Ondaatje. Es liegt in der Familie«, Carl Hanser Verlag, München 1992; Foto rechts: privat

Sie weinen, wenn Sie von Ihrer Familie in Sri Lanka träumen, warum?

»Tue ich das?«

Auf der ersten Seite Ihres Familienbuches.

Ja, da war was. Ein Albtraum, glaube ich.

Sie beschreiben Ihre Kindheit in Sri Lanka als Paradies. »Das letzte Anwesen, auf dem wir als Kinder lebten, hieß Kuttapitiya und war berühmt für seine Gärten«, heißt es im schönen Rhythmus. Dann zerbrach die Ehe Ihrer Eltern, mit elf sind Sie Ihrer Mutter nach England gefolgt, haben Ihren Vater verloren. Ein Albtraum.

Ach, in Sri Lanka hat man ja nicht diese Vorstellung von der Kernfamilie. Eine Schwester und ich waren zunächst bei Onkeln und Tanten untergebracht, es schien vollkommen normal.

Können Sie sich an den ersten Tag in England erinnern?

O ja. Man hatte mich in Ceylon auf ein Schiff gesteckt, ich reiste 21 Tage über das Meer …

Alleine? Mit elf?

»Niemand machte sich Sorgen, es war eine unschuldige Zeit! Ich kam in Tilbury an, im Süden Englands, meine Mutter holte mich ab. Am zweiten Abend schleppte sie mich ins Theater, zu einem Stück, es ging um eine Hochzeit. Ich, ein Elfjähriger, zum ersten Mal in meinem Leben in langen Hosen und Strümpfen, mit festen Schuhen, sitze also in diesem Theater und denke: Hochzeit? Wie wollen sie die große Kirche auf die Bühne bringen?!«

Wurde England ein Zuhause?

»England? Nein!«

Man schickt ihn auf eine Privatschule. Kip, der Sikh, spricht im Englischen Patienten von der Gewöhnung an den Raum der Unsichtbarkeit. Ondaatje wird auf grimmige Weise sehr heiter, wenn er von seiner Schule erzählt. Interessanter Laden, eigentlich. Hatte sogar berühmte Autoren unter den Ehemaligen, PG Wodehouse und so, über die natürlich nie geredet wurde, er sagt: »Ich habe erst später gemerkt, dass es auch andere mit Anzeichen von Depression gab.« Er lacht.

Was für eine Welt war die englische Schule, worum ging's, was konnten Sie da lernen?

»Sport, Teamgeist, diese englischen Schuldinge, Sie wissen schon.«

Sie hassten es.

»Nein. Es war mir nicht wichtig. Ich machte viel Sport. Es ging mir gut. Auch wenn ich Englische Literatur, in der ich am besten abschnitt, nicht bis zum Schluss machen konnte, weil ich schlecht in Mathematik war. Es war ein Lernerlebnis erster Sorte. Wie man sich zu benehmen hatte.«

Ein Schnellkurs in sozialer Semiotik?

»Wenn man sein Jackett zuknöpfte, war man ein Präfekt, aber wenn man kein Präfekt war, und das Jackett zugeknöpft hatte, war man in Schwierigkeiten. Der Farbe des Schlipses, die Abzeichen am Jackett! Kennen Sie *If*?«

If war ein Kultfilm für eine Generation deutscher Studenten, die sich empörten über die Gewalt der Klassengesellschaft und heute ihre Kinder gerne in die von *If* vorgeführten englischen Internate schicken, weil sie das deutsche Schulsystem frustrierend finden. Gab es Diskriminierung?

»Schon irgendwie. Na ja, nicht zu wenig.«

Sie fühlten sich als Außenseiter?

»Ja. Ich fühlte mich als Außenseiter.«

Ondaatje geht mit 19 Jahren zu seinem Bruder nach Kanada, studiert Literatur, unterrichtet Literatur, fängt irgendwann an zu schreiben. In seinen Büchern sind die Figuren für sich. Sie handeln, als säße in ihnen ein Autopilot, den sie nicht selber einstellen können. Schicksal wäre dafür vielleicht ein großes, aber richtiges Wort. Rationalität spielt keine Rolle, was man vielleicht auch nicht erwarten kann bei einem Autor, der seine Texte aus den Eingebungen heraus erfühlt.

Es sind, deshalb kaum erstaunlich und immer wieder anrührend, Menschen in großer Unschuld. Er bietet ihnen keinerlei Schutz in Beziehungen, das Zusammenkommen von Menschen führt früher oder später zur Abstoßung voneinander. Er führt seine Figuren, emotional und auch physisch, an die Grenze des Erträglichen. Man könnte eine nicht enden wollende Liste aufmachen mit den körperlichen Versehrtheiten dieser Figuren, von der verkohlten Oberfläche des englischen Patienten, den fehlenden Daumen Caravaggios, Coopers taub geprügeltem Verstand, dem Hinken seiner Fastschwester Claire, dem Glassplitter im Auge des Schriftstellers Lucien Segura. »Hau ab, Billy, oder ich leg dich um«, heißt es auf der ersten Seite von *Billy the Kid*. Man könnte es als Motto für das Werk nehmen, wenige Zeilen später gibt es die ersten Toten, Schulter weggerissen, Kopf zersplittert. Es ist, als suche Ondaatje etwas im Zentrum der Gewalt, was leichter nicht zu haben ist.

Es gibt kaum böse Menschen in Ihren Büchern, aber so viel Gewalt. Gewalt ist oft der Motor des Geschehens. Stärker als der Wille der Menschen.

»Stimmt.«

Macht Gewalt Ihnen Angst?

»Ja. Ich glaube schon. Ja, ich glaube, ich habe Angst vor Gewalt.«

In *Anils Geist* dreht sich alles um Gewalt, um die Massaker im Bürgerkrieg von Ceylon, und das Buch wird mit jedem Lesen dunkler.

»In *Anils Geist* ist die Gewalt endlos.«

Wie empfinden Sie diese Düsternis beim Schreiben?

»Es war sehr schwierig, das zu schreiben. Ich musste dreimal tief durchatmen, um das Thema anzupacken. Ich hatte sehr lange vorgehabt, darüber zu schreiben. Es war der Horror. Die Recherche, meine ich.«

Wie recherchiert man Massenmord?

»Ich bin mit Ärzten durch Sri Lanka gereist. Ich war mit Anthropologen in Guatemala unterwegs, ich habe an einem Seminar teilgenommen, in dem Forensiker ausgebildet wurden. Ich bin, während ich schrieb, viele Male zurückgefahren nach Sri Lanka, habe Unterlagen in einem Dokumentationszentrum studiert … Was das Schreiben erst möglich machte, war, die Perspektive einer Ärztin zu wählen, die den Körper erst sieht, wenn er tot ist. Alles, solange sie nicht die Hinrichtungen bezeugen müsste, das wäre Pornografie geworden.«

Die Ärztin macht es sich zur Aufgabe, die Wahrheit über diesen einen Toten herauszufinden – und es gelingt. Welche Wahrheit aber liegt hinter den vielen miteinander verschlungenen Geschichten, die Sie in *Divisadero* erzählen?

»Es wären für mich die Echos in diesen Geschichten. Jeder muss seinen eigenen Weg gehen, aber vielleicht kommen sie, wie beim Jazz, irgendwann wieder zusammen. So wie Anna über ihren Vater redet und Segura über seine Kinder, so reden sie letztlich über dasselbe. Es wäre so etwas wie Erkenntnis. Ein Zeichen – von emotionaler Heilung.«

Alle, so alleine sie sind, sind doch damit beschäftigt, sich um andere zu kümmern, man könnte das für ein christliches Thema halten, wüsste man nicht, dass der Autor, in der anglikanischen Kirche groß geworden, von sich sagt, er habe den Buddhismus, der das Leben auf Sri Lanka durchtränkt, schon immer faszinierender gefunden. Mitgefühl wäre der passende Begriff, Mitgefühl als Tugend. Hana versorgt den englischen Patienten, in Roman *In der Haut des Löwen* rettet ein Bauarbeiter die von der Brücke fallende Nonne mit dem Namen Alice, die später eine Tochter Hana bekommt, die ein Freund ihrer Mutter aufzieht, weil Alice bei einem Sprengstoffattentat umkommt.

Anna, die in der Straße wohnt, die *Divisadero* heißt und dem Roman ihren Namen leiht, erzählt das Leben von Claire und Coops, als Fantasie, um sie so zu begleiten. »Ich halte in der Ferne nach denen Ausschau, die ich verloren habe, und so kommt es, daß ich sie überall sehe«, sagt Anna.

Erzählen also als Verweilen. Wörter sind Berührungen, aus der Distanz. Man könnte sagen, Erzählen bringt so das Wesen von Sprache zu sich. Die Breite des Erzähltableaus mag verwirren, das Wesentliche findet sich in der Tiefe. Dort berührt es einen. Ondaatjes Bilder erreichen ihre Leser wie sonst vielleicht nur Musik.

»Als er älter wurde, entwickelte er eigene Wörter, als hätte er sie Zweig für Zweig von einem lichten Feld gesammelt. Er sagte ein paar Worte zu sich selbst, Worte über ein rostiges Tor oder ein nervöses Tier, das ein Boot betreten sollte, und diese gesprochene Szene wurde für ihn unauslöschlich«, heißt es über den Schriftsteller Segura als jungen Mann, der später, als er alt ist und die Geschichte vorbei, in ein Boot tritt, dessen Planken verrottet sind.

So weit zu dem Schriftsteller im Buch. Der andere winkt knapp zum Abschied, fädelt dann seinen Wagen in den Verkehr auf der Bloor Street ein, fährt, gelegentlich stockend, weiter.

Michael Ondaatje: Divisadero
Roman; Aus dem Englischen von Melanie Walz; Carl Hanser Verlag, München 2007; 377 S., 21,50 €

Die erwähnten anderen Bücher von Michael Ondaatje sind im Carl Hanser Verlag oder Deutschen Taschenbuch Verlag erhältlich

Kant gut, alles gut

Otfried Höffe beantwortet die Frage, ob Tugend glücklich macht, mit alten Kollegen aus Königsberg VON HILAL SEZGIN

Loyalität ist eine feine Sache. Und doch kann es einem auf die Nerven gehen, wenn überzeugte Kantianer konsequent alles, was philosophisch gut und richtig ist, bereits bei ihrem Mentor gesagt finden. Was das Studium sonstiger philosophischer Werke angeht, drängt sich geradezu der Eindruck auf, diese könnten höchstens noch der Anregung dienen; denn wenn man bei einem anderen Autor auf eine wertvolle Einsicht gestoßen ist, wird man sie danach auch bei Kant selbst entdecken. Diese bis ins antike Athen ausholende und dann doch immer wieder ins bürgerliche Königsberg zurückkehrende Bewegung charakterisiert auch Otfried Höffes neue Studie über *Lebenskunst und Moral.* Ausgangsfrage ist die nach der Vereinbarkeit von Glück und Moral: Verringert, wer ein guter Mensch sein will, seine Chancen auf ein freudenreiches Leben? Ist der Mensch vorrangig ein nach Glück oder ein nach Moralität verlangendes Wesen?

Er ist beides, antwortet Höffe, der die Integration zweier oft als unvereinbar angesehenen moralphilosophischen Ansätze verfolgt: die einer aristotelisch inspirierten Tugendethik mit der klassischen Pflichtenethik à la Kant. Zwischen beiden werden Parallelen gesucht und gefunden, Harmonie und gegenseitige Ergänzung – es ist gewissermaßen ein Yin-und-Yang-Modell der Moralphilosophie, das Höffe präsentiert. Doch wie bei Yin und Yang kommt man auch hier bei genauerem Hinsehen nicht gänzlich ohne Rangordnung aus: Die Moral hat im Konfliktfall das letzte Wort. Dass aber der Wunsch nach Glück und der Wille zur moralischen Autonomie einander gar nicht so sehr widersprechen, wie es die Ausgangsfrage suggeriert, dass beide bisweilen zwar in einem Spannungsverhältnis stehen können, aber über weite Strecken doch geradezu Hand in Hand arbeiten, ist Höffes feste Überzeugung.

Belegen will er sie, indem er Tugendethik und Pflichtenethik jeweils handlungstheoretisch rekonstruiert. Die Erstere erfährt so eine Umwandlung zur »Strebensethik«: Das Streben nach Glück wird verstanden als reflektiertes Handeln, das das Gute einer gelungenen Biografie im Ganzen anvisiert. Die kantianische Moral versteht Höffe analog als »Willensethik«, für die weniger das Ziel des Handelns als seine Intentionen zentral sind; das unbedingt Gute ist hier die Willensfreiheit oder Autonomie.

Der argumentative Mehrwert einer solchen Neubenennung in Streben und Wollen sei dahingestellt. Höffe jedenfalls dient die Handlungstheorie dazu, Ähnlichkeiten herauszuarbeiten und scheinbare Gegensätzlichkeiten zu mindern. Für Höffe sind Tugenden selbst zwar noch nicht an der Moral, aber doch schon an der Idee des Sozialen ausgerichtet; sie bereiten die Moralität vor, indem auch für das gute Leben Frustrationstoleranz, Triebverzicht und Charakterformung erlernt werden müssen. Mehr noch: Mit dem Glück verfolge auch die Strebensethik bereits ein quasitranszendentales Ziel. Und so wird vor den staunenden Augen des Lesers nach und nach ein bunter Strauß von Tugenden – Besonnenheit, Gelassenheit, Selbstvergessenheit, Lebensklugheit, Tapferkeit, Freigebigkeit und Gerechtigkeit – in einen Kranz für Kant gewunden.

Erschwert wird die Lektüre dadurch, dass erstens dieses quasihegelianische Vorhaben einer Aufhebung von Aristoteles in Kant nicht von Anfang an klar herausgestellt wird und das Buch zweitens mehrere unterschiedliche Sorten von philosophischer Literatur in sich vereint. Die Darstellung der Ausgangsproblematik geschieht auf einem nicht allzu hohen Abstraktionsniveau, dafür mit einer schönen inhaltlichen Sorgfalt, die das Buch als Diskussionsgrundlage für ein philosophisches Seminar oder einen Diskussionskreis wunderbar geeignet erscheinen lässt. Die anschließende Bearbeitung der Fragestellung allerdings zerfällt in einen populärwissenschaftlichen und einen expertenhaft-akademischen Teil, was aufs Ganze gesehen eine unglückliche Mischung abgibt: Welche Sorte Leser soll das gut gelaunt durchhalten?

Obwohl sich Höffe von Glücksratgebern und der sogenannten Weisheitsliteratur abzusetzen sucht, findet sich auch bei ihm so manche Perle, die man in einem Kalender zweitverwerten könnte. So erfährt der Leser programmatische Allgemeinplätze wie »Gründliche Philosophie fragt nach«, oder dass Sinnenlust »nicht die einzige Bestimmungsmacht sein [darf], der sich der Mensch sklavenartig unterwirft«. Man erhält die Empfehlung, Vorfreude auszudehnen und auszukosten, sowie eine zur gesunden Dosierung der Schadenfreude: »Dass man jeden Sadismus fernhalten soll, ist allzu selbstverständlich, auch dass man bei fremdem Missgeschick keine tiefe Genugtuung empfindet, einen leichten Anflug vielleicht, tiefe Schadenfreude aber auf keinen Fall« – gut aber, dass das Selbstverständliche noch einmal erwähnt wurde!

Ungleich tiefer in die Details taucht dagegen Höffes Exploration des Kantschen Universalismus ein. Nachdem man aber aus den vorangegangenen Kapiteln die Erkenntnis mitgenommen hat, dass das Leben kurz ist und man es – in den Grenzen des Anstands! – genießen sollte, ist man hier versucht, einiges zu überblättern. Eins merkt man trotzdem: Der hingebungsvollen Exegese dessen, was Kant zu allem, das in den letzten Jahrhunderten den Horizont der Moralphilosophie kreuzte, geäußert hat oder hätte, steht ein bedauerlicher Mangel an Geduld gegenüber, was andere Modelle angeht. Im Galopp werden Gefühlsethik, Utilitarismus und Diskursethik aus dem gegnerischen Sattel gehoben. Das ist, philosophisch gesehen, äußerst unsportlich. Umgekehrt hat nämlich Kant – falls der Leser dies noch nicht geahnt hat – jeden Vorwurf, den man seinem System machen könnte, längst vorausbedacht und widerlegt.

Ein weiteres Missverhältnis lädt zu der Frage ein, ob das Unternehmen den getriebenen Aufwand letztlich wert ist: Gemessen daran, dass er gegen alle möglichen Anwürfe verteidigt werden soll, ist Kant, wie er am Ende moralisch dasteht, durch und durch konventionell. Wir sehen vor uns die altbekannte Moral des jungen bürgerlichen Zeitalters, die sich seitenweise abquälte mit Fragen des Eigentums und der Vertragstreue und der Problematik, wie sich die ehedem religiösen Gebote säkular begründen ließen. Warum darf auch der Agnostiker nicht stehlen, lügen oder Versprechen brechen? Der Schulbuch-Kant scheint vorrangig aus einer Liste solcher elementarer negativer Pflichten zu bestehen; und viel zu schnell werden auch von Höffe die traditionell supererogatorisch genannten Pflichten der Hilfeleistung weiterhin auf ihren Platz als Stiefkinder der Moral verwiesen: Schön, wenn es dazu kommt, aber geboten ist das aktive Gut-Sein nicht.

Es sind aber andere moralische Fragen, die uns heute bewegen und an denen sich der kategorische Imperativ beweisen muss. Wir fragen nicht mehr: Darf ich stehlen? Sondern: Darf ich kaufen – auch wenn ich weiß, dass dieser Blumenstrauß von unterbezahlten Arbeiterinnen im Pestizidnebel gepflückt wurde? Wir fragen auch nicht mehr: Darf ich lügen? Sondern: Ist es ungebetene Einmischung oder couragierte Fairness, wenn ich der Nachbarin mitteile, mit wem ihr Mann seine Geschäftsreisen verbringt? Wir fragen auch nicht mehr: Darf ich töten, sondern: Welche Motive stehen wirklich hinter unseren Kriegen? und: Bezieht sich das Tötungsverbot nur auf Menschen oder auch auf die Mitglieder anderer Spezies?

Keine dieser komplexen Verschränkungen von Empirie und Normativität wird bei Höffe angesprochen. Und nicht einleuchten will daher auch dessen geradezu triumphale Feststellung, dass die Moral – anders als wissenschaftliche oder praktische Zusammenhänge – keine große kognitive Leistung abverlangt: »Der … Ehrlichkeit kann man dagegen so gut wie ohne Weltkenntnis und empirisch-pragmatische Urteilsfähigkeit folgen. Man braucht nur zweierlei zu wissen: dass Lüge Lüge ist und dass kein rechtschaffener Mensch seine Zukunft auf seiner den Mitmenschen zerstörenden Lüge aufbaut. Man darf verallgemeinern: Die zur autonomen Moral erforderlichen Leistungen sind ziemlich gering.« – Nein. Nein! Denn wo, bitte, finden wir eine derart einfach gestrickte moralische Welt, in der Loyalität keinen Preis hat, in der Lüge einfach Lüge und jede mögliche Schuld an ihrem Kainsmal zu erkennen ist?

Otfried Höffe: Lebenskunst und Moral
Oder macht Tugend glücklich? C. H. Beck Verlag, München 2007; 391 S., 24,90 €

Foto: Herlinde Koelbl; zu sehen im Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg, 31. August bis 18. November 2007

Wuschel, Stoppeln, Fluten, Kringel

Haare wärmen. So knapp ließe sich beschreiben, was an Haaren natürlich ist, alles andere zum Thema ist zwischen Banalität und Skandal angesiedelt. Haare bedecken Haut – aber wo, an wessen Körper, in welcher Zeit des Lebens oder der Geschichte, das alles eröffnet weite Felder des Experimentierens mit einem Stoff, der vieles zulässt, nur das nicht: sein Wachstum zu bremsen. Die Münchner Fotografin Herlinde Koelbl hat sich dem Thema sechs Jahre lang hingegeben. Es sind Studien in Texturen und Posen. Wuschel, Fluten, Stoppel, Kringel. Als Extremfälle, sozusagen Koelbl-typisch. Jedes Bild ist ein kleiner Schock **(Herlinde Koelbl: Haare;** Verlag Hatje Cantz, Ostfildern 2007; 175 S., 39,80 €). Am 31. August öffnet im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe die Ausstellung »Haare« (bis 18. November), die später in die Münchner Villa Stuck weiterzieht (13.3.–15.6.2008).

BUCH IM GESPRÄCH

Brillante Analyse des Terrorismus

An Büchern über Terror und Terrorismus herrscht seit dem 11. September 2001 kein Mangel. Und viele sind Schnellschüsse. Auf das Buch von Louise Richardson trifft das nicht zu. Die Harvard-Professorin, die aus Irland stammt und das vertrackte Zusammenspiel von Terror und staatlicher Gewalt aus der Nähe kennt, hat ein Buch vorgelegt, das mit Legenden und Spekulationen aufräumt.

Was die Ursachen des Terrorismus betrifft, so liegen sie für die Autorin nicht in den objektiven Lebensbedingungen, sondern »in einem tödlichen Cocktail, der aus einem entfremdeten Individuum, einer Terror gutheißenden Gemeinschaft und einer legitimierenden Ideologie besteht«. Zwischen Armut und Terror existiert demnach kein direkter kausaler Nexus. Armut ist keine Ursache des Terrorismus, aber ein Risikofaktor dafür.

Terroristen sind, Richardson zufolge, rational handelnde Menschen, die ein politisches Ziel – das pervers oder hybrid sein kann – erreichen wollen. Terrorismus ist eine politische Strategie, die weder an eine Staatsform gebunden ist noch an eine Religion. Dies muss zur Kenntnis nehmen, wer gegen den Terrorismus vorgehen will. Die Motive von Terroristen sind weniger individuell als vielmehr politisch, ethnisch, national, sozial oder religiös begründet, wobei sich diese Momente stark vermischen können. Das gilt insbesondere für politische und religiöse Motive.

Zu den beständigsten Terrorbewegungen gehörte der ethno-nationalistische Terrorismus – etwa in Irland. Er überlebte, weil er eine starke Bindung an die Bevölkerung hatte. Momentan am häufigsten sind terroristische Selbstmordanschläge, die seit der Antike bekannt sind. Selbstmordattentäter handeln im Grunde wie Soldaten: In Loyalität zu einer Gruppe und einem politischen Ziel geben sie ihr Leben hin, um andere Menschen zu töten. Sie agieren analog zu Horaz' Devise: »Beglückend und ehrenvoll ist es, fürs Vaterland zu sterben.«

Während Louise Richardson im ersten Teil des Buches ein immenses empirisches Material zusammenträgt, geht sie im zweiten Teil mehr analytisch vor. Dieser handelt von den staatlichen Reaktionen auf den Terrorismus. Die amerikanische Regierung antwortete auf den 11. September mit einer »Kriegserklärung gegen den Terrorismus«. Damit adelte sie Terroristen zu Kriegsgegnern. Gleichzeitig aberkannte sie den vermeintlichen Kriegsgegnern jedoch die Gleichberechtigung, nannte sie »ungesetzliche Kombattanten« und beging einen kapitalen Fehler: Mit der Einrichtung des Lagers in Guantánamo verließen die USA den Boden des Völkerrechts und der Genfer Konventionen. Sie machten sich damit unglaubwürdig.

Das Desaster des »Krieges gegen den Terrorismus« war absehbar: Die sowjetischen Truppen erlebten in Afghanistan dasselbe. Übermächtige militärische Gewalt beruhigt zwar vorübergehend die Lage, schafft aber vor allem »Rekrutierungsgoldgruben« für terroristische Organisationen.

Louise Richardson skizziert einen Strategiewechsel: Terroristen sollten wie Kriminelle mit verdeckten Ermittlungen und in internationaler Zusammenarbeit verfolgt werden. Parallel dazu muss die Bevölkerung durch geeignete wirtschaftliche und politische Maßnahmen gewonnen werden. Es geht um eine Kombination von Zwangsmaßnahmen gegen Gewalttäter und Beschwichtigungsangeboten für potenzielle Rekruten terroristischer Bewegungen. – Man kann der brillanten Analyse nur viele Leserinnen und Leser wünschen. RUDOLF WALTHER

Louise Richardson: Was Terroristen wollen
Die Ursachen der Gewalt und wie wir sie bekämpfen können; aus dem Englischen von Hartmut Schickert; Campus Verlag, Frankfurt a. M. 2007; 382 S., 22,– €

KRIMINALROMAN

TOBIAS GOHLIS

Polnisch Kompott

Ulrich Ritzel spielt Forellenquintett in trauriger Kleinstadtkulisse

Um Kriminalromane zu schreiben, braucht man Weltkenntnis. Deshalb geben erstaunlich viele Krimiautoren »Journalist« als Erstberuf an. Der US-Amerikaner Michael Connelly beispielsweise, dessen Gerichtsthriller *Der Mandant* gerade von der Krimi-Welt-Bestenliste zu einem der besten Krimis im September gewählt wurde, startete als Gerichtsreporter. Gerichtsreporter war auch Friedhelm Werremeier, bevor er seinen leider schon fast vergessenen Kommissar Trimmel ausschickte, um die Skandalchronik der Republik in den siebziger und achtziger Jahren zu schreiben. Skandale sind **Ulrich Ritzels** Sache eher nicht. Dazu ist der 1940 geborene Schwabe, der beinahe vierzig Jahre lang als Lokalreporter tätig war, zu introvertiert, zu skeptisch, zu wenig auf Sensation aus. 1980 erhielt er den Wächterpreis der deutschen Tagespresse für die Aufdeckung eines lokalen Kartells in Friedrichshafen. Journalistische Recherche hält er auch heute noch, inzwischen ins Romanfach gewechselt, für die effektivere Maßnahme, um öffentlichen Missbrauch anzuprangern.

In seinem sechsten Kriminalroman **Forellenquintett** (btb, München 2007; 384 S., 17,95 €) kehrt Ritzel zurück an den Tatort Friedrichshafen, aber mit Literatur. Für den jungen Pianisten, der in Katowice die ihm aufgehalste Plastiktüte mit abgetrenntem Frauenkopf darin in einem Beichtstuhl ablegt, mit einem Päckchen »polnisch Kompott« die Grenze überquert, in Berlin niedergeschlagen und dann von einem immer noch hoffenden Elternpaar als verlorener Sohn in der Bodensee-Hafenstadt aufgenommen wird, ist das ein weiter Weg. Namen- und erinnerungslos war er in der Psychiatrie gelandet, hatte dort nur einmal sein Schweigen gebrochen und Klavier gespielt. Dieses Wunder des autistischen Pianisten wurde Schlagzeile und entzündete die Sehnsucht der beiden Alten am Bodensee, deren Sohn vor siebzehn Jahren verschwunden war.

Dem musischen Kopf- und Drogentransporteur kommt die unverhofft angetragene Elternliebe auch recht, hat er sich doch für ein quasi buddhistisches Weiterleben entschieden: Schweigen und Hören und Dulden, was kommt. Doch so schnell wird man nicht gänzlich frei von Trieb und Begierde. Und so stößt der Annahme-Sohn in der Kommode des verschollenen Echt-Sohns auf die Kassette mit einer schnulzig-betörenden Einspielung des Schubertschen *Forellenquintetts,* und damit auf den Hinweis, der eine traurige, schmutzige Kleinstadtgeschichte zu Aufklärung und Abschluss bringen wird.

»Es sind die kleinen Dinge, in denen die große Dummheit sichtbar wird«, legt Ritzel einem empörten Bürger in den Mund. In diesem verwickelten Fall, von dem hier nur der Hauptstrang skizziert ist, bringen die kleinen Dinge neben Hinterlist, Dummheit und Gier noch weitere Grundübel nicht nur der Provinz zutage. Eine Erziehung vor allem, die stur an ewig-festen Werten orientiert ist und nicht an der lebendigen Entwicklung der Kinder, die Heuchelei, Verstellung und letztlich Selbstzerstörung produziert. Da klumpen sich plötzlich im kleinen reichen Friedrichshafen die neuen und die alten Realitätsverschlierer: die Designerdroge »polnisch Kompott«, das Immobiliengeschäft und der Neonazismus, die überbordende Elternliebe und die Sehnsucht, kein Sohn zu sein. So ist Kriminalliteratur im Glücksfall: viele Schichten und Stränge mischend, welthaltig, aber mit einem kleinen Sprung in der Alltagsschüssel. Und dennoch hell und klar, wie der kalte Mond, der in so einer nassen, romantischen Geschichte nicht fehlen darf. Hier werden Beziehungen enthüllt, Schwindel der komplizierten Sorte: im eigenen Kopf.

Foto: Rex Features/action press

LETZTES BILD
der Prinzessin beim Verlassen ihres Pariser Hotels. 21 Uhr 50, 30.8.1997. Dann der Unfall

Der Diana-Code

Vor 10 Jahren starb die Prinzessin der Herzen – und endlich wird das Drama ihres traurigen Lebens verstanden

VON URSULA MÄRZ

Es stimmt – sie war, wie kein Kommentar, kein Porträt in diesen Tagen zu erwähnen versäumt, die »meistfotografierte Frau des 20. Jahrhunderts«. Nur darf dabei eines nicht vergessen werden: die schwindelerregende Höhe des Bücherberges, der sich auf dem Fundament des modernen Prinzessinnenschicksals namens Diana auftürmt. Das Wachstum dieses Berges ist nicht ohne Komik. Denn es erschienen schon zu Lebzeiten Dianas und auch in dem Jahrzehnt, das seit ihrem Unfalltod vergangen ist, Bücher, sogenannte Biografien und Schlüsselloch-Machwerke, die nichts anderes vollbrachten als die närrische, unendlich redundante Expansion des von ihnen selbst geschaffenen Diana-Marktes.

Sie selber schuf ihr Leben als Enthüllungsgeschichte

Nun hat indes die Prinzessin der Herzen und des weltumspannenden Starruhms, etwas garstig gesagt, diesen Markt genauso gewollt und geschaffen. Denn die Frau mit der traurigen Kindheit und der verunsicherten Seele, mit dem gleichermaßen banalen wie betörenden Augenaufschlag, die Frau, die im publikumswirksam richtigen Moment den falschen Mann heiratete, an Essstörungen, gebrochenem Herzen und Launen litt, erkannte – spätestens im Jahr 1992, als sie Andrew Mortons Sensationsknüller *Diana. Ihre wahre Geschichte* mit Material versorgte – auf brillante Weise, dass aus diesem Leben vor allem eines zu machen war: das Perpetuum mobile einer biografischen Enthüllungsgeschichte. Einer Geschichte, an der noch die geringste und nichtssagendste Mitteilung für den globalen Boulevard von Interesse sein kann. Diana, so kann man es zumindest sehen, diente und dient diesem Boulevard als Bewusstseinsversicherung seiner Existenz. Als zeit- und epochengemäßes Fallbeispiel. Natürlich schnappt die medialisierte Menschheit nicht vor Überraschung nach Luft, wenn sie von Paul Burrell, dem persönlichen Butler und Intimus der Prinzessin, erfährt, diese habe die Angewohnheit gehabt, sich »beim Fernsehen und bei CDs die Hände und Unterarme mit langen streichenden Bewegungen einzucremen«. Das machen sehr viele Frauen zwischen Island, Kapstadt und Buenos Aires. Eben das ist der Punkt. Das Phänomenale an der Schicksalsgeschichte Dianas: Sie enthüllt, was auch immer Gegenstand der Enthüllerei sein mag, die kulturell restlose Verstehbarkeit, die globale Identifikationsfähigkeit des Diana-Codes. Für jeden zwischen Island, Kapstadt und Buenos Aires sind die Mitteilungen verstehbar, die im Leben, Leiden, Lieben, in den modischen Wandlungen und mimischen Aussagen einer Person stecken, die bis zu ihrer Scheidung den Titel Königliche Hoheit trug.

So wäre, wenn es denn noch ein Buch über Diana geben muss, im Idealfall eines denkbar, das Gesellschaftsroman, zeitgeschichtliche Interpretation und Biografie in einem ist; emphatisch folglich und zugleich analytisch kühl. Die kluge Tina Brown hat es geschrieben. Sie hat den Idealfall zustande gebracht. Sie war ganz einfach auch mit den besten Voraussetzungen am Werk. Eine intellektuelle Starjournalistin mit glasklarem, durchgehend anschaulichem, manchmal bissig scharfem Schreib- und Denkstil. Eine geborene Engländerin mit intimen Kenntnissen der englischen Upperclass, das heißt: ihrer komplexen hierarchischen und genealogischen Verhältnisse sowie des internationalen Jetsets. Tina Brown war Chefredakteurin von *Vanity Fair,* und sie war lange in Amerika als Chefredakteurin des *New Yorker* tätig. Überblick ist ihr Geschäft, immense Recherche ihre professionelle Tugend. Schon im Eingangskapitel stellt Tina Brown klar, dass es hier nicht um Spekulieren, um suggerierendes Enthüllen geht, sondern um aufklärende Objektivität. Sie fängt mit dem Ende der Geschichte an, dem Tod Dianas in der Nacht vom 30. auf den 31. August 1997 bei einem Autounfall in Paris und widerlegt erst mal alles, was dieser Unfall an Verschwörungstheorien, Mordversionen und Legenden hervorgebracht hat. Der Unfall, stellt Tina Brown klar, war ein Unfall ohne jede politische oder mythische Hintergründigkeit. Dass er grausam endete, lag an zwei profanen Fakten: Erstens war der Fahrer des Mercedes betrunken, zweitens waren drei der vier Mitfahrer nicht angeschnallt.

Erst die Biografin Tina Brown interpretiert die Figur Diana als Typ

Tina Brown holt historisch und erzählerisch weit aus. Das heißt, sie bettet die Figur Diana in ein Gesamtbild des englischen Adels, gesellschaftlicher Milieus und seiner Personenensembles und rückt so alles, was es über Diana zu sagen gibt, auch allen Klatsch und alle schmutzige Wäsche ins Licht des Symptomatischen. Das ist ein Unterschied ums Ganze. Wenn Tina Brown schreibt: »Am allerbesten sah Diana aus, wenn sie sich lässig kleidete. Einen geradezu spektakulären Anblick bot sie, wenn sie mittags vor dem Restaurant Caprice aus dem Auto stieg, in stonewashed Jeans und einem weißen T-Shirt, darüber ein wunderbar geschnittener blauer Blazer und an den nackten Füßen flache Schuhe …«, ist dies keine Mitteilung über die Kleidermanie einer unbeschäftigten Diva, sondern eine Mitteilung über die Demokratisierung von Kleiderordnungen im Zeitalter bedrängter Monarchien. Diana war, so kann man Tina Browns Buch zusammenfassen, eine Person, deren individuelle Probleme von den Problemen ihrer angeheirateten Rolle noch überragt wurden.

Tina Brown: Diana
Die Biographie; aus dem Englischen von Sylvia Höfer, Barbara Heller, Andrea von Struve und Rudolf Hermstein; Droemer Verlag, München 2007; 783 S., 19,90 €

GEDICHT

JORGE LUIS BORGES (1899–1986)

Adam cast forth

Gab es den Garten, oder war er Traum?
Ich fragte mich, langsam im vagen Licht,
fast wie um Trost, ob die Vergangenheit,
über die Adam, heut im Elend, herrschte,
nicht nur magische Spiegelung des Gottes
gewesen ist, den ich erträumte. Unklar
ist im Gedächtnis längst das Paradies,
doch weiß ich, daß es ist und dauern wird,
wenngleich nicht mir. Die trotzig harte Erde
ist meine Strafe, und der Schänder Krieg
der Kains und Abels und all ihrer Brut.
Und dennoch ist es viel, glücklich gewesen
zu sein, geliebt und auch berührt zu haben,
vielleicht, irgendwann, den lebenden Garten.

Jorge Luis Borges: Der Andere, der Selbe. Für die sechs Saiten. Lob des Schattens. Das Gold der Tiger
Der Gedichte zweiter Teil; a. d. Span. v. Gisbert Haefs; Hanser Verlag, München 2007; 490 S., 27,90 €

BÜCHERTISCH

VOLKER ULLRICH

Im Jahr 1962 gestand der Rüstungslobbyist Waldemar Papst in einem *Spiegel*-Interview, dass er als Stabschef der Gardekavallerieschützendivision für die Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts am 15. Januar 1919 verantwortlich gewesen war. Er starb 1970, ohne je von den westdeutschen Behörden belangt worden zu sein. Über zwei Jahrzehnte lang sammelte die Bremer Historikerin Doris Kachulle Material für eine Biografie über Papst, doch ihr früher Tod im Juni 2005 verhinderte, dass sie ihre Arbeit zum Abschluss bringen konnte. Nun hat es der in Bremen lebende Historiker Karl Heinz Roth unternommen, einige Aufsätze und Skizzen aus dem Nachlass von Doris Kachulle zu veröffentlichen und zu kommentieren. Eine Edition, die zugleich eine Gedenkschrift ist.

Doris Kachulle: Waldemar Papst und die Gegenrevolution
Vorträge, Aufsätze. Aus dem Nachlass hrsg. von Karl Heinz Roth; Edition Organon, Berlin 2007; 148 S., 12,50 €

Wie Perlen an der Schnur lagen die roten Hochburgen im Landkreis Osterholz bei Bremen. Hier machte sich 1903 der Sattlergeselle Friedrich Ebert auf Rednertour durch die Moordörfer. Denn es war der Wahlkreis des SPD-Abgeordneten, der später erster Reichspräsident der Weimarer Republik werden sollte. Und hier machte die KPD in den zwanziger Jahren der SPD heftig Konkurrenz. Ulrich Schröder, Geschichtslehrer an den Berufsbildenden Schulen in Osterholz-Scharmbeck, hat in vielen Archiven geforscht, alte Fotos gesammelt, sich durch Bände alter Zeitungen und Zeitschriften gearbeitet. Die Mühen haben sich gelohnt. Sein Buch zeigt, wie spannend und lehrreich auch heute noch eine regionale Geschichte der Arbeiterbewegung sein kann, wenn sie lebendig erzählt wird und über das Detail nicht die größeren Zusammenhänge aus dem Auge verliert.

Ulrich Schröder: Rotes Band am Hammerand
Geschichte der Arbeiterbewegung im Landkreis Osterholz von den Anfängen bis 1933; Donat Verlag, Bremen 2007; 480 S., 32,– €

REISEN

Foto: Andrea Klose/SIREN

Hände auf dem Rücken, Arme angewinkelt – so steht Monsieur Hulot auf der Aussichtsplattform von Saint-Marc am Atlantik und wacht wie ein **SCHUTZENGEL** über seinen Strand. Im Sommer 1951 wurde hier gedreht

Ferien bei Monsieur Hulot

Jacques Tatis Komödie hat den Strand von Saint-Marc sur Mer berühmt gemacht. Noch immer kommen Filmliebhaber auf der Suche nach etwas zum Lachen **VON CHRISTIANE SCHOTT**

Saint-Nazaire ist nicht eigentlich schön zu nennen. Raffinerien, Silos, Werften und die Werkhallen des Luftfahrtkonzerns Airbus prägen die graue Stadt am Meer. Schiffskräne ragen aus der Industrielandschaft, als wäre ein Schwarm eiserner Kraniche an der Loiremündung eingefallen. Und noch immer versperrt der monströse U-Boot-Bunker aus deutscher Besatzungszeit den Blick auf den Atlantik. Kaum zu glauben, dass hier einmal Frankreichs »Klein-Kalifornien« mit seinen verspielten Sommerresidenzen gelegen haben soll. Im 19. Jahrhundert nutzten urlaubsreife Pariser eine der ersten Bahnverbindungen, um an der paradiesischen Côte d'Amour Seeluft zu schnuppern. Heute würde man zur Rettung des Traums von Müßiggang und Wellenspiel am liebsten Richtung Bretagne abbiegen.

Doch die viertgrößte Hafenstadt des Landes bietet mehr als rauchende Schlote. Wer sich nicht abschrecken lässt und einfach immer weiter fährt bis zu den südlichen Ausläufern jenseits der Docks, landet unter Palmen. Hinter Pinien, Steineichen und Erdbeerbäumen breiten sich blaue Buchten aus. Da leuchtet Saint-Nazaire mit 20 kleinen Stränden, die vom Modernisierungswahn noch verschont sind. Der tobt 15 Kilometer weiter in La Baule, dem Nizza der Atlantikküste, wo der Sand etwas weißer und das Eis etwas teurer ist, wo sich Bettenburgen aneinanderreihen, internationale Heerscharen auf Hermès-Handtüchern Sonne tanken und viele Französinnen nach dem Vorbild der Präsidentengattin Cécilia Sarkozy frisiert sind.

Dagegen wirken Saint-Nazaires Badeanlagen schlicht. Eine von ihnen hat trotzdem Weltruhm erlangt – zumindest unter Filmkennern. Sie befindet sich im eingemeindeten Saint-Marc sur Mer. »La Plage de Monsieur Hulot« (der Strand des Monsieur Hulot) heißt die Sommerfrische zur Ehre von Jacques Tati, der hier seine Vorahnung von den Auswüchsen des Massentourismus in einer menschlichen Komödie verewigte. Wenn er nicht 1982 gestorben wäre, könnte er in diesem Jahr seinen hundertsten Geburtstag feiern.

Spekulanten wollten das Filmhotel in ein Apartmenthaus verwandeln

Für seinen Film *Die Ferien des Monsieur Hulot* hatte er in der schläfrigen Bucht von Saint-Marc die Idealkulisse gefunden: feinen Sandstrand, der sich wie ein Croissant um den Spülsaum des Meeres legt; den schwarzen Fels in der Brandung mit der angebauten Anglermole; rechts ein immergrünes Wäldchen an der Steilküste und links das Hôtel de la Plage, das die Bombardierung Saint-Nazaires unbeschadet überstanden hatte. Das alles gibt es immer noch, als wäre der Sommer 1951 eben erst über die Szenerie hinweggegangen. Strahlend weiß wie eh und je, hat das einzige Hotel am Ort den Gezeiten getrotzt. Niemand würde sich wundern, wenn plötzlich aus einem der Mansardenfenster Monsieurs Kopf hervorlugte, um die Wetterlage zu peilen. Spekulanten erwogen, den klotzigen Bau in einen Apartmentkomplex umzuwandeln. Doch der Gemeinderat hat den Drehort für unantastbar erklärt.

Morgens spaziert ein Junggeselle den Strand entlang – ein Mann der Frauen

Unter dem Schieferdach der windumwehten Herberge quartierte Tati seine tragikomischen Figuren mit den Strohhüten, Basken- und Schirmmützen ein. Verbissen legten sie sich ins Zeug, um ihrem Jahresurlaub ein Maximum an Genuss abzuringen, und blieben doch im Korsett der Benimmregeln, Essenszeiten und Animositäten eingeschnürt. Den Störenfried in dieser Zwangsgemeinschaft mimte der Regisseur persönlich. Neben dem zackigen Rittmeister (»Was wir brauchen, ist eine geistige Elite«), dem symbiotischen Schweizer Ehepaar, einem englischen Blaustrumpf und dem belgischen Dauertelefonierer Herrn Schmutz gab Tati den steifbeinigen Schlaks Hulot.

Mit der Pfeife zwischen den Zähnen und einem verwegenen Baumwollkäppi auf dem Kopf stolperte der Alleinreisende von einem Missgeschick zum nächsten. Ohne böse Absicht streute er Sand ins Getriebe des kleinbürgerlichen Ferienmilieus. Die Urlauber anno 1951 trugen Socken in Sandalen oder flanierten im Anzug durchs Watt. Die Shorts der Jungen hatten Bügelfalten, und ihr Haar war akkurat gescheitelt. In den Strandkabinen wechselten prüde Damen den Einteiler, während ein Neuankömmling arglos durchs Herzfensterchen im Paneel linste.

Die Umkleidekabinen sind verschwunden, doch ansonsten läuft am Strand von Saint-Marc noch immer der gleiche Film. Natürlich nicht in Schwarz-Weiß wie bei Tati. Die bewegten Bilder der Gegenwart sind kräftig koloriert. In neongrellen Trikots strampeln Radrennfahrer die Uferstraße hoch. Bunte Plastikeimer baumeln an den Käschern, die die Kinder mit den blauen, gelben oder grünen Baseballcaps geschultert haben, um ihr Tagewerk bei Krabbenfang und Burgenbau zu verrichten. Auf der Bank neben dem Parkplatz packt eine schmächtige Rentnerin mit fuchsrot gefärbten Haaren ihr Strickzeug aus. Und wie jeden Morgen in der Hochsaison schlendert auch an diesem Sonntag ein strandbekannter Junggeselle im flatternden Beinkleid vorbei. Kein schüchterner Hulot mit Hochwasserhosen und chaplineskem Gang, sondern ein Mann der Frauen, den die Einheimischen wegen seines Menjoubärtchens Rhett Butler nennen. Baguette unterm Arm, Windspiel an der Leine.

Am Geländer der Aussichtsplattform, die dem Sonnendeck eines Luxusliners nachempfunden ist, lehnen schon die ersten Zaungäste und verfolgen

Fortsetzung *auf Seite 64*

Ferien bei Monsieur Hulot

Fortsetzung *von Seite 63*

das Treiben an Land und auf See. Weit draußen vor der Küste ankern die Frachter, um bei auflaufendem Wasser in Saint-Nazaires Hafen ihre Ladung zu löschen. Auf der Mole haben sich Angler zum Stintfang aufgereiht. Auch das Naheliegende gerät verstohlen in den Blick: auf ihren Badelaken dösende Sonnenanbeterinnen, die den Tag zur Nacht machen. Ein Späher mit Fernglas liest die Schlagzeile aus einer Zeitung vor, die mehrere Meter entfernt im Sand der Liebesküste liegt: »Es ist Sommer. Seien Sie sinnlich!«

Einen Stammplatz auf dem Aussichtsdeck beansprucht Monsieur Hulot alias Jacques Tati. In Bronze gegossen, wacht er seit 1999 wie ein Schutzengel über seinen Strand. Hände auf dem Rücken verschränkt, Arme angewinkelt, als wollten ihm Flügel wachsen. Wie zum Abheben bereit, steht er ein wenig nach vorn gebeugt. Direkt neben diesem Sinnbild der Entrückung hat Pierre Joubert, der pensionierte Schuldirektor von Saint-Marc, seine Position eingenommen. Er ist einer der Letzten von denen, die dabei waren, als Tati und sein Filmteam aus dem Provinzort Klein-Hollywood machten. Und immer, wenn er mal wieder gebeten wird zu erzählen, stellt er sich in den Schatten des Meisters.

»In Saint-Marc muss die Sonnenbrille nicht unbedingt von Gucci sein«

»Kurz nach dem Krieg war der Tourismus bei uns noch nicht wieder angekommen. Zur Ferienzeit fühlten wir Kinder uns als die Herren der Bucht. Drei Monate lang übernahm Tati das Regiment. Aber er hat uns respektiert und mit Eis und Lollis gefüttert.« Joubert wurde zusammen mit vielen seiner Freunde als Statist eingesetzt, während sein Vater vergeblich nach Unsterblichkeit strebte. »Er war viel zu majestätisch. Völlig untauglich für Slapstick. Mit dem Kommentar ›Ich brauche keinen Cary Grant‹ schmetterte Tati ihn ab«, sagt der Sohn. Heute ist er älter, als es der Vater damals war, und selbst eine Verkörperung des ergrauten Elegants, den Tati ausgemustert hätte.

Joubert erinnert sich daran, wie in den sechziger und siebziger Jahren Filmliebhaber aus ganz Europa nach Saint-Nazaire pilgerten. Im Hôtel de la Plage wollten sie disziplinierte Essrituale und wüste Beschimpfungen am Kartentisch miterleben und fanden nur unspektakulären Alltag. Heute kommen mit dieser Hoffnung immer noch ein paar Briten. Weil sie noch wissen, dass eine Pfeife zu Monsieur Hulot gehört wie zu Kommissar Maigret, fragen sie sich, warum der Skulptur an der Promenade ihr Markenzeichen fehlt. »Zweimal haben irgendwelche Souvenirjäger in einer Nacht-und-Nebel-Aktion die Pfeife abgeschlagen«, sagt Joubert. Spötter verdächtigen Claude Evin – einen Ferienhausbesitzer, ehemaligen Minister und Initiator einer Kampagne gegen das Rauchen. Um keine weiteren Kunstschändungen herauszufordern, vor allem aber wegen der Kosten wird die Restaurierung standhaft vertagt.

Tati, den Virtuosen des kalkulierten Details, hätte das vermutlich gewurmt. Emmanuel Debarre, der Bildhauer des Monsieur Hulot, jedenfalls fühlt sich missachtet. Wer seine Meinung hören will, muss Saint-Marc für einen Nachmittag verlassen, die formvollendet geschwungene Brücke von Saint-Nazaire mit Aussicht auf die Loiremündung überqueren und in die platte Polderlandschaft des Pays de Retz einkehren. Knapp unter dem Meeresspiegel, wo auf Salzwiesen Säbelschnäbler und Stelzenläufer waten und der Wind durch die Binsen pfeift, liegt eins der einsamsten Gehöfte weit und breit.

In diesem Jenseits betreibt Debarre sein »abgelegenstes Atelier der Welt«, seit er für das Gekungel der Galeristen in Rom und Paris zu empfindlich geworden ist. Jahrelang meißelte er monumentale Stelen aus schwarzem Marmor und blauem brasilianischem Granit. Die letzten unverkauften Stücke hat er in Haus und Garten aufgestellt – steinerne Relikte eines beendeten Lebensabschnitts. »Inzwischen bearbeite ich nur noch durchsichtiges Material. Das bringt mich näher an mein Ideal: eine Kunst des Verschwindens.« Aus Plexiglas sägt, schleift, modelliert und poliert der 58-jährige Einzelgänger geschwungene Säulen – schwere, transparente Lichtriesen, die so leicht wie das Nichts erscheinen. Einfallende Sonnenstrahlen werden in die Farben des Regenbogens zerlegt, die Konturen der Plastiken verfließen mit der Landschaft.

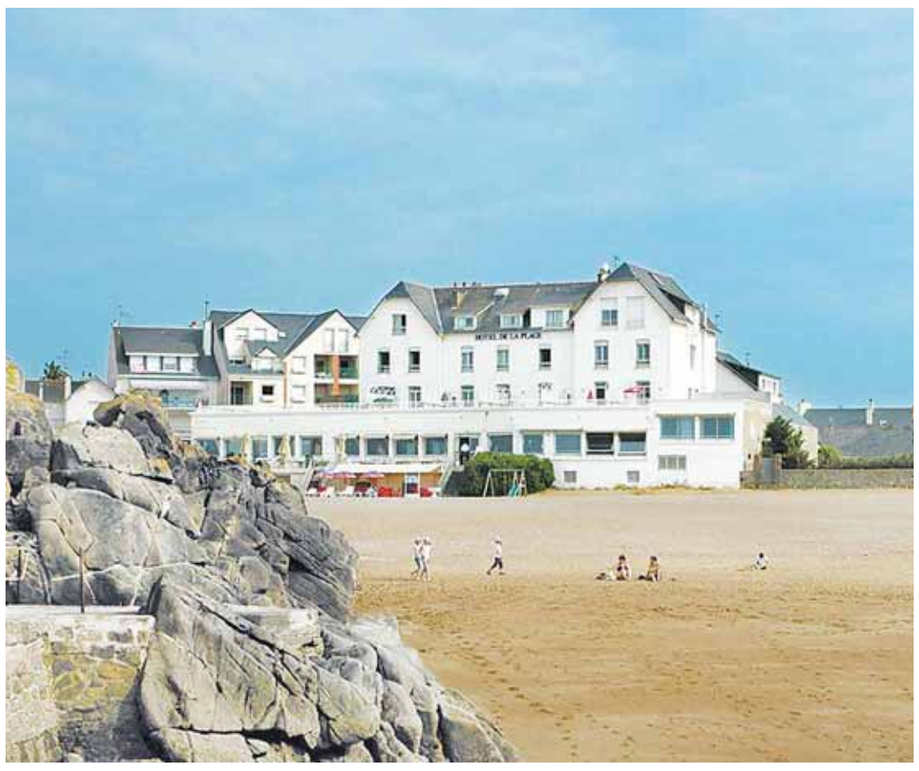
Debarre bezeichnet sich als Ästheten des Unbegreiflichen. Warum ausgerechnet er für Saint-Marc den sehr greifbaren Hulot in Bronze goss? »Sophie Tatischeff, Tatis Tochter und meine vertraute Freundin, empfahl mich für den Auftrag. Das hat mir eine Menge Ärger eingebracht. Einige ortsansässige Künstler wurden neidisch. Ich glaube, dass die Beschädigung der Skulptur ihnen nicht gerade missfiel«, sagt Debarre. Und wieso stört es ihn, den Künstler des Verschwindens, wenn eine kleine Pfeife sich in Luft auflöst? »Dadurch hat mein Hulot seine Erdung verloren.«

Wie ein gestriegelter Rappe glänzt das Meer, als nach der Windstille der Abend kommt. In Saint-Marc leert sich der Strand. Die Bühne wird auf die Terrasse des Hôtel de la Plage verlegt, wo die Sommergäste allmählich zum Diner eintrudeln. Mit glockenhellem *»Hello«*, das sich anhört wie »Hulot«, begrüßt das Ehepaar aus Edinburgh seine Zimmernachbarin. Die Deutsche mit den indischen Adoptivkindern hat den Sonntag in La Baule verbracht und freut sich, dem Trubel entronnen zu sein: »Vergessen Sie La Baule! Dagegen ist Saint-Marc das reine Familienglück. Und hier muss die Sonnenbrille nicht unbedingt von Gucci sein.« Ganz ohne Brillen geht es allerdings auch in dieser Runde nicht. Selbst das Langustenknacken erledigen die meisten bei geschlossenem Visier – ein uniform maskiertes Trüppchen. Hulot und seine Tischgenossen waren mutiger. Für den Maskenball im Hotel wählten sie Ganzkörperverkleidungen und tarnten sich als Piraten, Kürassiere und Primadonnen.

Im Restaurant zerbricht ein Stuhl, der Schotte geht krachend zu Boden

In ein paar Minuten werden die Kellnerinnen silberne Platten mit Meeresfrüchten und Barschen auf die Terrasse tragen und dem Herrn aus Schottland ein blutiges Steak von der Größe eines Fahrradsattels servieren. Der wird noch ein wenig darüber lamentieren, wie gern er ein Käppi à la Tati besäße, das es leider nirgendwo zu kaufen gebe. Immerhin quietschen die Schwingtüren vorschriftsmäßig wie in den *Ferien des Monsieur Hulot*. Später geschieht das Unverhoffte: Nach dem Dessert wird ein Schwergewicht krachend zu Boden gehen, weil ein Bein seines Plastikstuhls zerbricht. Das wiehernde Gelächter des Gourmands wird weithin zu hören sein.

Wenn schließlich die Dunkelheit einfällt, wandern die letzten Nostalgiker zur Statue von Emmanuel Debarre oben auf der Promenade. Ihre langen Schatten werden von der Straßenlaterne auf den Strand projiziert, und aus ihrer Mitte wächst der Umriss einer noch längeren Gestalt mit Kompotthut empor. Lautlos zieht der hundertjährige Tati an seiner unsichtbaren Pfeife. Die bunte Menagerie von Saint-Nazaire erstarrt zu einem Standbild in Schwarz-Weiß wie in dem Film, der von der unbeleckten Liebesküste kam und die ganze Welt eroberte.



Fotos (Ausschnitte): Cinetext (o.); Andrea Klose/Siren (m.); defd Deutscher Fernsehdienst (u.)

Information

ANREISE: Mit dem Zug von Paris (Gare Montparnasse) erreicht man Saint-Nazaire über Nantes in dreieinhalb Stunden

UNTERKUNFT: Hôtel de la Plage, 37, rue du Commandant Charcot, F-44600 Saint-Marc-sur-Mer, Tel. 0033/240 91 99 01, www.hotel-de-la-plage-44.com. Die Doppelzimmer mit Meeresblick kosten ab 85 Euro, die Zimmer zur ruhigen Straßenseite des Ortes ab 75 Euro. Christian Raballand, Küchenchef des Dreisternehotels, bevorzugt die traditionelle Küche. Meeresfrüchte (auf der ins Deutsche übersetzten Karte als »Märefrüchte« bezeichnet) und Fischgerichte sind seine Spezialität

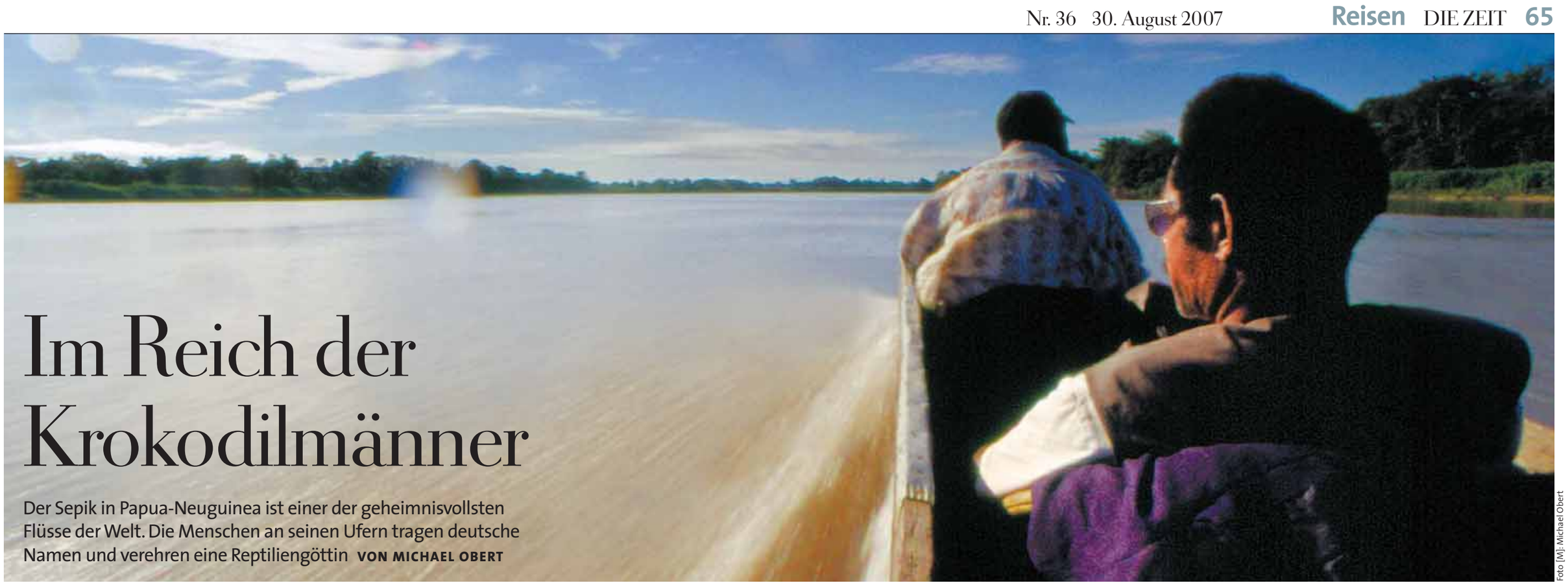
WANDERN: Die meisten der 20 Strände von Saint-Nazaire sind durch den Zöllnerpfad verbunden, der über Pornichet nach La Baule und Le Croisic führt. Früher machten die Zöllner hier ihre Kontrollgänge, heute genießen Spaziergänger und Wanderer Meeresblick und Pinienduft

BESICHTIGUNG: Keinesfalls versäumen sollte man einen Besuch des Hafens von Saint-Nazaire, wo Luxusliner wie die »France«, die »Normandie« und zuletzt die »Queen Mary 2« vom Stapel liefen. Besonders lohnenswert ist die Erkundung des alten U-Boot-Bunkers. In diesem Trumm, der die Zerstörung Saint-Nazaires durch die Alliierten überstand, verbirgt sich heute eine Attraktion. Dort kann man das U-Boot »Espadon« besichtigen, vom Dach des Bunkers die Stadt und die Loiremündung überblicken und im Museum »Escal'Atlantic« eine Reise an Bord eines Ozeanriesen nacherleben. Bis zum 6. Januar 2008 läuft außerdem die sehenswerte Fernost-Sonderausstellung »Escal'en Extrême-Orient«. Auskunft und Reservierung: Tel. 0033/810 88 84 44, www.saint-nazaire-tourisme.com

LITERATUR: Der literarische Reiseführer »Im Tal der Loire« von Manfred Hammes (Insel Verlag, Frankfurt am Main 2007; 238 S., 10 Euro) entdeckt die gesamte Loire von der Quelle bis Saint-Nazaire. Wer Französisch liest, sollte sich den Band »Les Vacances de Monsieur Tati« (Editions d'Orbestier, Le Château d'Olonne; 128 S., 12 Euro) zulegen. Stéphane Pajot, Autor und Journalist in Saint-Nazaire, legt darin das Ergebnis seiner akribischen Recherche rund um Saint-Marc und die Entstehungsgeschichte des Films vor

AUSKUNFT: Maison de la France, Tel. 09001-57 00 25, de.franceguide.com

DIE PFEIFE war Hulots Markenzeichen. Im Hôtel de la Plage hat Jacques Tati, der dieses Jahr seinen hundertsten Geburtstag feiern würde, seine Figuren einquartiert. Es hat den Gezeiten getrotzt. Verschwunden sind heute jedoch die Umkleidekabinen am Strand



Im Reich der Krokodilmänner

Der Sepik in Papua-Neuguinea ist einer der geheimnisvollsten Flüsse der Welt. Die Menschen an seinen Ufern tragen deutsche Namen und verehren eine Reptiliengöttin **VON MICHAEL OBERT**

Foto [M]: Michael Obert

Früher hat **PHILIP LAKLOM** (vorn im Bild) Wild gejagt, heute führt er im Einbaumkajak Touristen über den Sepik

Nur mit einem Lendenschurz bekleidet, stürzt sich der Mann aus seinem Kanu ins Wasser. Mit seinen kräftigen Schenkeln umklammert er ein Krokodil, mit den bloßen Händen drückt er ihm die gewaltigen Kiefer zusammen. Das etwa drei Meter lange Tier schlägt mit seinem Schwanz und zieht den Mann in die Tiefe. Dann glättet das schlammbraune Wasser sich wieder. Kein Windhauch. Kein Vogellaut. Zwei Minuten, drei, vier. Wie lange kann ein Mensch mit einem Krokodil ringen? Oder hat es ihn längst zerrissen?

Auf dem gleichen Fluss, ein paar Tage zuvor: Philip Laklom, ein kleiner Mann mit abstehenden krausen Haaren, der früher einmal Wildjäger war, führt uns in seinem motorisierten Einbaumkajak über den Sepik in Papua-Neuguinea, einen der geheimnisvollsten Ströme der Welt. Er entspringt im zerklüfteten Hochland des nördlich von Australien gelegenen Inselstaates, windet sich dann wie eine braune Schlange durch eine wild wuchernde tropische Waldlandschaft, die nur über ein paar holprige Pisten mit der Außenwelt verbunden ist. Nach 1126 Kilometern mündet der Strom in den Pazifik – mit solcher Wucht, dass die Fischer angeblich noch eine Tagesreise von der Küste entfernt Süßwasser aus dem Ozean schöpfen können.

Wir starten mitten in der Nacht. Philip tastet mit der Taschenlampe den Fluss ab. Wir sehen dunkles Wasser, Treibholz, blühendes Pflanzenwerk, das sich zu schwimmenden Inseln verbindet. Und Augen, Hunderte von Augen, die rote Löcher in die Nacht brennen. »Neuguineakrokodil, Mutter des Flusses«, sagt Philip. »Werden über vier Meter lang, wiegen bis zu 400 Kilo, fressen alles – und dann fressen wir sie.« Als es zu dämmern beginnt, schälen sich Sandbänke, aus der Dunkelheit, Schilfwände leuchten purpurfarben. Philip knipst die Taschenlampe aus. Die Luft ist warm, drückend, schwer. Irgendwann taucht am Ufer ein Pfahlbau mit steilem Grasdach auf, ein Haus wie eine gestrandete Arche. »Korogo«, sagt Philip in seiner sparsamen Art. »Dorf der Krokodilmänner.«

Wenig später sitzen wir mit den Ältesten im Tamban, im Geisterhaus, wo alle wichtigen Entscheidungen der Gemeinschaft getroffen werden. Eine reich beschnitzte Leiter führt ins obere Stockwerk, in den Raum der Masken, Skulpturen und heiligen Flöten, die von dem Volk der Iatmul als beseelte Wesen verehrt werden. Nur Männer haben Zutritt. Zwei Dutzend sind zu unserer Begrüßung gekommen. Einer von ihnen, ein sehr großer Mann mit sehr dunklen Augen, zieht vor den Gästen sein Hemd aus. Tiefe Narben überziehen seinen Rücken und seine Brust; sie sind fein gezeichnet und bogenförmig wie Fischgräten. »Das Zeichen des Krokodils«, sagt Gottfried Wee, der uralte Häuptling, der sein Geburtsjahr nicht kennt. Früher hätten sie den jungen Männern die Zeichen mit Bambusmessern in den Rücken geschnitten, heute würden Rasierklingen verwendet.

Die schmerzhafte Narbentätowierung leitet die Initiationsrituale ein, bei denen die Jungen von Korogo den Ursprungsmythos der Iatmul noch einmal durchleben. Die Flussbewohner sehen sich als Nachkommen der Krokodilfrau Kanda. Diese sitzt, kunstvoll geschnitzt, mit gespreizten Beinen im Giebel des Geisterhauses, wo sie der Überlieferung nach ihre Eier legt. Deshalb wird dort die mit Rasierklingen traktierte Haut der Jungen mit weißem Flussschlamm eingeschmiert, danach werden die Initianden symbolisch bebrütet: Die Ältesten weihen sie in die Clan-Geheimnisse ein. Monate später kriechen sie als erwachsene, heiratsfähige Männer aus dem Geisterhaus und waschen sich im Fluss den Schlamm ab. Ihre Narben ahmen den geschuppten Panzer des Krokodils nach, sie sollen die Verwandtschaft mit dem Schöpferwesen ausdrücken.

Philip stößt das Kanu vom Ufer ab, die Strömung erfasst den hölzernen Rumpf. Die Krokodilmänner von Korogo winken zum Abschied. Der Sepik ist hier gut 300 Meter breit. Auf seinem Weg stromabwärts rücken die Ufer immer weiter auseinander, ansonsten ändert sich wenig: Kumuluswolken, die sich im Wasser spiegeln, riesige Urwaldbäume, deren Kronen regelrechte Gärten bilden. Moskitoschwärme, dicht wie Nebelschwaden. In weiter Ferne, jenseits der Tiefebene, erheben sich malvenfarben die Viertausender des neuguineischen Hochlands.

Am frühen Nachmittag verlassen wir den Hauptstrom und dringen ein in ein Labyrinth aus schmalen Wasserläufen. Die Ufer sind mit Pitpit überwuchert, wildem Zuckerrohr mit messerscharfen Halmen. Schildkröten tauchen weg. Schmetterlinge fliegen auf. Dann öffnet sich das Dickicht, und das Kanu erreicht die gleißende Weite der Chambri-Seen, einer vom jährlichen Hochwasser überfluteten Ebene. Philip nimmt Kurs auf zwei einzelne Berge, die aus der völlig flachen Landschaft ragen, dort liegt das Dorf Wombun. Am Ufer machen Frauen Sago. In tagelanger Knochenarbeit zerkleinern sie mit Meißelhämmern das Mark der entrindeten Sago-Palme, waschen die Stärke aus und trocknen sie über dem Feuer. Aus Sagomehl geformte Fladen sind das Grundnahrungsmittel am Sepik.

»Vor Zeiten und Zeiten war Wombun eine schwimmende Insel«, sagt James Kula, einer der Dorfältesten. Beim Reden schiebt sich ein einzelner Zahn zwischen seine Lippen. »Der Wind trieb Wombun über den See, hierhin, dorthin, wohin er wollte. Bis Emasui einen langen Stein in die Insel stieß und sie am Grund des Sees verankerte.« Dank Emasui, dem Urahnen der Leute von Wombun, vermögen Wind und Wellen heute nichts mehr gegen das Dorf auszurichten, sagt Kula. Emasui sei wahrscheinlich halb Mensch, halb Krokodil gewesen, aber ganz genau wisse man das nicht mehr. Die Missionare hätten Emasui im See versenkt. Kula meint die Schnitzereien, die das Schöpferwesen zeigten. Ende des 19. Jahrhunderts muss das gewesen sein.

Damals kamen die Flussvölker zum ersten Mal in Kontakt mit Europäern. 1885 gründeten die Deutschen im Norden Papua-Neuguineas, im ehemaligen Kaiser-Wilhelms-Land, eine Kolonialgesellschaft, um den Handel mit Tabak, Baumwolle und Nutzhölzern voranzutreiben. Mit den Händlern kamen die christlichen Missionare ins Sepik-Gebiet und die deutschen Vornamen. Die uralten Stammestraditionen wurden durchbrochen, die Abwanderung in die Städte begann. Heute verlässt die Mehrzahl der Männer ihre Dörfer, um auf den Plantagen und in den Städten Geld zu verdienen. Kinder und Jugendliche werden auf Internate geschickt.

Die Flussdörfer, die oft nur von 20, 30 Familien bewohnt waren, beginnen zu verwaisen. Wer bleibt, schlägt sich noch immer mit Fischfang und Sago durch. Initiationsfeiern sind selten geworden. In Wombun zerfällt das Geisterhaus. Die Gemeinschaft will ein neues bauen, doch die Dorfkasse ist leer. Ein Schuhkarton unter Palmen dient als Spendenbox. Richtet sie sich an die wenigen Besucher, die Philip über das Jahr verteilt nach Wombun bringt? »Touristen aus Australien! Aus Amerika!«, sagt der alte Kula mit einer weit ausholenden Geste. »Touristen – viele, viele!«

In einem der entlegensten Winkeln der Erde? Leidet Kula an Halluzinationen? Wir fahren weiter stromabwärts. Nach einer Stunde sehen wir, wie ein Krokodil einen Mann im Lendenschurz in die Tiefe zieht. Zwei Minuten, drei, vier. Dann steigen Luftblasen auf – und plötzlich zerspringt der Fluss wie eine Scheibe, die von einem Geschoss durchschlagen wird. Das Krokodil steigt einen halben Meter aus dem Wasser, noch immer umklammert von dem Mann, der mit heraustretenden Augen nach Luft ringt. Dann rammt ein zweiter Mann vom Kanu aus seinen Speer in den gepanzerten Nacken des Krokodils, das Tier erzittert – und stirbt.

Augustine und sein Sohn Eugene, zwei sehnige Jäger mit Schnittnarben auf den Rücken, stemmen das Krokodil hoch. Es passt gerade so ins Kanu. »Allein die Haut bringt 500 Kina«, sagt Augustine. Etwa 130 Euro – ein kleines Vermögen, für das ein Fischer auf dem Sepik zwei Monate lang Tilapias fangen muss.

Den Bug beladen mit Krokodilfleisch, das die Jäger uns geschenkt haben, fährt unser Kanu in den Abend hinein. Hinter den Ufern brandroden Bauern das Dickicht für ihre Gemüsepflanzungen und Sago-Palmen, Rauchwolken verdunkeln den Himmel. Dann, beim Dorf Palambei, schiebt sich ein riesiger Kasten durch die braunen Fluten, ein hell erleuchtetes, schwimmendes Haus. Die *Melanesian Discoverer* ist ein Kreuzfahrtschiff mit Helikopterlandeplatz, Cocktailbar und Bibliothek. Und mit Passagieren, die für ein paar Tage in klimatisierten Kabinen 3000 Australische Dollar hinblättern. Der alte Kula hatte doch keine Halluzinationen.

Am Hochufer von Palambei ist schon alles für die Fremden vorbereitet. Im Gras liegen lange Reihen von Schnitzereien aus, die Welt der Geister und Ahnen, verewigt in geöltem Palisander. Die Masken und Skulpturen vom Sepik sind begehrte Sammelobjekte. »Jede Schnitzerei erzählt eine Geschichte«, sagt Norbert Kawari, der Meisterschnitzer des Dorfs, und zeigt auf eine Art Trompete, auf der der Kopf eines Krokodils prangt. »Dieser Geist wird in Clan-Kämpfen angerufen. Für jeden getöteten Feind wird einmal geblasen.«

Die Schnitzereien sind die einzige Einkommensquelle der Einwohner von Palambei. Wegen der jährlichen Überschwemmungen wächst an den Ufern des Sepik keine Vanille, kein Kaffee, kein Kakao und auch sonst nichts, was Bargeld einbrächte. Entsprechend groß ist in Palambei die Aufregung, wenn – wie jetzt – drei- oder viermal im Jahr die Beiboote der *Melanesian Discoverer* anlegen und Amerikaner und Australier über die Schnitzereien herfallen. In ihren gebügelten Tropenhemden und mit weißen Socken wirken sie wie ein Trupp Komödianten, der für die Einheimischen ein Stück aufführt.

Umweht vom süßlichen Duft des frischen Krokodilfleischs im Bug, fahren wir weiter flussabwärts. Siebzig, achtzig Meter hohe sattgrüne Wälle aus Pflanzen säumen die Ufer, Lianen und Farne hängen herab. Das Gästehaus in Kaminabit ist noch im Bau. Die Rückwand fehlt, die Hälfte des Bodens ebenfalls. Von der Sonne gegrillt und schweißverkrustet, drängt es einen ins Wasser. Wenn das Krokodil im Fluss das Maul aufreiße, sagen die Leute im Dorf, laufe sein Rachen in der Strömung voll. Weshalb es hier für den Menschen ungefährlich sei.

Es kostet Überwindung, in den Fluss zu steigen. Ganz kurz nur. Bis zur Hüfte: untertauchen, abkühlen. Etwas Hartes, Kantiges streift die Wade. Raus! Schnell raus! »Sie fressen alles«, sagt Philip. »Alles, alles – und dann fressen wir sie.« Zum Abendbrot. In Kokosmilch und Limonensaft gegart und auf Bananenblättern serviert. Es ist faserig und zäh und schmeckt ein wenig wie Huhn.

Draußen schüttelt der Wind Kokosnüsse von den Palmen, in der Ferne zieht ein Gewitter auf. »Das Große Krokodil macht Regen«, sagt Philip, der das Fleisch hinunterschlingt, ohne zu kauen. »Das Große Krokodil löscht die Feuer, dann geht es nach Hause. An einen Ort, den kein Mensch betreten kann.«

Information

ANREISE: Air Niugini, die Fluggesellschaft von Papua-Neuguinea, fliegt von Singapur, Hongkong, Manila, Tokyo, den Salomonen, Cairns, Brisbane und Sydney nach Port Moresby. Innerhalb Papua-Neuguineas gibt es Flugverbindungen mit Air Niugini, Airlink, Airlines of PNG und privaten Chartern

VERANSTALTER: Best of Travel Group GbR, Ostwall 30, 47608 Geldern, Tel. 0180-330 72 73 (0,09 € pro Min.), www.botg.de

EINREISE: Das Visum wird für deutsche Staatsbürger bei der Einreise ausgestellt, sofern ein gültiger Reisepass und ein Rückflugticket vorhanden sind. Die Aufenthaltsgenehmigung gilt für 60 Tage

IM EINBAUM AUF DEM SEPIK: Ausgezeichnete Flusstouren organisiert Alois Mateos in der Küstenstadt Wewak, die gute Anbindungen hat an alle größeren neuguineischen Flughäfen. Ein hervorragender Guide ist Philip Laklom. Tel. 00675-856/11 31, www.ambuntilodge-sepiktour.com.pg

AUSKUNFT: Papua New Guinea Tourism, Kaiserstraße 47, 60329 Frankfurt am Main, Tel. 069/63 40 95, www.pngtourism.de

MAGNET Auf Tauchgang

Wenn Kaiserpinguine (unser Foto) beschleunigen, wird die Luft aus den Federn gepresst, und ein Blubberblasen-Schweif entsteht. Wer zu ihnen hinabtauchen möchte, muss zum MacMurdo Sound in die Antarktis. Da liegt Stralsund näher: Die Ausstellung **Unter Wasser** zeigt 50 Bilder des amerikanischen Fotografen Bill Curtsinger. **HF**

»Unter Wasser«, Deutsches Meeresmuseum Stralsund. Bis 31. Januar 2008, Eintritt: 7,50 Euro. Auskunft: Tel. 03831/265 02 10, www.meeresmuseum.de. Das gleichnamige Buch (Verlag Frederking & Thaler) kostet 29,90 Euro

Den Roten am Bett

Übernachten in toskanischen Weingütern: Fünf exklusive Quartiere auf dem Land

Viele der toskanischen Burgen und Landsitze sind in den letzten Jahren zu neuem Leben erwacht. Dabei verbinden die Besitzer die örtliche Tradition des Weinanbaus oft mit einer neuen Einkommensquelle, dem Tourismus. Der Urlaub auf dem Weingut ist eine – gelegentlich recht exklusive – Variante der Ferien auf dem Lande.

Im Kerngebiet des Chianti Classico liegt der Weiler Livernano. Den wehrhaften Gebäuden merkt man noch heute an, dass sie an der Grenze der ehemals verfeindeten Städte Florenz und Siena lagen. Die Abschaffung der *mezzadria,* die bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts die Pächter zwang, die Hälfte ihrer Erträge an den Patron abzuliefern, führte hier wie anderswo zu Landflucht und Verfall. In Livernano ging es erst wieder bergauf, als Marco Montanari 1990 nach einem mehrjährigen Segeltörn Boden unter den Füßen suchte. Der rührige Zahnarzt wandelte die leer stehenden Häuser zu einem kleinen *agriturismo* der Luxusklasse um (Azienda Agricola Livernano, Tel. 0039-0577/73 83 53, www.livernano.it); die Hand des Perfektionisten ist deutlich zu spüren. Sieben Zimmer und Suiten stehen ab 135 Euro pro Tag Gästen zur Verfügung. Inzwischen wurde der Betrieb an Roberto Cuillo verkauft, einen italoamerikanischen Autohändler, der aber das bewährte Team mit dem Berater Stefano Chiccioli und den Hausönologen Alberto Fusi behalten hat. In der aktuellen Ausgabe des angesehenen Weinführers *Gambero Rosso* wird der Livernano, ein Cuvée aus Cabernet Sauvignon, Merlot und Sangiovese, mit seinem saftigen Geschmack und den fein würzigen Kräuteraromen zu den besten Weinen des Landes gezählt.

Etwas südlich von Pisa geht es vom Arnotal hinauf in die Pisanischen Hügel. Der Ort Terricciola nennt sich stolz »Città del Vino«. Die Grafen Gaslini Alberti sind Besitzer der mehr als 900 Jahre alten früheren Kamaldulenserabtei Badia di Morrona (Tel. 0039-0587/65 85 05, www.badiadimorrona.it). Der Rotwein-Cuvée N'Antia und der ausbalancierte VignaAlta Badia di Morrona gehören zu den toskanischen Spitzenweinen. Bald darauf entstand ein moderner Weinkeller. Die Villa und die Nebengebäude wurden im traditionellen toskanischen Stil aufwendig restauriert und teilweise neu gestaltet. Sechs komfortable Ferienwohnungen mit Pool stehen zu Preisen ab 200 Euro pro Tag bereit.

Das auf einem Hügel gelegene Borgo San Felice wurde vor einigen Jahren in ein komfortables Hotel umgewandelt, das zur Kette Relais & Châteaux gehört (Hotel Relais Borgo San Felice, Tel. 0039-0577/39 64, www.borgosanfelice.com). Die Übernachtungspreise für die 43 Zimmer und Suiten beginnen bei 300 Euro, einige bieten einen weiten Blick über die Hügel des Chianti Classico. Im Restaurant Poggio Rosso kocht Antonio Fallini verfeinerte toskanische Küche. Der Önologe Leonardo Bellacini vom Weingut, das wie das Hotel dem Versicherungsunternehmen Allianz gehört, liebt die alten Rebsorten, die einst gemischt in den Weinbergen standen, ehe sie dem sortenrein angebauten Sangiovese weichen mussten. Im informativen Vitiarium bilden über 270 einheimische Sorten ein Museum der Reben. Der Rotwein Pugnitello hat es Bellacini besonders angetan, 2006 brachte er den 2003er mit kräftigen Brombeer- und Tabakaromen auf den Markt und wurde dafür vom *Gambero Rosso* mit zwei (von drei) Gläsern belohnt. Im komfortablen Spa kann man bei Anwendungen probieren, wie sich Wein und Trauben auf der Haut anfühlen.

Nahe der Chianti-Straße, zwischen Panzano und Greve, liegt die Villa Vignamaggio (Tel. 0039-055/85 46 61, www.vignamaggio.it), eines der ältesten Weingüter der Gegend, das gerade sein sechshundertjähriges Bestehen feierte. Die imposante Renaissance-Villa ruft Erinnerungen an Zeiten wach, als das Anwesen der Florentiner Adelsfamilie Gherardini gehörte, deren Tochter als Leonardo da Vincis Mona Lisa weltberühmt wurde. Der mit hohen Hecken verzierte Park diente Kenneth Branagh als Kulisse für seine Verfilmung von *Viel Lärm um nichts*. Villa und Nebengebäude beherbergen Zimmer und Appartements, die ab 150 Euro zu mieten sind. Die Gäste finden als kleine Aufmerksamkeit Chianti Classico in Zimmern und Aufenthaltsräumen. Wer Spitzenprodukte wie den Jubiläumswein 600 oder den Castello di Mona Lisa Chianti Classico Riserva probieren möchte, hat auf Führungen durch den Weinkeller bei einer Degustation dazu Gelegenheit.

Das Castello Banfi (Tel. 0039-0577/87 77 00, www.castellobanfi.com) liegt im Süden der Toskana in der Nähe von Montalcino. Von der New Yorker Familie Mariani liebevoll ausgebaut, thront es im Kernland des Brunello. In dem Vierteljahrhundert seit der Gründung ist der Riesenbetrieb zu einem der besten Brunello-Erzeuger aufgestiegen. Ezo Rivella nutzt die verschiedenen Bodentypen optimal, um einen sehr komplexen Wein mit schönem Pfirsich- und Brombeerbouquet zu erzeugen. Das mittelalterliche Castello ist ein Schmuckstück: Ein kleines Museum spiegelt die Geschichte des Glases; in der Balsameria reift eingedickter Traubenmost in offenen Fässern zum Edelessig Salsa Balsamica Etrusca. Die Nacht in einem der 14 von Federico Forquet im üppigen Stil möblierten Zimmern kostet ab 400 Euro; im Ristorante Castello Banfi kocht mit einem Michelin-Stern der junge Deutsche Guido Haverkock. **MICHAEL RITTER**

Neun Tonnen wiegen die **ABWASSERROHRE**. Da kommt so leicht nichts ins Rollen

Volles Rohr

Ein Künstler hat bei Linz an der Donau ein Minimal-Hotel errichtet. Jeder zahlt, so viel er will. Geduscht wird bei der Grillbude nebenan VON BURKHARD STRASSMANN

Foto [M]: © Dietmar Tollerian/archipicture/www.archipicture.at

Denken wir uns ein Hotel und ziehen ab, worauf wir gern verzichten: Bonbon auf dem Kopfkissen, Schuhputzautomat, Hosenbügler, Radiowecker. Jetzt streichen wir, was wir nicht unbedingt brauchen: Glotze, Minibar, Badewanne. Und nun lassen wir wegfallen, was wir eigentlich unbedingt brauchen, was aber nicht überlebensnotwendig ist: Dusche, Fenster, Frühstück. Was als eigentliche Substanz eines streng minimalistischen Hotels bleibt, ist: Bett und Ruhe. In diesem Sinne ist dasparkhotel in Ottensheim bei Linz in Oberösterreich ein Hotel.

Oben auf dem Hügel liegt Ottensheim, klein, adrett, gastronomisch erfreulich, sogar idyllisch. Bergab folgt der Friedhof, dann der kommunale Bauhof mit einem Tierkörpersammelcontainer, dann der erste Schutzdeich, dann ein grüner, grüner Park, dann die Donau so blau. Auf dem Deich liegen wie bestellt und nicht abgeholt drei dicke Betonsegmente eines großen Abwasserkanals. Das eine Ende ist zubetoniert, das andere hat eine Tür. Auf der Tür steht »dasparkhotel.net«.

Wir, Vater und Sohn, öffnen die Tür. Da sind ein Bett, ein Brett, eine Nachttischlampe. Zwei Kopfkissen. Zwei zu Schlafsäcken umgenähte Betttücher. Zwei wollene Decken mit der Aufschrift »Heereseigentum«. Ein verglastes Bullauge himmelwärts. Zwei mit Metallnetzen gesicherte Lüftungslöcher in der Rückwand. Eine Bedienungsanleitung für dasparkhotel mit einer Telefonnummer für alle Fälle. Zwei Mücken. Ein mit Edding geschriebenes Wort an der rohen Betonwand: FICAN. Vater: »Gemütlich! Und so schön gelegen! Wären die Bäume nicht, sähe man auf die Donau!« Sohn: »Mücken! Ein bisschen wie Zelten. Wo dusche ich morgen?«

Seltsame Hotels gibt es. Man kann in Fässern schlafen oder auf Bäumen, in Leuchttürmen oder U-Booten. Das Ottensheimer Kanalrohr ist Kunst. Der Künstler heißt Andreas Strauss, ist 39 Jahre alt und stammt aus dem oberösterreichischen Wels. Vor drei Jahren hat er in der Linzer Innenstadt, direkt neben dem Brucknerhaus, ein revolutionäres Hotelkonzept verwirklicht, das »Gastfreundschaftgerät«. Seine Idee: Die Stadt überlässt ihren Gästen ein Stück zentraler Wiese, darauf kommt eine Art Schließfach fürs Gepäck und den Gast selbst. Robust muss es sein und unscheinbar wegen des Vandalismus. Zudem billig und mit geringstem Aufwand zu betreiben.

Die Wahl fiel auf »das Rohr«, wie Strauss immer nur sagt – ein handelsübliches Faserbetonrohr, 2,40 Meter Durchmesser, 2,70 Meter lang, neun Tonnen schwer, also auch von zehn besoffenen Skins nicht wegzurollen. Eine Rezeption gibt es nicht. Man bucht im Internet und bekommt einen Code; den tippt man bei Ankunft in der Rohrtüre ein. Die Bleibedauer ist begrenzt. Der Künstler glaubt an die alte Regel, wonach es mit Gästen wie mit dem Fisch ist: Nach drei Tagen fangen sie an zu stinken. Abgerechnet wird nicht: »*Pay as you wish!*« Zwischen 5 und 50 Euro ließen die meisten da, sagt Strauss. Ein Drittel davon geht an ihn, zwei Drittel bekommt die Putzfrau. Nach einem Jahr Linz schaffte er seine drei Rohre nach Ottensheim. Dort liegen sie jetzt rum und sind gut gebucht, weil der Donauradweg R1 hier entlanggeht. Und weil Jungmädchenzeitschriften und die *New York Times* schon über dasparkhotel schrieben.

Hinter dem Konzept steht ein Gedanke. Eigentlich, sagt Strauss, muss man für ein innerstädtisches Hotel nur ein gut behütetes Bett anbieten. Alle weiteren Annehmlichkeiten sind doch schon da! Selbst in Ottensheim! WC beim Bauhof, kaum hundert Schritte entfernt. Unten im Park, einen Steinwurf weg, bekommt man in einer Institution namens El Danubio Kaffee und einen Imbiss, mit Glück sogar Frühstück. Dort gibt es auch eine Freiluftdusche. Das Wasser kommt aus einem geschwärzten Tank und ist manchmal sogar warm. Statt Minibar hat man eine 24-Stunden-Tanke in Gehweite. Und gäbe es einen tolleren Hotelpool als die Donau selbst? Wasserqualität zwischen 1 und 2, um ein Haar Trinkwasser! Noch Wünsche?

Es wird Nacht im dasparkhotel. Wir liegen auf dem Bett. Der Mond hängt wie ein Hinkelstein in einem wild und rot geflammten Himmel. Durch den Eingang sieht man hinter den Weiden und Pappeln tausend kleine Lichter vorbeiziehen: die Lampions der Donauschiffe. Vom El Danubio, einer Grillbude mit Kulturprogramm, fest in uruguayischer Hand, tönt Latinomusik herauf. Der Besitzer Sergio Barceló war in der Heimat Karnevalsmusiker und Sambaschulleiter. Ich schließe die Tür. Tatsächlich: Übernachten im dasparkhotel erinnert an Zelten – aber mit Türe zu. Ein bisschen reden wir noch darüber, wie viele böse Buben es brauchte, um die Rohre in die Donau zu rollen. Doch bald siegt Müdigkeit über Klaustrophobie.

»Was die Leute juckt, kratzt mich.« Andreas Strauss meint, dass wir ein Bedürfnis nach Nurschlafplätzen haben. Oder nach gemeinsam Baden. Er hat mal ein Projekt mit einer öffentlichen Massenbadewanne durchgeführt. Ein anderes Mal hat er eine Mülltonnenküche entworfen, mit der man Hunderte bekochen kann. Da brauche man keine Lizenz, meint der Künstler: Wenn die Polizei kommt, findet sie nur ein paar Tonnen. Seine Kunst siedelt irgendwo zwischen Konzept- und Interventionskunst. Beim Katholischen Männerbund gab es mal einen Vortrag zu »Kunst und Provokation«. Da ging es um die Herren Hermann Nitsch, Christoph Schlingensief und – Andreas Strauss! Worauf Letzterer sehr stolz ist.

Strauss ist einer, der mit Begeisterung von den frühen Tagen der Ars Electronica erzählt, als noch Dackel in die Luft gesprengt wurden (es sah zumindest so aus). Linz hat es ja tatsächlich geschafft, zwei hässliche Flecken aus seinem Image zu tilgen: Linz war einmal »Führerstadt«, hier ging Hitler zur Schule, hier sollte sein Altersruhesitz sein. Später galt Linz als dreckiger und dem Untergang geweihter Stahlstandort. Heute denkt man stattdessen an Linzer Torte und Ars Electronica, und 2009 ist die Stadt zusammen mit dem litauischen Vilnius sogar Kulturhauptstadt Europas.

Strauss hat schon eine Einladung. Er plant mit seinen Rohren ein Netzwerk in verschiedenen Städten Europas. Jedenfalls in Vilnius. Gern in Barcelona. Womöglich in Essen. Nicht aber in Wien. Dort wollte man hundert Rohre am Donaukanal, im 2. Bezirk, installieren, zur Fußball-Europameisterschaft 2008. Allerdings mit Rezeption und Ordnung und Überwachung. Da hat Strauss abgewinkt. »Sollen sie doch Weinfässer aufstellen und Geranien dranhängen«, mault er. Ein Wiener Campingplatz passt nicht in sein Konzept. So was hätte seine Kunst verraten.

Morgens früh rappelt es an der Tür. Interessenten. Was sollen die Rohre? Was ist dasparkhotel? Was kostet das? Nun, auch in Dreisternehotels wird man gelegentlich vom übereifrigen Personal geweckt. Vorm dasparkhotel scheint die Sonne, Heuschrecken zirpen, Leute mit Dackeln winken. Mal sehen, ob Sergio einen Kaffee für uns hat.

Buchung und Zutrittscode unter www.dasparkhotel.net. Unterkunft kostet: nach Belieben, zahlbar vor Ort. Saison: Mai bis Oktober. Lage: Donauufer bei Ottensheim, zehn Kilometer von Linz flussaufwärts

Frisch vom Markt

Die ElisabethCard ist eine Kombination aus Historie und Moderne. »Elisabeth« steht für die Landgräfin von Thüringen, die in ihren 24 Lebensjahren so viel Gutes tat, dass sie nach ihrem Tod 1231 heilig gesprochen wurde; ihr ist noch bis Mitte November die thüringische Landesausstellung auf der Wartburg bei Eisenach gewidmet. »Card« repräsentiert einen Bonus, den Besucher dieser Ausstellung mit dem Kauf ihres Eintrittstickets erhalten. Denn die Plastikkarte gewährt den kostenlosen Besuch von über 80 Sehenswürdigkeiten in der Region. Und das bis 18 Uhr des folgenden Tages. Die ElisabethCard gilt beispielsweise für Schloss Wilhelmsburg in der Reformationsstadt Schmalkalden, das Bachhaus in Eisenach, aber auch für eine Stadtführung in Erfurt oder ein Bad in der Toskana Therme von Bad Sulza.

»Elisabeth von Thüringen«, Wartburg, bis 19. 11., Eintritt: 8 Euro. Auskunft: Tel. 0361/374 20, www.elisabeth-wartburg.de

Spannend soll es werden beim Krimifestival Tatort Eifel, das Autoren vom Fach ein Forum bieten will und dem normalen Publikum Unterhaltung. In diesem Herbst bilden Filme den Schwerpunkt. Gezeigt wird beispielsweise der Streifen *Mordshunger* nach dem gleichnamigen Roman von Frank Schätzing aus der Reihe »Köln-Krimis«. Außerdem berichten die Darsteller der Serie *Toto & Harry* von ihrer Arbeit, und Moderator Georg Uecker lädt zu einer interaktiven Rateshow ein, bei der das Publikum zusammen mit einem Pianisten, einem Geräuschemacher und fünf Schauspielern auf Mörderjagd geht. Zu Beginn wird das Kriminalhaus in Hillesheim eröffnet, das mit 26 000 Bänden die größte Krimibibliothek im deutschsprachigen Raum sein soll, zum Schluss erhält Drehbuchautor Rolf Basedow einen Preis für Innovation im Krimigenre.

Krimifestival Tatort Eifel, 19. bis 23. September, Daun. Auskunft: Tel. 06592/951 30. www.forum-daun.de

Foto: Florian Böhm

BLICKFANG Warten auf Grün

Die Bürgersteige von New York sind eine Bühne – jedenfalls für den, der den Bildband von Florian Böhm **Wait for a Walk** betrachtet. In Manhattan hat der deutsche Fotograf Fußgänger fokussiert, die vor roten Ampeln stehen: Schlipsträger und Einkaufsbummler, Langbeinige und Dickbäuchige, die gut Betuchten und die Armen, Amerikaner, Chinesen, Afrikaner. Für einen Augenblick ist der Menschenstrom zum Stillstand gekommen. Böhm nutzt dieses Arrangement des Zufalls, um seine Standbilder des Straßenlebens wie mit versteckter Kamera festzuhalten. Beim Warten auf das grüne Licht wird die anonyme Masse kurzfristig zur Zwangsgemeinschaft, während jeder Einzelne zugleich isoliert und in seiner Individualität unverwechselbar bleibt. Anrührend fixiert Böhm die Atempause im urbanen Betrieb auf 66 flüchtigen Gruppenbildern. Die gelehrten Essays der Kunsthistoriker Ronald Jones und Ulrich Pohlmann runden sein monumentales Passantenwerk vorzüglich ab. **CS**

Florian Böhm: »Wait for Walk«. Texte von Ronald Jones, Ulrich Pohlmann; Hatje Cantz Verlag, Ostfildern 2007; 128 S., 39,80 €

Lesezeichen

Von Kreta wollte er dieses Mal auf eigene Art erzählen. Sein 100. Buch sollte nicht Geschichtszahlen, Hoteladressen und Preise nennen, sondern sehr persönlich gehalten sein. Darum hat sich Klaus Bötig mit dem Maler Hans-Jürgen Gaudeck auf den Weg gemacht, um zu ergründen, was ihn, den Reisejournalisten, schon über viele Jahre an dieser größten der griechischen Inseln fasziniert. Ihre Gefühle und Gedanken während dieser Tage auf Kreta haben Autor und Maler eindrucksvoll zum Ausdruck gebracht – in Texten und Aquarellen. **H. K.**

Klaus Bötig und Hans-Jürgen Gaudeck: »Tage auf Kreta.« HSB-Verlag, Nagold 2007; 82 S., 15,90 €

Ein Bett in Venedig am Canal Grande zu finden ist bei schmalem Geldbeutel keine leichte Aufgabe. Als zuverlässiger Wegbereiter für junge Leute und Reisende mit geringeren Ansprüchen hat sich in den letzten 15 Jahren der Interrail Guide *Preiswert durch Europa* bewährt. Das handliche Buch gibt es jetzt in komplett aktualisierter Auflage. Wer den schwungvoll-lockeren Tonfall in Kauf nimmt, der findet eine Menge praktischer Tipps für Sehenswürdigkeiten, günstige Unterkünfte, Internetcafés und alle erdenklichen Ermäßigungen. Prägnante Kommentare zahlreicher Interrailer im Fließtext geben ein sehr konkretes Bild, was man an der jeweiligen Destination erwarten kann. Auch die seltener bereisten Ränder Europas lassen sich mit diesem zuverlässigen Wegweiser erkunden. **MWE**

Wolfgang Klein: »Preiswert durch Europa«. Der Interrail Guide. Verlag Interconnections, 7. Aufl., Freiburg im Breisgau 2007; 415 S., 17,90 €

An der Amalfiküste hat Barbara Schaefer zig Eissorten probiert, einen Lieblingsstrand für jeden Tag entdeckt, hat an Drehorten mit Produzenten geplaudert. Im Cilento dagegen, Italiens zweitgrößtem Nationalpark, ist sie zuweilen die einzige Fremde auf der Piazza im Bergdorf. Sie lauscht den Liedern der Region und berichtet, welch mythische Abenteuer Odysseus und Äneas vor diesem Landstrich erlebt haben sollen und dass in Vèlia über der Ruine des Sarazenenturmes jede Nacht ein rotgoldener Vollmond steht. Kurzum: Ihr Buch birgt eine lebendige Lesereise, auf der man weit mehr als Limoncello mit Meerblick genießen kann. **H. K.**

Barbara Schaefer: »Limoncello mit Meerblick. Unterwegs an der Amalfiküste und im Cilento«. Picus Verlag, Wien 2007; 132 S., 13,90 €

Hist. Ambientehs. einmalige Küstenlage,
sonn. **S-Bretagne**, **Okt.** 0228-9528262

Hin und weg

Seit 50 Jahren organisiert Youth for Understanding für deutsche Jugendliche ein Schuljahr in der Fremde. Fünf ehemalige Austauschschüler erzählen vom ersten großen Abenteuer ihres Lebens

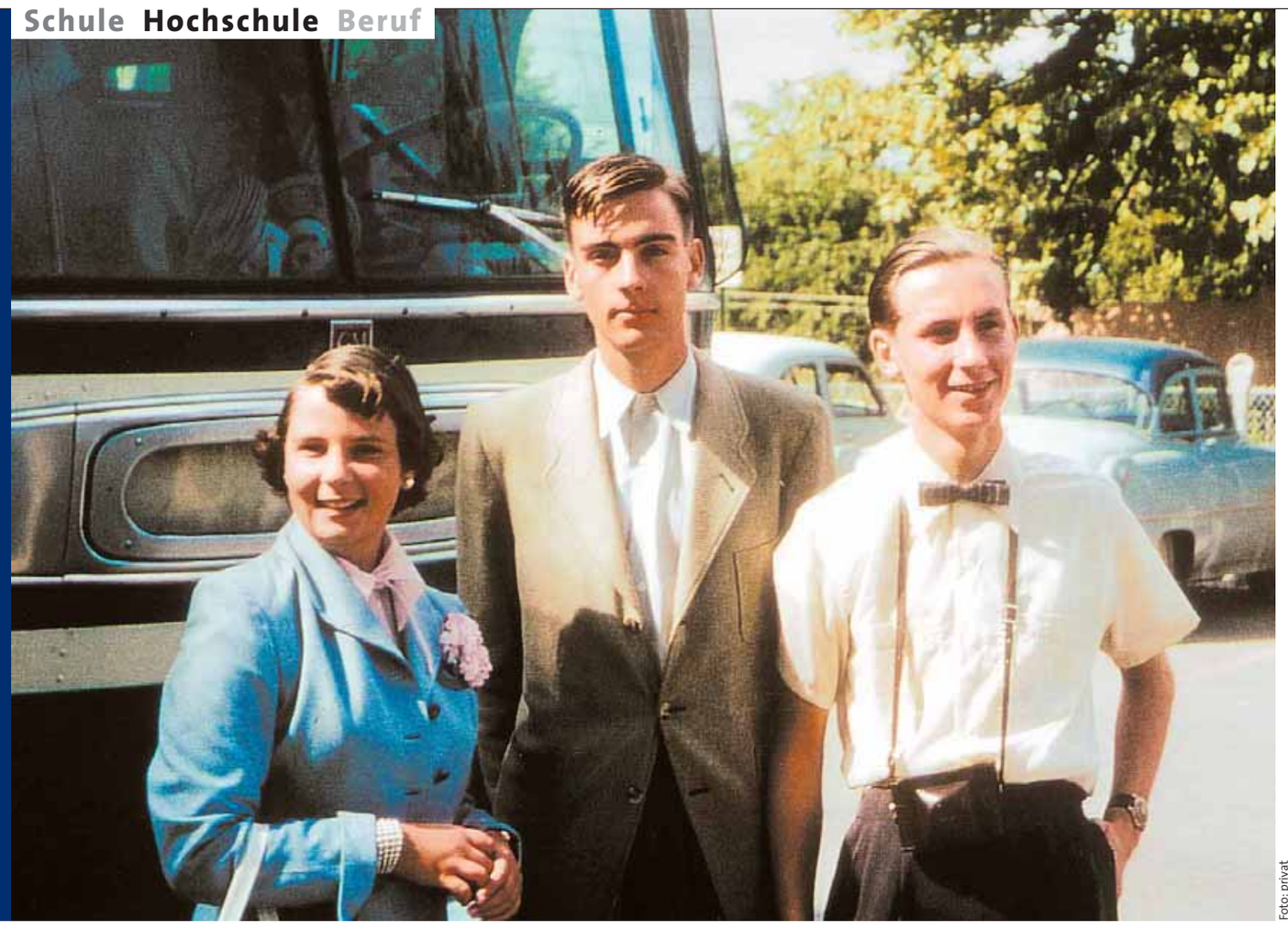


Foto: privat

AUGUST 1954: Ulrich Zahlten (r.) mit zwei weiteren deutschen Austauschschülern nach einem aufregenden Jahr in Michigan

1953, Ulrich Zahlten, USA

Bewirb dich da doch auch, hatte sein Vater gesagt, es ist eine tolle Sache, Amerika kennenzulernen. Also bewarb er sich bei einem Austauschprogramm, das die US-Regierung für Jugendliche aus Deutschland organisierte, auch um die Erziehung zur Demokratie zu fördern. Das war 1953, Ulrich Zahlten war gerade 16 und ging auf das Johanneum in Lübeck. Er kam nach St. Joseph: eine Stadt mit 11 000 Einwohnern in Michigan. In einem zweiwöchigen Intensivkurs bekamen die Austauschschüler Nachhilfe in Sachen amerikanischer Lebensstil. Sie lernten, wie man als Jugendlicher in einem amerikanischen Haushalt mithilft. Wie man Betten macht, Hemden bügelt, eine Waschmaschine bedient, »die war damals in Deutschland ja noch unbekannt«, erinnert sich der 70-Jährige. Seine Gasteltern machten es Ulrich Zahlten leicht, sie waren witzig, spielten leidenschaftlich gerne Amateurtheater, er fühlte sich schnell wohl. Freunde lernte er in der Highschool kennen.

Vor seiner Ankunft war Zahlten gespannt, wie er als Deutscher nur wenige Jahre nach Kriegsende in den USA aufgenommen würde, und hatte sich schon auf einiges gefasst gemacht. Immer wieder gab es Fragen zur Nazivergangenheit, aber er wurde nicht an den Pranger gestellt. Die Amerikaner wollten wissen, wie der Marshallplan in Deutschland ankam, was die Deutschen von McCarthy hielten. 75 öffentliche Vorträge und Podiumsdiskussionen absolvierte Zahlten während seines Austauschjahrs. Er lernte dabei viel über die USA, aber auch über Deutschland. Als »unglaublich bildend« beschreibt er diese Zeit heute. Sie habe ihn gelehrt, die Dinge mit den Augen des anderen zu betrachten. »Was meine persönliche Entwicklung angeht, war es das wichtigste Jahr meines Lebens«, sagt Zahlten.

Kontakt zu seinen Eltern hatte er während dieser Zeit nur per Post, telefonieren war ausgeschlossen, drei Minuten hätten damals 50 Dollar gekostet. Nach seiner Rückkehr ging er wieder aufs Johanneum in Lübeck, machte sein Abitur, studierte Jura und wurde Richter in Hamburg, und – darauf ist er stolz – er gründete 1957 mit anderen Ehemaligen den deutschen Zweig von Youth for Understanding – wird mit 20 Vorsitzender und bleibt es 40 Jahre lang. In dieser Zeit lernte Ulrich Zahlten auch seine Frau kennen. Ihre beiden Kinder haben das Programm selbstverständlich auch absolviert. **ARN**

1970, Arntraud Hartmann, USA

Sie weiß noch genau, wie es anfing zu tropfen. Das Wasser kam aus ihren gefrorenen Haaren, lief von der Stirn über die Nase bis auf die Schulbank. Ihren American-History-Lehrer konnte Arntraud Hartmann unter dem Schleier des Wassers kaum erkennen. In Tuttlingen wäre das nicht passiert! Da war die damals 16-Jährige Leistungssportlerin im Abfahrtsski, eine regionale Größe, sogar bei der deutschen Meisterschaft lief sie mit. Jetzt saß sie in Holland in Michigan, USA, und man hatte ihr gesagt, sie könne zwischen den Sportarten Schwimmen und Cheerleading wählen, Holzschuhtanz wäre sowieso Pflicht. Also ging sie schwimmen, trainiert wurde auch im Winter morgens um sechs. Auf dem Weg zur Schule froren ihre Haare zu Eis.

Vieles war so ganz anders in Michigan. Zum Skifahren musste sie auf eine Sanddüne, sonntags in die Kirche, und für ihre vier Gastschwestern gab es nichts Wichtigeres, als sich für Freitagabend ein »Date« zu organisieren. An ihrem Gymnasium in Tuttlingen gehörte Arntraud Hartmann in den Nachwehen der 68er-Bewegung zu einer aufmüpfigen Schülerschaft, sie war politisch interessiert und »zackige Diskussionen« gewohnt, doch in Holland galt es als unfreundlich, kontroverse Meinungen zu haben. »Alles war sehr beschaulich, konservativ, auch ein bisschen langweilig. Ich passte da nicht so richtig rein mit meinen Wertigkeiten«, erinnert sich die 52-Jährige. Trotzdem fiel es ihr nicht schwer, sich anzupassen, sie wusste ja, dass ihr Leben nicht für immer hier spielen würde.

Die Brüder ihrer Mitschüler kämpften in Vietnam, und Arntraud Hartmann wurde in den Schulfluren nicht selten mit »Heil Hitler« begrüßt. Also versuchte sie aufzuklären, hielt Reden über die nationalsozialistische Vergangenheit ihres Landes, über Willy Brandts Kniefall von Warschau. Und immer wieder wurde sie gefragt: Warum hat dein Land das getan? Oft fiel es ihr schwer, mit all ihren Gedanken und Gefühlen so allein zu sein.

Ihre Abenteuerlust war nicht gestillt, als sie zurück nach Deutschland kam. Nach dem Jurastudium reiste sie im Auftrag der Weltbank 23 Jahre lang um die Erde, lebte in Rumänien, Albanien, Brasilien. Aber so leicht und unbeschwert wie damals in Michigan war es nie wieder, ein Land zu erobern. »Das Schöne an diesem Jahr war ja, dass man nur eine einzige Aufgabe hatte: in dieser fremden Welt einfach mitzuleben.« **JO**

1989, Dörte Hackenberg, Mexiko

Dörte Hackenberg liebt Kaffee. Nicht nur frisch aufgebrüht am Frühstückstisch, sondern als duftende Plantagenfrucht und geröstete Spezialität. Die 35-Jährige ist Expertin auf dem Gebiet. Sie hat Plantagen in Costa Rica besucht, in Kolumbien die Qualität der Bohnen geprüft und in Guatemala für ein Hamburger Handelshaus gearbeitet. In Lateinamerika fühlt sich die Kaffee-Sommelière genauso zu Hause wie in Deutschland.

Feuer gefangen hat Dörte Hackenberg 1989, als sie zum Schüleraustausch nach Mexiko ging. »Eigentlich wollte ich in die USA. Aber der Bewerbungsausschuss befand, ich würde besser nach Lateinamerika passen.« Die Organisatoren schätzten das Mädchen als aufgeschlossen, temperamentvoll und fröhlich ein und sahen kein Problem darin, dass die Schülerin kein Wort Spanisch sprach.

Ein halbes Jahr später fand sich die 17-Jährige in Guadalajara wieder. Sie war zunächst erschrocken über die gewaltigen sozialen Unterschiede in Mexiko. Während ihre Gastfamilie gleich neben dem Golfplatz lebte, half Dörte Hackenberg mit einer Kirchengruppe den Menschen in Slums. Sie lernte, dass man Arbeit in Mexiko lieber auf *mañana,* also auf morgen, verschiebt, dass die mexikanische Polizei nicht immer Freund und Helfer ist und dass ein Päckchen aus Deutschland schon mal ein halbes Jahr unterwegs sein kann. Alle zwei Wochen telefonierte sie zehn Minuten mit den Eltern zu Hause. »Heute würde man sich wahrscheinlich einfach ins nächste Internetcafé setzen und in die Kamera winken.«

Als sie sich nach ihrem Abitur bei einem Hamburger Kaffeehändler bewarb, äußerte sie sofort den Wunsch, wieder nach Lateinamerika gehen zu dürfen. Das Unternehmen baute auf ihre Erfahrung und setzte sie jahrelang als Qualitätsmanagerin, Handelsassistentin und Kaffeebotschafterin ein. Heute lebt Dörte Hackenberg mit ihrer Familie in der Schweiz. Ihr Mann arbeitet auch im Kaffeegewerbe. Noch hat ihr zweijähriger Sohn nicht gefragt, wo die duftende Brühe herkommt, die Mama und Papa zum Frühstück trinken. Aber eines Tages werden sie es ihm sicher zeigen. **KB**

1996, Ralf Richter, Frankreich

Es ist eine Ironie des Schicksals, dass Ralf Richter heute ausgerechnet die deutsche Botschaft in Astana aufbaut, der neuen Hauptstadt Kasachstans. Der 27-jährige Chemnitzer gehört zum ersten Jahrgang in der ehemaligen DDR, der als erste Fremdsprache nicht mehr Russisch lernen musste. Er wählte Französisch und ging 1996 mit 16 Jahren zu einem Austauschjahr in die Bretagne. »Ich springe jetzt so weit über meinen Schatten, dass der mich nicht mehr einholen kann«, das sei damals sein Motiv gewesen. Der Sprung brachte ihn aus der Stadt aufs Land in eine Familie mit zwei Gastgeschwistern, deren Mutter etwas Weltläufigkeit nach Hause holen wollte. Der Funke sprang über, und als Ralf abreiste, bereiteten sich seine Gastgeschwister selbst auf ein Jahr im Ausland vor.

Die Zeit in Frankreich war für Ralf Richter zugleich Vorbereitung auf seinen Beruf. Seine guten Sprachkenntnisse erleichterten ihm den Einstieg in die Diplomatenlaufbahn. Englisch und Französisch werden für eine Karriere beim Auswärtigen Amt vorausgesetzt. Mit einem Studium an der Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung stieg er in den gehobenen Dienst ein, wurde zu den Vereinten Nationen nach New York geschickt und arbeitete später in der Konsularabteilung der Vertretung in Bratislava. Dass er sich in einer fremden Umgebung gut einleben kann, hat Richter bei seinem Austauschjahr gemerkt. Nun muss er es immer wieder von Neuem tun – spätestens alle vier Jahre werden die Diplomaten an einen anderen Ort versetzt. Natürlich kenne er Heimweh, gibt er zu, zum Beispiel, wenn sein Vater zu Hause Geburtstag feiere. Aber seine Freunde seien ohnehin auf der ganzen Welt verteilt.

Astana sei eine besondere Herausforderung, sagt Richter. In nicht einmal zehn Jahren haben die Kasachen ihre neue Hauptstadt aus dem Steppenboden gestampft, »eine Skyline wie in Chicago mitten im Nichts«. Nun ziehen die Botschaften nach. Richter betreut das Goethe-Institut und den Deutschen Akademischen Austauschdienst, bereitet Besuche von Ministern vor. Verkehrssprache ist in der ehemaligen Sowjetrepublik immer noch Russisch. Das muss er jetzt doch lernen. **JUL**

2006, Annika Weber, Thailand

Sie hat es ja nicht anders gewollt. Doch manchmal, das gibt Annika Weber zu, wird es ihr doch ein bisschen viel. Zum Beispiel, wenn ihre Mitschüler sie wieder einmal ratlos anschauen, weil sie einfach nicht begreifen, was das Mädchen aus Deutschland ihnen sagen möchte. »Ich versuche es auf Englisch, auf Thai, mit Händen und Füßen, doch viele Gedanken kann ich einfach mit keinem teilen«, sagt Annika.

Die 16-Jährige hat es sich nicht gerade leicht gemacht, als die Entscheidung für ein Auslandsjahr anstand. Amerika, England, Frankreich – für sie war das zu wenig herausfordernd. Sie entschied sich für die Extremvariante: von Alsfeld in Hessen nach Nakhon Pathom in Thailand, ohne ein Wort Thai und als einzige Europäerin an der ganzen Schule. Seit knapp vier Monaten ist sie jetzt hier. »Es ist schon hart, wenn keiner deine Sprache spricht«, sagt sie. Darum schreibt sie Tagebuch, berichtet sich selbst darin von ihrem Leben in einer Provinzstadt 60 Kilometer westlich von Bangkok, wo die Hauswände Ritzen haben und die Fenster aus durchsichtigen Plastikplatten bestehen. In ihre Klasse gehen 42 Schüler. Der Lehrer hält eine Art Vorlesung, mündliche Mitarbeit ist nicht gefragt. Wenn die Schule aus ist, nachmittags so gegen vier, spielen sie noch Volleyball oder Fußball, oder sie sitzen einfach zusammen, und dann gehen alle nach Hause. Und da bleiben sie auch. Ausgehen in ihrem Alter? Das gibt es nicht. Ihre Gasteltern betreiben einen kleinen Laden unten im Haus, die Kinder sprechen ein paar Brocken Englisch. Alle zwei Wochen ruft ihre Mutter an. Dann kann Annika mal wieder ein paar Minuten Deutsch reden. **JMW**

REISELUSTIGE VOR!

Es war die amerikanische Armee, die Anfang der fünfziger Jahre die ersten deutschen Schüler für einen Gastaufenthalt in den USA auswählte. Ursprüngliches Ziel des Austauschs sollte es sein, die Jugendlichen nach den langen Jahren der Hitler-Propaganda zur Demokratie zu erziehen. Als aber die amerikanische Regierung wenige Jahre später entschied, den Schüleraustausch nicht mehr zu unterstützen, gründeten ehemalige Austauschschüler 1957 das Deutsche **YOUTH FOR UNDERSTANDING** Komitee (YFU). Seit dieser Zeit haben mehr als 45 000 Austauschschüler ein Jahr bei ausländischen Gastfamilien verbracht. Die Organisation ist inzwischen auf allen Kontinenten zu Hause. Wen die Abenteuerlust erwischt, der kann zwischen 48 Ländern wählen. In diesem Jahr kamen Südkorea und die Türkei neu hinzu. Insgesamt gibt es in Deutschland über 50 Organisationen, die den internationalen Jugendaustausch möglich machen. Im Arbeitskreis gemeinnütziger Jugendaustauschorganisationen (AJA) arbeiten neben YFU drei weitere Programme eng zusammen: AFS Interkulturelle Begegnungen, Experiment e. V. sowie die Organisation Partnership International e. V.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/chancen/schueleraustausch

DIESE WOCHE:

Straßenkinder
Neue Perspektiven für jugendliche Ausreißer **SEITE 70**
Tipps und Termine **SEITE 70**

Wettkampf um die besten Forscher
Ein Gespräch mit dem Präsidenten der Humboldt-Stiftung **SEITE 71**

Selbstversuch mit Ross
Beim Pferdecoaching zeigt sich, wer wirklich führen kann **SEITE 72**
Beruf der Woche **SEITE 72**

Im Internet:
Meditation an der Uni
Vorlesungen zu Zen und Mystik sind in Heidelberg besonders beliebt
www.zeit.de/campus

Wo studieren?
Welche Hochschule in einem Fach führt, verrät das CHE-Hochschulranking
www.zeit.de/hochschulranking

SEITENHIEB

Uni-Tektonik

Studenten zeigen ihre Macht

Die deutsche Universitätswelt ist in zwei Kontinente geteilt: Der eine heißt Studentien, der andere Professoria, er hat etliche Subkontinente. Beide existierten viele Jahre nebeneinanderher. Von gelegentlichen bilateralen Verhandlungen der Bewohner – vulgo: Vorlesungen, Prüfungen – einmal abgesehen, lagen die Kontinente so starr nebeneinander wie die eurasische und die afrikanische Landplatte.

Das ändert sich nun, und zwar ziemlich rasch. Mit hoher Geschwindigkeit rast die Landplatte Studentien in die Platte Professoria. Ob dabei eine Tiefseerille entsteht oder ein Gebirge, ist ungewiss. Ein Erdbeben gibt es auf alle Fälle.

Was ist geschehen? Studenten zeigen ihre Macht. Sie zahlen Studiengebühren und fordern daher selbstbewusst Verbesserungen ein. Sie wollen besser betreut werden, wollen Professoren, die besser lehren.

Die neue Uni-Tektonik zeigt sich besonders gut auf der Website MeinProf.de; dort bewerten Deutschlands Studenten ihre Hochschullehrer. 250 000-mal haben sie nun schon Zensuren gegeben, diese neue Rekordzahl werden die Macher der Seite in dieser Woche veröffentlichen. Die besten Noten bekommt die Lehre an den Fachhochschulen; Aschaffenburg, Koblenz und Landshut liegen vorn. Unter den Top Ten rangiert nur eine Massen-Uni, die Universität Bonn.

Natürlich ist MeinProf.de kein Hochschulranking, wie die Organisatoren behaupten; im besten Fall ist es ein Klicking. Natürlich ist die Notenvergabe per Mausklick methodisch fragwürdig. Doch die Abstimmung mit den Mäusen zeugt von einer neuen Mentalität: Studenten geben sich nicht mit allem zufrieden, prangern Missstände an, lassen sich nicht mit der oft katastrophalen Lehre abspeisen. Auch wenn Professoren schimpfen, Unis klagen, Datenschutzbeauftragte intervenieren – sie werden nicht aufhalten, dass die beiden Kontinente weiter aufeinander zurasen. Die Uni-Tektonik ist in Bewegung geraten. **MANUEL J. HARTUNG**

PLAN B

JETTE JOOP
Designerin

Foto: Müller-Stauffenberg/Imago

Latzhosen tragen

Für mich gibt es nur einen Plan B: die Bildhauerei. Wie gern würde ich allein in einem Berliner Loft stehen, umgeben von Studien aus Gips und Ton, und mich während des Gestaltungsprozesses komplett von der Realität verabschieden! Dabei hätte ich eine Latzhose an und könnte mich ungestraft mal so richtig dreckig machen. Die Kunstwerke, die dabei entstünden, wären wie lebendige Wesen. Ich würde sie ertasten und das Spiel von Licht und Schatten auf ihren Formen bewundern. Welch sinnliches Erlebnis! Was Kunstkritiker von ihnen hielten, wäre mir vollkommen egal. Es ist doch sehr spannend, etwas zu kreieren, das gar nicht vorhat zu gefallen.

ANZEIGE

Studieren neben dem Beruf - Start jederzeit möglich!
Per Fernstudium zum
HOCHSCHULABSCHLUSS
- Europäische BWL (Bachelor, Diplom)
- Wirtschaftsrecht (Bachelor of Laws)
- MBA

sowie diverse Hochschulkurse mit Zertifikat

JETZT KOSTENLOSE INFOS ANFORDERN! 172 BU

Studienberatung 0800 / 33 44 377 (gebührenfrei)

www.Euro-FH.de
EUROPÄISCHE FERNHOCHSCHULE HAMBURG UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Tipps und Termine

Stipendien für Migranten, die sich für Journalismus interessieren, bieten die Deutsche Welle-Akademie und die Böll-Stiftung an. Abiturienten und Studierende mit hervorragenden Studienleistungen, die sich gesellschaftlich engagieren und erste journalistische Erfahrungen haben, können sich unter www.boell.de/studienwerk/Stipendien bewerben.

Zur »Informatica Feminale« Baden-Württemberg« lädt die Hochschule Furtwangen vom 16. bis 21. September. Das Angebot mit 26 Kursen richtet sich an Studentinnen aller Fächer, Semester und Hochschularten, an Einsteigerinnen, Expertinnen und IT-Fachfrauen. Schwerpunkt ist die Vernetzung im technischen und menschlichen Sinne. www.netzwerk-fit.de/informaticas

Einen Nachwuchspreis für Redenschreiber schreibt Berlinpolis aus. Autoren unter 35 Jahren können ihre Rede zum Thema »Der Klimawandel: Herausforderung für die deutsche Wirtschaft« bis zum 15. Oktober einsenden. www.berlinpolis.de

Die Hochschule Liechtenstein startet den Executive Master of Laws im Gesellschaftsrecht (LL.M.). Ausgehend vom liechtensteinischen Recht, wird der Bogen zum europäischen und internationalen Gesellschaftsrecht bis hin zu Querschnittthemen wie Sorgfaltspflichtrecht, Steuern, Bilanzanalyse und Asset Protection gespannt. Der Studiengang beginnt im September und ist für Juristen konzipiert, die seit drei Jahren im Berufsleben stehen und parallel zu ihrer Tätigkeit eine praxisnahe und umfassende Zusatzausbildung suchen. www.hochschule.li/finanzdienstleistungen

DER BESONDERE TIPP ANZEIGE

Fit für E-Commerce?
Onlinestudiengang
E-Commerce und -Business
Technische Universität Kaiserslautern
Zentrum für Fernstudien und Universitäre Weiterbildung

Die Macromedia Fachhochschule der Medien startet mit den Fachrichtungen Sport- und Kulturjournalismus sowie Wirtschafts- und Finanzjournalismus im Wintersemester den neuen Bachelorstudiengang Journalistik. Studienorte sind München, Köln und Hamburg. Bewerbungen sind ab sofort möglich. www.macromedia-fachhochschule.de

Ein Netz für Ausreißer

Mit großer Hartnäckigkeit versucht die Stiftung Off Road Kids, Straßenkindern neue Perspektiven zu geben VON INGE KUTTER

Für die Wanderausstellung **KENNEN WIR UNS?** haben sich Straßenkinder aus Deutschland selbst fotografiert

Foto (Ausschnitt): Ruth: »Wir müssen draußen bleiben« / Off Road Kids Stiftung/ www.offroadkids.de

Ich bin wieder abgehaun.« Das Mädchen grinst, halb verlegen, halb provozierend. Keine 15 Jahre alt, Stupsnase und Springerstiefel. Sie lehnt an einer Kaufhausmauer in der Kölner Fußgängerzone und starrt in den Regen. Julia Zahidi geht einen Schritt auf sie zu: »Ja, und jetzt?« Das Mädchen zuckt die Achseln. Der Junge neben ihr, zu dessen Milchgesicht dieser penetrante Geruch nach altem Schweiß so gar nicht passen will, legt den Arm um sie: »Jetzt bleibt sie erst mal hier, bei uns.« Die Streetworkerin Julia Zahidi zieht die Augenbrauen hoch. »Bei uns«, das heißt »auf der Straße«. Sie von dort wegzulotsen ist das Ziel der Stiftung Off Road Kids, für die Zahidi arbeitet.

2500 Kinder ab zwölf Jahren geraten in Deutschland jährlich auf die Straße, schätzt der Gründer von Off Road Kids, Markus Seidel. Er stützt sich dabei auf Vermisstenstatistiken des Bundeskriminalamts und auf eigene Forschungen; offizielle Zahlen gibt es nicht. Laut Seidel kommen die Kinder aus allen Milieus. Ihre Gründe, von zu Hause auszureißen, reichen von Vernachlässigung bis hin zu Missbrauch: »Es muss schon ein schlimmer Vertrauensbruch passieren, damit ein Kind sein Dach überm Kopf aufgibt.«

Das Mädchen an der Kaufhausmauer, nennen wir es Maja, hat bereits Übung im Weglaufen: zuerst von der Familie, jetzt aus dem Heim. Der Vater ist tot, mit der Mutter hat sie »immer wieder Stress«. Sie schiebt das Kinn vor: »Wenn ich jetzt wiederkomm, krieg ich Ausgangssperre, nee, keine Lust.« Streetworkerin Zahidi, eine 31-Jährige mit blondem Kurzhaarschnitt und schwarzem Rock, kramt in ihrer Tasche nach den Visitenkarten, die sie bei ihren täglichen Runden durch die Innenstadt immer dabeihat. »Wenn du es dir doch noch überlegen solltest, dann komm zu uns ins Büro«, sagt sie. »Wir finden eine Lösung für dich.«

So arbeitet Off Road Kids. »Wir wollen nicht, dass die Kinder es sich auf der Straße gemütlich machen«, erklärt Gründer Markus Seidel. Das heißt: Die Stiftung verteilt weder Essen noch saubere Spritzen. Stattdessen haben seine Mitarbeiter Zeit, das Vertrauen der Kinder zu gewinnen und sie zu überreden, das Straßenleben aufzugeben, indem sie ihnen ihre Perspektiven aufzeigen. Sie begleiten sie auf die Ämter und vermitteln Schulplätze und Weiterbildungsangebote. Sie helfen bei der Suche nach betreutem Wohnen oder einem Heimplatz. Und wo es möglich ist, führen sie die Kinder zu ihren Familien zurück.

Die Stiftung kennt keine Grenzen, weder bei der Betreuungsdauer noch, was das Alter angeht. Zwar ist das erklärte Ziel, die Kinder abzufangen, bevor sie sich auf der Straße eingerichtet haben. Wo das aber nicht klappt, halten die Streetworker oft über Jahre hinweg den Kontakt und lassen auch nicht locker, wenn ein Kind volljährig wird. Off Road Kids hat Standorte in Köln, Berlin, Hamburg und Dortmund. Die Streetworker notieren sich jeden Abend die Kinder, die sie auf der Straße getroffen haben; mindestens einmal wöchentlich tauschen sich die Kollegen deutschlandweit aus, ob ein Kind, das gerade die eine Stadt verlassen hat, in der anderen aufgetaucht ist.

Nach Maja wird inzwischen polizeilich gefahndet. Zahidi kann dem Polizisten, der vorn an der Kreuzung patrouilliert, allerdings keinen Tipp geben: »Der bringt sie zurück ins Heim; nach einer Woche läuft sie wieder davon. Die Anzeige fällt auf uns zurück, und wir haben Majas Vertrauen verloren. Dann lässt sie keinen mehr an sich ran – und ist immer noch auf der Straße. Wir müssen sie dazu bringen, dass sie sich selbst entscheidet, ihr Leben in den Griff zu bekommen. Nur dann hat sie eine Chance.« Eine Gratwanderung, die auch den Streetworkern Bauchschmerzen bereitet. Zu gut kennen sie die Gefahren der Straße. In Majas Nähe lungert bereits Melchior herum, ein 30-jähriger Obdachloser mit Lederjacke und fiesem Grinsen, der dafür bekannt ist, junge Mädchen in der Szene unter seine Fittiche zu nehmen – für entsprechende Gegenleistung. Missbrauch könnte man das nennen, aber das sieht Maja wohl nicht so. Für jemanden, der wenig Zuneigung in seinem Leben bekommen hat, ist das Freundschaft.

»Die Straße ist das Gegenteil von unserer Normalität«, sagt Seidel, »da passiert all das, was wir uns gar nicht vorstellen können und wollen.« Drogenkonsum, natürlich. Hasch, Speed, Ecstasy, in den unbekömmlichsten Mixturen. Die Abhängigkeit lässt sich durch Betteln nicht mehr finanzieren, es folgt die Prostitution. Durch die sich Krankheiten verbreiten, Aids, vor allem aber Hepatitis C und die Krätze. Hinzu kommen ungewollte Schwangerschaften von 16-Jährigen.

Dagegen ankämpfen wollte Markus Seidel, als er 1992 Off Road Kids gründete. Eine Fernsehreportage hatte ihn alarmiert, der ehemalige Journalist recherchierte weiter und beschloss, selbst zu helfen. Da der erste Antrag auf staatliche Beihilfe scheiterte, suchte er Spender und Sponsoren und fand sie im Lions Club, bei Vodafone und der Deutschen Bahn. Inzwischen beschäftigt Off Road Kids vierzehn Streetworker und sechs Betreuer in zwei Kinderheimen in Bad Dürrheim. Seit der Gründung hat Off Road Kids 1039 Kinder von der Straße geholt; allein im letzten Jahr waren es 177.

Eine der Erfolgsgeschichten ist die von Jenny, deren richtiger Name hier nicht genannt werden soll. Sie war 15, als sie den Kölner Streetworkerinnen auffiel. Off Road Kids hat sie in eine Eins-zu-eins-Betreuung vermittelt. »Inzwischen geht sie in die Berufsschule und hat dort das zweitbeste Zeugnis ihrer Klasse«, erzählt Julia Zahidi. »Wir haben ihr noch beim Umzug geholfen, aber der Kontakt wird immer weniger. Sie ist angekommen.«

Maja ist noch nicht so weit. Aber sie streckt die Hand aus, um die Visitenkarte zu nehmen. »Ich hab das Gefühl, ihr verfolgt mich«, sagt sie. Julia Zahidi muss lachen: »Ja, genau das tun wir.«

Begehrt wie Fußballer

Mit mehr Geld und besseren Forschungsbedingungen will die Humboldt-Stiftung die besten Wissenschaftler nach Deutschland locken. Ein Gespräch mit ihrem Präsidenten Wolfgang Frühwald

DIE ZEIT: Die Alexander von Humboldt-Stiftung soll ausländische Nachwuchsforscher an deutsche Hochschulen und Forschungsinstitute bringen. Jetzt baut sie ihre Stipendienprogramme radikal um. Ist Ihr bisheriges Konzept gescheitert?

Wolfgang Frühwald: Keineswegs. 23 000 geförderte junge ausländische Forscher in der Geschichte der Stiftung, darunter 40 Nobelpreisträger, sind eine eindrucksvolle Bilanz. Doch der internationale Wettbewerb um die begabtesten Wissenschaftler hat sich extrem verschärft. Dass sie nach Deutschland kommen, ist nicht mehr so selbstverständlich, wie es 50 Jahre lang gewesen ist.

ZEIT: Die Konkurrenz ist also besser geworden?

Frühwald: Vor allem geben andere unglaublich viel Geld aus, um die besten Forscher ins Land zu holen. Früher mussten wir nur mit den USA, Australien und einigen anderen Staaten der westlichen Welt konkurrieren, jetzt mischen auch China, Indien, Taiwan, Korea oder Singapur mit. Unsere Konkurrenten kaufen Wissenschaftler ein wie Fußballspieler, da können wir finanziell nicht mithalten. Aber wir können die Bedingungen für unsere Stipendiaten so verändern, dass Deutschland attraktiv bleibt.

ZEIT: Welche konzeptionellen Veränderungen wird es geben, um dieses Ziel zu erreichen?

Frühwald: Bisher hatten wir starre Altersgrenzen. Wer 40 Jahre oder älter war, kam für ein Stipendium nicht mehr infrage. In den Geisteswissenschaften war das ein großes Problem. Jetzt ist eine Förderung bis zwölf Jahre nach der Promotion möglich. Die jungen Leute können ihre Forschungsaufenthalte auch in mehrere Abschnitte von jeweils drei Monaten splitten, das ist gerade für junge Wissenschaftler aus den USA sehr interessant, die am Beginn einer Dauerprofessur stehen und nur die Sommermonate über Zeit haben. Wir erschließen uns durch diese Reform einen ganz neuen Personenkreis. Die Amerikaner stehen unter unseren Stipendiaten jetzt bereits an dritter Stelle.

ZEIT: Mehr Geld gibt es gar nicht?

Frühwald: Die Bundesregierung förderte die Stiftung im vergangenen Jahr mit 52,5 Millionen Euro. Unser Budget wird aber jetzt noch einmal um weitere sechs Millionen Euro steigen. In Zukunft werden die Stipendiaten einen gewissen Geldbetrag bekommen, den sie an ihrer deutschen Universität oder dem Forschungsinstitut in die Forschung mit einbringen können. Wir reden hier nur von 500 bis 800 Euro im Monat, aber für die Universitäten werden die Nachwuchswissenschaftler dadurch schon zu einer attraktiven Erwerbung. So steigt ihre Wertschätzung.

ZEIT: Die Forscher sollen sich willkommen fühlen?

Frühwald: Das ist überhaupt der entscheidende Punkt. Dass die USA lange bei den Forschern so beliebt waren, lag nicht so sehr an der besseren Finanzierung, sondern am allgemein forschungsfreundlichen Klima. Das wollen wir auch herstellen. Indem wir etwa Willkommenszentren an den Universitäten einrichten, um den jungen Leuten bei allerlei Formalitäten zu helfen, wenn sie nach Deutschland kommen. Oder indem wir Zuschläge zahlen für Ehepartner und Kinder, damit die Trennung von der Familie nicht zum Grund wird, den Forschungsaufenthalt abzusagen. Die Situation ist für uns günstig, gerade jetzt bei den ausländischen Forschern zu punkten: Die Amerikaner werden durch ihre neue restriktive Einwanderungspolitik nach dem 11. September 2001 stark behindert.

ZEIT: Aber läuft es nicht doch am Ende immer irgendwann aufs Geld hinaus? Wer mehr zahlt, bekommt die besten Forscher?

Frühwald: Wahr ist: Wenn Sie als junger Forscher für fünf Jahre an einer Spitzeninstitution etwa in Singapur gearbeitet haben, sind Sie auf lange Zeit finanziell saniert. Doch weil wir diese Möglichkeiten nicht haben, müssen wir bei den anderen Faktoren stark sein, in der Betreuung vor allem. Befragungen zeigen glücklicherweise, dass andere Standortvorteile von den jungen Forschern als noch grundlegender eingeschätzt werden als die Höhe des Stipendiums: Wo ist das beste Forschungsumfeld zum Beispiel. Und wie sicher fühlen sich die Wissenschaftler auf den Straßen. In beidem kann Deutschland punkten.

ZEIT: Tatsächlich? Gerade erst hat der Mob in Mügeln Inder durch die Stadt gejagt und verprügelt.

Frühwald: Solche Ereignisse sind nicht nur moralisch verwerflich, sondern auch extrem schädlich für Deutschland als Wissenschaftsstandort. Doch zum Glück läuft die Anwerbung neuer Stipendiaten meist über die Mundpropaganda Ehemaliger. Und die kehren fast immer begeistert in ihre Heimat zurück.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **JAN-MARTIN WIARDA**

Foto: Lichtenscheidt/Humboldt-Stiftung

CAMPUSGESICHTER

Funktion Bibliotheksaufsicht Abschluss keiner An der Uni seit 32 Semestern

Die Seele des Seminars

Thierry Bénéteau, 54, könnte auch in einem Werbespot mitspielen: für Champagner, Chardonnay oder Chèvres à dorer. Bénéteau würde in die Kamera schauen, mit französischem Einschlag ein Sprüchlein aufsagen – und verschmitzt lächeln. Doch dieses Lächeln schenkt Bénéteau den Bonner Geschichtsstudenten – seit nunmehr 32 Semestern sitzt er als Bibliotheksaufsicht am Eingang des Historischen Seminars. In seinem ersten Leben studierte Thierry Bénéteau Germanistik, Psychologie und Englisch in Nantes, brach ab und heuerte bei der französischen Post an; er leitete ein Postamt in einem 700-Seelen-Dorf südlich von Orléans. Vormittags trug er Briefe aus, nachmittags saß er hinterm Schalter und verkaufte Marken und Sparverträge. Dann zog er nach Bonn, der Liebe wegen, die Beziehung brach, »doch die Beziehung zur Stadt hält«. Bénéteau blieb, suchte einen Job und fand ihn im Entree des wohl schönsten Gebäudes der Bonner Uni. Offiziell muss er, wie er sagt, »aufpassen, dass keiner die Bücher klaut«. Doch inoffiziell tut er viel mehr. Thierry, wie ihn die meisten Studenten nennen, ist so etwas wie die Seele des Seminars. Erstsemester lotst er in die richtigen Räume und Sprechstunden. Er hält Vorlesungsverzeichnisse und Listen bereit; er wacht über die Taschen und Rucksäcke der Studenten. Und hin und wieder geben Studentinnen auch ihr Kind oder ihren Hund bei ihm ab, bevor sie in eine Übung eilen. »Es wird nie langweilig«, sagt er. Zwischendurch liest er »Le Monde« oder Krimis. Der Job macht ihm so viel Spaß, dass er ihn bis zur Rente machen möchte. »Dann«, scherzt er, »kann ich noch immer zu den Althistorikern wechseln.« **MANUEL J. HARTUNG**

BERUF DER WOCHE

Illustration: Malte Kaune für DIE ZEIT, www.hu-

Beschwerdemanagerin

Kann man sich eine Beschwerdemanagerin als glücklichen Menschen vorstellen? Tag für Tag nur Post und Anrufe von Menschen, die etwas zu meckern haben; das Meer war zu laut, der Strand steinig und das Bett sandig. Wenn die Ferien zu Ende gehen, häufen sich Klagen wie diese auf dem Schreibtisch von Colette Rückert-Hennen beim Reiseveranstalter Thomas Cook. Und sie freut sich über jede einzelne, sagt sie zumindest: »Wer sich beschwert, tut uns etwas Gutes.« Nur so lerne das Unternehmen, was es besser machen könne.

Am häufigsten geht es um das Essen im Hotel. Die landestypische Küche sei für viele ungewohnt, etwa dass in Griechenland viel Olivenöl verwendet wird und in heißen Ländern die Speisen grundsätzlich eher lauwarm auf den Tisch kommen. Als Lehre daraus sind die Reiseleiter vor Ort inzwischen gehalten, gemeinsam mit den Gästen zu essen und ihnen zu Beginn des Urlaubs die Besonderheiten dabei zu erklären. Sie sind auch grundsätzlich die ersten Ansprechpartner bei Beschwerden; »im Nachhinein können wir den Urlaub ja nicht mehr retten«, sagt Rückert-Hennen.

In Geschmacksfragen gewährt das Reisevertragsrecht keinen Anspruch auf Entschädigung. Rückert-Hennen nimmt dennoch jede Beschwerde ernst: »Jeder, der sich beklagt, hat sich geärgert – egal ob objektiv berechtigt oder nicht.« Er bekommt zumindest einen höflichen Standardbrief zurück, der die griechische Küche erklärt.

Als Juristin ist Colette Rückert-Hennen eine Ausnahme im Kundenmanagement, die meisten ihrer Kollegen sind Reiseverkehrskaufleute. An der Touristik reizt sie die hohe Emotionalität: »Wenn ich einen Fön kaufe, und der geht nicht, bekomme ich einen neuen. Einen Urlaub kann ich nicht ersetzen.«

JULIAN HANS

AUSBILDUNG: Juristin
EINSTIEGSGEHALT: 30 660 Euro
ARBEITSZEIT: 38,5 Stunden/Woche

Ihr Blick signalisiert Desinteresse, ihre Arbeitsmotivation geht gegen null. Langsam senkt sie ihren Kopf und schnaubt mir mit einem Seufzer eingespeichelten Hafer ins Hemd. Wäre sie meine Kollegin – spätestens jetzt herrschte Krieg im Büro. Aber das hier ist kein Büro, sondern eine Koppel, und Disco ist eine Stute, ein riesiges Shire Horse, und sie soll mir zeigen, welches Führungspotenzial in mir schlummert. Discos erste Reaktion lässt vermuten: Sollte es bei mir überhaupt Potenzial geben, dann schlummert es nicht. Es liegt im Koma.

Seit vor knapp zehn Jahren Robert Redford als Pferdeflüsterer auf der Leinwand erschien, erfreuen sich Coachings mit Pferden großer Beliebtheit. Denn sie versprechen Führungskräften, über den Umweg durch den Stall zum Mitarbeiter-Flüsterer zu werden.

Christopher Lesko leitet die Berliner Pferdeakademie und ist überzeugt davon, dass Pferde für das Coaching bestens geeignet sind. »Ihnen ist es egal, ob man mit einem Ferrari vorfährt und was auf der Visitenkarte steht«, sagt der Psychologe. »Sie reagieren ausschließlich auf das, was wir Menschen ausstrahlen.« Seit 14 Jahren arbeitet er als Trainer und Ausbilder für Gruppendynamik und Organisationsentwicklung mit Unternehmen und Führungskräften. Seit vier Jahren setzt er dabei auch auf Pferdestärken – nicht als besonderen Gag oder Show-Element. »Ein Pferd kann niemandem sagen, was er falsch macht«, sagt er. »Aber es signalisiert jedem deutlich, wenn etwas falsch läuft – es hilft quasi bei der Diagnose.« Die Trainingsarbeit überlässt er ausgebildeten Reitlehrern. Auf mehrtägigen Seminaren wie dem Training »Focus Position« sollen Führungskräfte mit Hilfe der Tiere eine »alternative Perspektive« auf ihre Durchsetzungsfähigkeit gewinnen. 2000 Euro und mehr ist ihnen das wert.

Bevor aber Boss und Ross aufeinander treffen, lernen sich die Seminarteilnehmer erst einmal gegenseitig kennen. »Professionell begleiteter Reflexionsprozess mit gruppendynamischen Trainingselementen« heißt das in der Sprache der menschlichen Coaches. Außer mir ist noch ein IT-Entwickler gekommen, der seine Abteilung im Unternehmen nicht genug repräsentiert sieht. Und eine Projektmanagerin, die zwar für ein Großprojekt mit sechsstelligem Budget verantwortlich ist, sich aber von den Kollegen nicht ernst genommen fühlt. Mein Problem, so kommt man in der Runde überein, sei wahrscheinlich Kontrolle und mangelndes Vertrauen. Ich bin mir selbst nicht ganz sicher, ob das stimmt – aber Disco wird mir bestimmt die Antwort geben.

Foto (Ausschnitt): Lesko/Pferdeakademie, Berlin

Wer eine **FÜHRUNGSKRAFT** sein will, muss führen können. Unsere Autorin mit Stute Disco

Boss trifft Ross

Beim Pferde-Coaching wollen Manager erfahren, wie es um ihre Führungsstärke bestellt ist. Ein Selbstversuch VON JULIA KIMMERLE

Die Logik des Pferdetrainings geht davon aus, dass die Gruppendynamik in einer Pferdeherde der in einem Büro durchaus ähnlich ist. Es gibt immer einen Boss – bei den Pferden die Leitstute –, der den Laden zusammenhält und anführt. Dann gibt es noch den besten Kumpel des Bosses. Und die Rolle des Betatieres – des ewigen Nörglers, der den Boss auf seine tatsächliche Führungskraft hin testet. Und schließlich das Omegatier, den Prügelknaben. Zumindest beim Vokabular funktioniert der Vergleich: dort die Bürohengste, da die Herdentiere. Stutenbissige Kolleginnen, Futterneid in der Kantine und beim Gehaltsgespräch, Fluchtreflexe und Auskeilen – das alles erlebt man im Büro wie auf der Koppel.

Christopher Leskos Kunden kommen aus Softwarefirmen oder aus der Medienbranche, aus Unternehmensberatungen und Großkonzernen. Die Probleme ähneln sich. »Oft sind Strukturen und Prozesse so wichtig, dass Kopf und Herz mittlerweile weit voneinander entfernt sind«, sagt der Akademieleiter, »der Mensch gerät aus dem Blickfeld.« Das Pferd sei für die Weiterentwicklung deshalb so geeignet, weil es so naturnah sei und – im Gegensatz zu Hunden – sich nicht einfach unterwirft. Das Training mit den Pferden soll Kernkompetenzen fördern: Als Führungskraft sollen die Seminarteilnehmer – wie die Leitstute – Gefolgschaft erreichen und klare Grenzen setzen.

Unsere erste Übung hört sich einfach an und überträgt das, was Manager den ganzen Tag mit ihren Mitarbeitern tun, auf das Pferd: führen. »Sie sind der Boss – also kein Überholen, Anrempeln oder Ausbüxen«, sagt Carolin Franzke, unsere Trainerin. Sollte etwas nicht klappen, dürften wir eines nie vergessen: »Es ist ein Pferd – Sie dürfen es nicht persönlich nehmen.« Zwei meiner Seminarkollegen machen es vor: Pferd locker an die Leine nehmen, loslaufen, alles kein Problem. Disco setzt sich in Bewegung, zockelt gelangweilt hinter ihnen her. Auch als ich an der Reihe bin, zeigt sie wenig Temperament – sie bewegt sich erst gar nicht. Disco steht wie eine Eins, 900 Kilo Pferd in Null-Bock-Haltung. Die anderen feixen. Ich kriege einen Schweißausbruch. Wäre da kein Publikum, ich würde das Pferd wahrscheinlich einfach stehen lassen.

Die nächste Übung: Das Pferd im Slalom um vier neonfarbene Markierungshütchen führen. »Sie machen das Tempo, Sie geben den Weg vor«, ruft Carolin Franzke. Wieder ist Disco nur bedingt kooperativ. Sie schlappt geradeaus, anstatt Kurven zu gehen. Ausnahmsweise lässt sie damit nicht mich dumm aussehen, sondern die Projektmanagerin. Frau Franzke appelliert an unsere Souveränität – wer führen will, muss cool bleiben.

In der dritten Runde geht es darum, Grenzen zu ziehen und Respekt einzufordern. Geübt wird Anhalten: Mit ausgebreiteten Armen und einem lauten »Houh!« soll das Pferd gestoppt werden. Das sieht etwas seltsam aus, vor allem, wenn es nicht klappt: Disco rennt mich einfach frontal über den Haufen. Viermal hintereinander.

»Überlegen Sie mal: Haben Sie im Büro nicht oft dasselbe Problem? Dass Ihre Grenzen nicht akzeptiert werden?«, fragt Carolin Franzke in die Runde. Nein, dieses Problem kenne ich so nicht. In meinem Büro wird niemand über den Haufen gerannt.

Nach dem Gehen, dem Slalom, Bremsen und einer Manöverkritik wirken die meisten Teilnehmer etwas geknickt, Zuspruch ist willkommen. So richtig rund lief es bei keinem – eine Erkenntnis, an der manche der Führungskräfte offensichtlich zu knabbern haben. Christopher Lesko kann ein wenig Trost spenden. »Es gibt ja sehr unterschiedliche Führungsstile – kein richtig oder falsch.« In meinem Fall fehle es vor allem an Diskussionsbereitschaft. Ich solle versuchen, Kompromisse auszuhandeln, statt den Alleingang zu wählen. Vertrauen statt Kontrolle. Nach einem Tag mit Disco und dem Pferde-Führungskräfte-Training muss ich mich jetzt wohl verabschieden. Von der Idee, ich sei ein Team-Player, kollegial und grundsympathisch, egal, ob Mensch oder Tier. Disco hält mir den Spiegel vor – und mich eher für einen totalitären Führungstyp, Abteilung Despot. Nein, ich nehme das nicht persönlich. Denn auch wenn sie recht haben sollte: Zumindest bin ich nur ein kleiner Diktator. Einer von der Sorte, die man auch mal umwerfen darf.

DURCHS HEILIGE LAND: Richard an der Spitze seiner Kreuzfahrer. Ein Historiengemälde von James William Glass

Das Leben ein Krieg

England feiert den 850. Geburtstag seines Heldenkönigs Richard Löwenherz. Doch der kühne Ritter war auch ein brutaler Schlächter

VON EMANUEL ECKARDT

Welches Kind kennt ihn nicht? Wer hat sich nicht einmal für ihn begeistert? Richard Löwenherz, Englands König, gehört zu den Mythengestalten der Geschichte. Schon zu Lebzeiten umschlangen ihn Legenden, von ihm selbst geschickt genährt. Seine Biografie ist verwoben mit der Sage von König Artus, dessen Schwert Excalibur er trug, und auch nüchterne Chroniken erzählen ein heftiges Heldenleben, das vor 850 Jahren begann und tragisch endete, weil der König in der Blüte seiner Jahre zur falschen Zeit am falschen Ort die falsche Kleidung trug.

Ein ritterlicher Herrscher war er und ein Schlächter. Ein Hüne zum Fürchten, ein normannischer Schrank, 1,86 Meter groß, rothaarig mit rotem Bart, und ein kunstsinniger Mann, der Poesie zugetan. Ein Haudegen, der sich oft ganz vorn ins Kampfgetümmel stürzte, furchtlos bis zum Leichtsinn. Und ein virtuoser Stratege, ein Machtpolitiker, der sich im Kräftespiel der europäischen Dynastien zu einem der einflussreichsten Fürsten emporkämpfte.

Geboren wird er am 8. September 1157 in Oxford als dritter Sohn König Heinrichs II. und Eleonores von Aquitanien. Heinrich II. Plantagenet, Herrscher über England und große Teile Frankreichs, zählte 19 Jahre, als er die 30-jährige Eleonore heiratete, eine delikate Partie, denn wenige Wochen zuvor war sie noch die Königin von Frankreich gewesen. Doch die Ehe der selbstbewussten Fürstin mit dem frommen Ludwig VII. war nicht besonders gesegnet gewesen. 15 Jahre ehelicher Pflichterfüllung hatten nur zwei Töchter und keinen Thronfolger hervorgebracht.

Der Herzog von Österreich nimmt ihn als Geisel und verlangt Lösegeld

Mit Heinrich von England sollte Eleonore mehr Glück haben: Aus der Ehe gehen drei Mädchen und fünf Knaben hervor; nach dem frühen Tod des Erstgeborenen bleiben noch vier Söhne am Leben. Doch die englisch-aquitanische Verbindung ist auch in anderer Hinsicht fruchtbar. Durch sie vollendet sich das sogenannte Angevinische Reich der Plantagenets, das nun von der Grenze Schottlands bis zu den Pyrenäen reicht. In Frankreich allerdings bleibt Heinrich formell den Kapetingern untertan, weshalb zwei seiner Söhne französische Prinzessinnen heiraten sollen. So wird 1169 der zwölfjährige Richard mit Alice verlobt, Ludwigs Tochter aus zweiter Ehe.

Über seine Kindheit ist wenig bekannt. Das Curriculum der Erziehung bewegt sich zwischen Lanzenreiten und Latein, verantwortlich ist der Erzbischof von Canterbury. Offenbar entwickelt sich Richard zu einem guten Schüler, als Erwachsener beeindruckt er durch seine Bildung und seine Freude am gelehrten Disput in fließendem Latein. Er war, wie der österreichische Historiker Robert-Tarek Fischer in seiner gerade erschienenen Löwenherz-Biografie betont, durchaus ein Intellektueller.

Die spätere Kindheit und den Großteil der Jugend verbringt Richard in Aquitanien, in Poitiers, wo sich seine Mutter meist aufhält. Er spricht zweierlei Französisch: die südfranzösische *langue d'oc* und die Sprache des französischen Nordens. Englisch liegt ihm nicht. Er braucht es kaum. In seinen knapp zehn Jahren als König von England weilt er gerade mal sechs Monate auf der Insel.

Mit 15 wird Richard Herzog von Aquitanien, aber den englischen Thron muss er sich erst noch erkämpfen – gegen den Widerstand seines Vaters. Ein Königsdrama von shakespearescher Wucht nimmt seinen Lauf. Dem grimmen Vater fehlt es, wie man heute sagen würde, an sozialer Kompetenz. Zwar hat er Heinrich, den ältesten Sohn, zum Mitkönig ernannt und ihm das Herzogtum Normandie versprochen, denkt aber nicht daran, seine Macht zu teilen.

1173 kommt es zum Zerwürfnis. Eleonore ergreift von Poitiers aus Partei für ihre Söhne Heinrich, Richard und Gottfried, die sich mit dem König von Frankreich gegen den Vater verbünden. Der walzt den Aufstand mit zwanzigtausend Söldnern in der Normandie und im Poitou nieder. Ludwig VII. zieht sich erschrocken zurück. Eleonore wird gefasst, als sie versucht, in Männerkleidern nach Paris zu fliehen.

Sie wird nach England gebracht und in Salisbury interniert. Die Söhne unterwerfen sich, der Vater straft sie durch Einschränkung ihrer Befugnisse und Einkünfte. Als Thronfolger Heinrich überraschend stirbt, weigert sich der Vater, den Anspruch Richards anzuerkennen, der nun an der Reihe wäre. Stattdessen verlangt er von ihm, die Herrschaft über Aquitanien an seinen jüngsten Bruder Johann Ohneland abzugeben, den einzigen der Söhne, der nicht unter dem Einfluss der Mutter steht und dem bisher kein eigenes Reich zugefallen ist.

Richard ist auf der Zinne. Er zieht wie sein jüngerer Bruder Gottfried, Herzog der Bretagne, nach Paris. Dort regiert seit Ludwigs Tod 1180 dessen Sohn Philipp II. Die jungen Herren speisen zusammen aus einer Schüssel, teilen sogar nach höfischer Sitte das Nachtlager, wie die Chronisten berichten.

Freundschaft wird das nicht. Der Kapetinger Philipp hat ein klares Ziel, das er sein Leben lang verfolgt: Er will, dass die Engländer aus Frankreich verschwinden. Und wie der Lauf der nächsten Jahre zeigt, kann ihn daran nur einer wirklich hindern – Richard Löwenherz.

Im Juli 1189 stirbt, von allen seinen Söhnen befehdet, Heinrich II. in Chinon. Endlich kommt Eleonore aus ihrer Haft frei. Richard reist nach London. Am 3. September 1189 wird er in Westminster zum König von England gekrönt. Es ist eine prächtige Zeremonie mit allen Stützen der Gesellschaft, inszeniert von Eleonore. Nur die Juden, das hat der künftige König verfügt, sollen draußen bleiben. Als eine jüdische Delegation mit Geschenken erscheint, fällt der Mob über sie her. Zwar verbietet Richard weitere Pogrome, aber die Gewalt flammt immer wieder auf. Innerhalb eines Jahres sind die Juden aus England vertrieben.

Überall im christlichen Europa werden sie mit Inbrunst verfolgt. Seit Papst Urban II. selig am 27. November 1095 zum Kampf gegen die Ungläubigen aufgerufen hat, brennen die Synagogen. Der Heilige Krieg hat das Abendland erfasst. Die christlichen Dschihadisten ziehen gen Jerusalem; in zwei Kreuzzügen haben sie bereits die frühen Stätten der Christenheit erobert. In Palästina bilden sich fragile Kreuzfahrerstaaten, umzingelt und zunehmend bedroht von den Muslimen. 1187 wird Jerusalem von Sultan Saladin, dem Herrn über Ägypten und Syrien, zurückerobert – ein Schock für das christliche Abendland. Der Papst ruft erneut zum Kreuzzug auf.

Kein gläubiger Fürst kann sich verweigern. Richard, der bereits im November 1187 das Kreuz genommen hat, beginnt Geld für eine Streitmacht zu »sammeln«, das heißt, er enthebt sämtliche Würdenträger ihres Amtes. Wollen sie es zurückhaben, müssen sie dafür große Geldsummen zahlen. Da die Herren erhebliche Reichtümer angehäuft haben, kommt viel zusammen.

Nie zuvor gab es so eine Koalition. Die mächtigsten Heerführer der Christenheit stehen bereit: Deutschlands Kaiser und die Könige von Frankreich und England. Friedrich Barbarossa ist als Erster losgezogen. Doch sein Feldzug endet abrupt, als der Staufer am 10. Juni 1190 im Fluss Saleph in Anatolien ertrinkt. 1191 machen sich Richard Löwenherz und Philipp von Vézelay aus auf den Weg in den Süden. Richard segelt mit 219 Schiffen und einer Streitmacht von 15 000 Mann ins östliche Mittelmeer. Er erobert Zypern, setzt den dortigen Herrscher Isaak Komnenos fest, nimmt den Kronschatz an sich und erhöht die Steuern um fünfzig Prozent. Wenig später überlässt er – für einen guten Preis – die Insel dem Templerorden. Die Gewinne fließen in seine Kriegskasse. Auf Zypern nimmt er sich auch Zeit für einen eher beiläufigen Staatsakt: Er heiratet.

Eine Romanze ist es nicht. Über Richards Verhältnis zu Frauen gibt es allerhand Spekulationen. Dem jungen Herzog wird ein intensives Liebesleben nachgesagt – indes mehr mit den Schönen des eigenen als denen des anderen Geschlechts. Wie dem auch sei, sicher ist nur: Immer wenn es schwierig wird, gibt es eine Frau an seiner Seite. Und das ist seine Mutter Eleonore.

Am 12. Mai 1191 heiratet Richard in Limassol die Königstochter Berengaria von Navarra. Sie sei nicht schön, aber klug gewesen, bleibt alles, was über sie zu erfahren ist. Die Hochzeit wird zum Affront gegen Frankreich. Denn immerhin ist Richard seit seiner Kindheit, wir erinnern uns, mit Philipps Halbschwester Alice verlobt. Aber Richard will erfahren haben, dass die Französin die Geliebte seines Vaters war, was er Philipp genüsslich unter die Nase reibt.

Begleitet von Berengaria und seiner Schwester Johanna, erreicht er am 8. Juni mit seinen Truppen Akko und erobert die Stadt im Sturm. Sultan Saladin erklärt sich zur Übergabe des Wahren Kreuzes, aller christlichen Gefangenen und eines fürstlichen Geldbetrages bereit. Doch als er die Erfüllung der Vereinbarung hinauszögert, geschieht etwas, das den Ruhm des Königs Löwenherz verdunkeln sollte. Richard lässt 2700 muslimische Gefangene, darunter Frauen und Kinder, vor die Mauern der Stadt bringen und niedermetzeln. Das Massaker von Akko ist bis heute unvergessen.

Nach dem Sieg kommt die Krise. Die Stimmung unter den Kreuzfahrern ist gereizt. Streit um Beute, Streit um Kompetenzen. Philipp sieht seine Aufgabe beendet; er meldet sich krank und segelt heim. Dass sein Gegenspieler beim Kampf um Frankreich im Heiligen Land verbleibt, kommt ihm nur gelegen.

Richard, nun alleiniger Herr der Koalitionstruppen, führt das Kreuzfahrerheer in der Schlacht von Arsuf zu einem weiteren Triumph. Und als das bereits eroberte Jaffa bis auf die Zitadelle erneut von Saladins Truppen besetzt wird, entreißen ihm Richards Soldaten die Stadt gleich wieder in einem tollkühnen Streich. Doch den Sturm auf Jerusalem wagt der König nicht.

Das Heer ist geschwächt, er selber erkrankt. Der größte Kreuzzug aller Zeiten hat das Ziel nicht erreicht. Als Richard den Rückzug anordnet, zerbricht die fragile Allianz. Die Franzosen lassen sich von ihm nichts mehr befehlen. Alles, was der dreifache Sieger am Ende von dem nicht minder kriegsmüden Saladin erreicht, ist das Zugeständnis, dass die Kreuzfahrer als unbewaffnete Pilger die heiligen Stätten in Jerusalem besuchen dürfen. Richard ist nicht dabei.

Am 9. Oktober 1192 tritt er die Rückreise an; sie wird zu einer Irrfahrt durch feindliches Land. Der König, in Fragen der eigenen Sicherheit eher nachlässig, hat versäumt, die Details seiner Heimreise zu organisieren. Auf einem Piratenschiff segelt er in die Adria, geht in Istrien an Land. Als Kaufmann verkleidet zieht er mit wenigen Getreuen nach Norden.

Warum Richard ausgerechnet an Wien vorbei nach Hause will, ist ein Rätsel, denn dort herrscht Leopold V., Herzog von Österreich, den er während des Kreuzzugs vor Akko so gedemütigt hat, dass er wütend und ohne Beute abgereist ist. In Erdberg bei Wien wird Richard gestellt. Man bringt ihn nach Dürnstein in die Wachau, wo er in der machtvollen Burg hoch über der Donau gefangen gehalten wird.

Die Geisel verspricht fette Beute. Leopold zieht Kaiser Heinrich VI. ins Vertrauen. Der Sohn Barbarossas hat mit Richard eine Rechnung offen, weil das Haus Plantagenet beharrlich seinen größten Widersacher im Reich, die Welfenpartei, unterstützt. Die deutschen Herren beschließen, das Lösegeld ehrlich zu teilen. Ganz wohl ist ihnen dabei nicht. Denn die Kirche droht, jeden zu exkommunizieren, der einen Kreuzfahrer gewaltsam an der Heimkehr hindert.

Zu Hause weiß niemand, wo Richard abgeblieben sein könnte. Blondel, des Königs treuer Troubadour, begibt sich auf die Suche, zieht von Burg zu Burg und singt vor den Mauern ein Lied, das außer ihm nur einer kennt: Richard, sein König, mit dem er einst gemeinsam die Verse geschmiedet hat. Als Blondel schließlich auch vor Dürnsteins Mauern sein Liedchen anstimmt, ertönt aus einem Fenster der Burg die zweite Strophe. Es kann keinen Zweifel geben.

Ein letzter Pfeil trifft den König in der Abenddämmerung

Die Geschichtswissenschaft stellt es natürlich anders dar. Danach haben die Entführer sehr bald mit ihrer Geisel über die Freilassung verhandelt, gleichzeitig aber auch die Interessenlage von Richards Gegnern erkundet. Frohlocken in Frankreich. Philipp beeilt sich, Richards Bruder Johann Ohneland in England zu unterrichten, der prompt nach Frankreich segelt, um den Lehnseid für sämtliche angevinischen Länder zu leisten, die ihm bis dahin gar nicht gehörten. Und Alice, Richards ewige Verlobte, würde er auch heiraten. Doch noch darf er sich nicht König von England nennen, das kann Mutter Eleonore, von Richard zur obersten Stallwache bestimmt, nicht dulden. Sie hält Richard die Treue. Endlich meldet sich auch der Papst und fordert, den König sofort freizulassen.

Der wurde inzwischen nach Speyer gebracht und sieht sich mit den haarsträubenden Lösegeldforderungen des deutschen Kaisers konfrontiert: 23 Tonnen Silber, was etwa dem doppelten Jahreseinkommen der englischen Krone entspricht. Der Versuch Heinrichs, den Reichstag von Speyer wegen Richards angeblicher Verfehlungen im Heiligen Land in ein Tribunal zu verwandeln, geht jedoch schief. Richard vertritt seine Sache so überzeugend, dass die Reichsfürsten ergriffen applaudieren und der Kaiser seinem Gefangenen den Friedenskuss entbietet.

Aber Geschäft bleibt Geschäft. Die Entführer schrauben die Forderungen noch einmal hoch. Richard stimmt schließlich zähneknirschend zu, um nicht an Frankreich ausgeliefert zu werden. In England und in den Provinzen des Angevinischen Reichs werden die Steuern drastisch erhöht; Eleonore sammelt sie ein. Die Opferbereitschaft ist groß, die Summe erstaunlich schnell beisammen.

Am 4. Februar 1194 kommt Löwenherz endlich frei, nicht ohne zuvor dem Kaiser noch den Lehnseid geleistet zu haben. Der König ist jetzt ein Fürst des Heiligen Römischen Reichs. In Köln, Deutschlands größter Stadt, wird er begeistert empfangen. Von dort kehrt er zurück nach England, das ihm huldigt und von seinem Bruder nichts mehr wissen will. Nottingham, die letzte Bastion Johanns, ergibt sich. Ein Ausritt Richards in den nahen Sherwood Forest hat viele Robin-Hood-Filme inspiriert. Nur unnachsichtige Historiker bestehen darauf, dass der König der Diebe wahrscheinlich erst hundert Jahre später jenen Wald unsicher machte.

Ehe Richard die Insel wieder verlässt, beschließt er eine gesellschaftspolitische Reform von hohem Unterhaltungswert: die Einführung von Ritterturnieren. Die Kirche ist zwar strikt dagegen und verweigert den Männern, die dabei ums Leben kommen, ein christliches Begräbnis. Doch auf dem Kontinent sind Turniere als repräsentativer Kampfsport der Elite durchaus üblich. Englands ritterliche Jugend ist begeistert.

Derweil hat in Frankreich Philipp seine Hand nach Richards Ländern ausgestreckt. Seine Hoffnung, den Deutschen den gefangenen Gegenspieler abzukaufen oder aber sie zu bewegen, ihn weiter in Haft zu halten, sind zerschlagen. Im Mai 1194 ist Richard wieder auf dem Kontinent. In Lisieux wirft sich Johann Ohneland seinem Bruder zu Füßen, der Milde walten lässt. Johann nennt er, etwas von oben herab, ein Kind, das in schlechte Gesellschaft geraten sei.

Burg für Burg drängen Richards Truppen jetzt Philipps Mannen zurück. Frankreichs König gerät in die Defensive. Man verhandelt. Verträge werden geschlossen und wieder gebrochen. Schließlich verzichtet Philipp auf die meisten der bereits annektierten Gebiete.

Löwenherz zeigt sich von einer neuen Seite: als Staatsmann. Er versöhnt sich mit alten Widersachern, schließt Bündnisse mit Fürsten, die zuvor an Philipps Seite gestanden haben. Seinen Neffen Otto von Braunschweig macht er zum Herzog von Aquitanien; nach dem Tod Heinrichs VI. 1197 unterstützt er den Welfen beim Griff nach der Kaiserkrone. In der Normandie, hoch über der Seine, baut der König das gewaltige Château Gaillard, die modernste Burg Westeuropas. Sie soll seine Residenz werden, hier will er über das Herzland seines Reiches wachen.

Richard hat sein Haus bestellt und Philipp in die Schranken gewiesen. Nun muss er nur noch mit dem aufständischen Adel in Aquitanien fertig werden. Eine leichte Übung, wie es scheint. Im März 1199 belagert er den Sitz eines aufsässigen Fürsten. Die Burg Châlus ist sturmreif. In der Abenddämmerung spaziert er vor die Festung, die am nächsten Tag fallen wird. Hinter den Mauern halten sich kaum mehr 40 Menschen verschanzt. Ein Armbrustschütze ist auf den Burgturm geklettert, tagsüber hat er die Pfeile der Angreifer mit einer Bratpfanne abgewehrt, ein lächerlicher Gegner.

Doch einen Pfeil hat er noch. Der trifft Richard Löwenherz an der linken Schulter, dringt tief ein, denn der König trägt keine Rüstung. Er wankt, schwingt sich aufs Pferd. In seinem Heerlager versucht er den Pfeil selbst herauszureißen, doch der bricht ab. Schließlich schneidet ein Arzt die Spitze aus dem Körper. Aber Wundbrand kann er nicht verhindern. Am Abend des 6. April 1199 stirbt Richard Löwenherz in seinem 42. Jahr.

Kinder hinterlässt er keine. Seine Frau, mit der er nicht zusammengelebt hat, stiftet in Le Mans ein Kloster und nimmt selbst den Schleier. Sie sollte Richard noch um fast ein Vierteljahrhundert überleben.

Philipp II. indessen triumphiert. Die 77-jährige Eleonore (sie stirbt 1204) und Englands neuer König Johann Ohneland sind für ihn keine Gegner. In zäher Geduld bringt der Kapetinger bis zu seinem Tod 1223 fast ganz Frankreich in seine Gewalt. Der Kampf um die englischen Territorien und Herrschaftsansprüche wird jedoch noch einige Hundert Jahre dauern. Bis zu den Siegen der Johanna von Orléans. Aber da ist das Mittelalter, die Zeit der kühnen Ritter und der heiligen Krieger, fast schon vorbei.

Der Autor ist Journalist und lebt in Hamburg

Abb.: © Private Collection/Photo © Bonhams, London, UK/The Bridgeman Art Library

Nr.36 30.August 2007

ZEITmagazin

Leben

KAISER BOKASSA WAR EINER DER BRUTALSTEN DIKTATOREN AFRIKAS

01_03 Titel_Bocassa 36.indd 1 24.08.2007 18:03:43 Uhr

ZEITmagazin

Leben

WAS IST AUS SEINEN UNZÄHLIGEN KINDERN GEWORDEN?

Beginn einer Serie über globale Familien

01_03 Titel_Bocassa 36.indd Abs1:3 24.08.2007 18:04:18 Uhr

Das fängt ja gut an!

Liebe Leserin, lieber Leser, bei uns in der Redaktion gibt es einen Running Gag: Immer wenn die Kollegin, die die Rubrik *Mein Fernsehtipp* betreut, das Thema der nächsten Ausgabe ankündigt, schaut sie etwas gequält. Trotz verzweifelter Versuche, auch mal etwas Anregendes und Unterhaltsames bei anderen Sendern zu finden, sagt sie dann: „Wir sind diese Woche wieder bei Arte gelandet." Dabei wollen doch auch wir *ZEIT*-Redakteure nicht immer unserem Klischee entsprechen.
In den vorigen zwei Ausgaben des *ZEITmagazins* haben der frühere Sat.1-Chef Roger Schawinski und *ZEIT*-Herausgeber Josef Joffe über unsere Sehnsucht nach gutem Fernsehen geschrieben – und warum sie so selten erfüllt wird. In der aktuellen Ausgabe verzweifelt unser Fernsehkritiker am Herbstprogramm der deutschen Sender.
Es geht anders, und es muss nicht immer teuer sein. Auch in Amerika beginnt die Fernsehsaison, dort ist man einen Schritt weiter. Nach dem aufgedrehten Wahnsinn von *Sex and the City* widmen sich die Sender nun jungen Paaren der Mittelschicht, ihren Hoffnungen und Ängsten (natürlich auch der Angst, nie mehr guten Sex zu haben, wir reden hier übers Fernsehen!). Es dreht sich aber nicht mehr darum, in Manolo Blahniks das nächste Date klarzumachen, sondern darum, in der Beziehung nicht in Depression zu verfallen, also um das Unglück zu zweit. Die Serien heißen *Tell Me That You Love Me, Californication* und *Mad Men,* und sie zeigen, was gutes Fernsehen kann: den Geist der Zeit reflektieren, ein Lebensgefühl treffen – ohne dabei flach oder langweilig zu sein. Die amerikanischen Kritiker bejubeln diese Qualität, die Drehbücher, die Schauspieler. Wie gerne würden wir über deutsche Produktionen ähnlich euphorisch schreiben. Doch wenn es bleibt, wie es ist, müssen wir unsere Rubrik bald umbenennen – in *Mein Arte-Tipp*.

HERZLICH,
IHR CHRISTOPH AMEND
REDAKTIONSLEITER

PS: 75 Prozent der Leser, die auf meine Frage, ob Gerichte Streiks untersagen dürfen, geantwortet haben, sind dagegen. 25 Prozent sind dafür. Das ist die bislang eindeutigste Mehrheit unserer wöchentlichen Umfragen. Leser Norbert Föttinger schreibt: „Als Berufspendler nutze ich täglich die Regionalzüge der Bahn und wäre von einem Streik persönlich betroffen. Ein Verbot halte ich dennoch für falsch. Ein Streik muss schaden, wenn er wirksam sein soll." Bundestagspräsident Wolfgang Thierse sagte nach der Hetzjagd von Mügeln, er fürchte um den „Wirtschaftsstandort Deutschland" – ist das okay? Sie erreichen mich unter Christoph.Amend@zeit.de oder unter ZEITmagazin LEBEN, Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin.

Titelfotos: Ferdinando Scianna/Magnum Photos/Agentur Focus Inhalt: Albrecht Kunkel, Thomas Dashuber, Mathias Bothor

IN DIESEM HEFT

12 **BOKASSAS KINDER**
Jean-Bédel Bokassa – hier sein Sohn Jean-Serge – herrschte als brutaler Diktator über die Zentralafrikanische Republik. Unser Autor Stefan Willeke hat einige seiner in aller Welt verstreuten Kinder besucht

28 **IM ANGESICHT DES PAPSTES**
Nächste Woche besucht Benedikt XVI. Österreich. Thomas Dashuber hat im vorigen Jahr Menschen fotografiert, die den Papst bestaunen

38 **WIE WOLLEN WIR LEBEN?**
Der Philosoph und Schriftsteller Peter Bieri über die Frage, was unser Bewusstsein zu einem Rätsel macht

6	HARALD MARTENSTEIN	… unterscheidet drei Arten von Kunst
7	DEUTSCHLANDKARTE	Wo lernen Schüler Chinesisch?
8	DAS PERFEKTE PRODUKT	Wie man ein Kochmesser fürs Leben findet
9	KALLE SIEHT FERN, WORTE DER WOCHE	
10	ERINNERN SIE SICH?	Senta Berger über ein Treffen mit Willy Brandt
40	ATELIERBESUCH	Der Maler Tim Eitel
45	KUNSTMARKT	Macht der Kunstboom die Galeristen reich?
46	AUTOTEST	Kia cee'd 1.6 CVVT
47	DAS TRÄGT MAN JETZT SO	Die Rückkehr der Stoffrosette
48	WOLFRAM SIEBECK	Sommerseminar Teil 9: Roastbeef aus England
50	LASSEN SIE UNS SPIELEN	
53	IMPRESSUM	
54	AUF EINE ZIGARETTE MIT HELMUT SCHMIDT	Architektur

04_05 Inhalt 36.indd 5 24.08.2007 17:32:41 Uhr

HARALD MARTENSTEIN

UNTERSCHEIDET DREI ARTEN VON KUNST

Für die Zugfahrt zur Documenta hatte ich ein Buch des neuerdings bei Intellektuellen hoch angesehenen, christlich-konservativen Denkers Nicolas Gomez Davila gekauft. Christlich-konservative Aphorismen. „In demokratischen Epochen verbringt alles Überlegene die Zeit damit, sich zu entschuldigen." Oder: „Das Kunstwerk ist ein Pakt mit Gott." So einfach gehen Aphorismen. Es ist wie Sudoku. Zum Beispiel: Der Irrtum der Konservativen besteht darin, dass man Hochmut nicht essen kann.

Der Sozialist glaubt an den Fortschritt. Der Konservative glaubt an handgenähte Maßschuhe.

Gute Kunst drückt komplizierte Gedanken auf einfache Weise aus. Schlechte Kunst drückt einfache Gedanken auf komplizierte Weise aus.

Bei der Documenta traf ich dann zufällig Kurt Beck. Er machte einen Rundgang, hinterher sagte er in ein Mikrofon: „Ich habe mir diese Dichte an Eindrücken so nicht vorgestellt." Er war erstaunlich dünn. Angeblich ist Kurt Beck im Urlaub 80 Kilometer am Tag Rad gefahren. Wie Scharping! Schon wieder ein SPD-Vorsitzender, der exzessiv Rad fährt.

Radfahren ist ein Extremismus der linken Mitte.

In der Halle, die Kurt Beck besichtigt hatte, waren Fotos einer älteren Dame zu sehen, Jo Spence, sie fotografiert häufig sich selber mit nackten Brüsten, auf eine ihrer Brüste hatte sie geschrieben: „Eigentum von Jo Spence." Daneben standen etwa ein Dutzend E-Gitarren auf dem Boden, die abwechselnd einen Akkord spielten, immer den gleichen. Ein Mann fragte seinen Begleiter: „Da brauchst du viel Platz. Wer kauft so etwas?" Der andere Mann, ein Galerist, erklärte, es gäbe zwei Sorten Kunst, erstens Kunst für den Privatverbrauch, zweitens Museumskunst. Früher hätten die Museen aus der Gesamtmasse der Kunst herausgekauft, was als besonders gut oder typisch gilt, heute würden viele Künstler direkt fürs Museum produzieren, zum Beispiel dieser Typ mit den Gitarren. Weil die meisten Museen immer geringere Anschaffungsetats hätten, sei die Museumskunst in der Krise und würde vielleicht sogar wieder verschwinden.

Ich bemerkte, dass die meisten Kunstwerke darauf abzielten, einen Denkanstoß zu geben. Das Problem bei Denkanstößen besteht darin, dass sie nur ein Mal funktionieren, wie Chinakracher. Sobald man kapiert hat, was das Werk sagen will, kann man es abhaken.

Es gibt drei Arten von Kunst. Vieldeutige Kunst, dekorative Kunst und schlechte Kunst.

Auffällig war ein Maler, der riesige Bilder herstellte, auf denen jede Person einen erigierten Penis besaß, in Rot oder Lila, der meistens gerade ejakulierte. Auf einem Bild war die Jungfrau Maria zu sehen, selbstverständlich ebenfalls mit ejakulierendem Penis.

Die provokative Kunst ist ebenso gedankenarm wie die röhrenden Hirsche, die es früher im Kaufhaus gab.

Ich schaute, wie der Maler hieß. Er hieß ebenfalls Davila! Juan Davila! Ich habe mir sofort ein Familiendrama vorgestellt, wie der alte, elitäre Davila schnarrt „Das Kunstwerk ist ein Pakt mit Gott", worauf der junge, provokative Davila sofort lila Penisse an alle Heiligenbildchen seines Vaters malt, „Das Kunstwerk ist ein Pakt mit dem Penis", und dachte, wenn es so ist, dann verzeihe ich der von ihrem Schöpfer mit zwei Furien unser tragischen Gegenwart geschlagenen Familie Davila fürs Erste, aber dem Kurt Beck, dem verzeihe ich nicht, denn die Zahl „80 Kilometer am Tag" ist garantiert übertrieben.

Zu hören unter **www.zeit.de/audio**

Illustration: Skizzomat

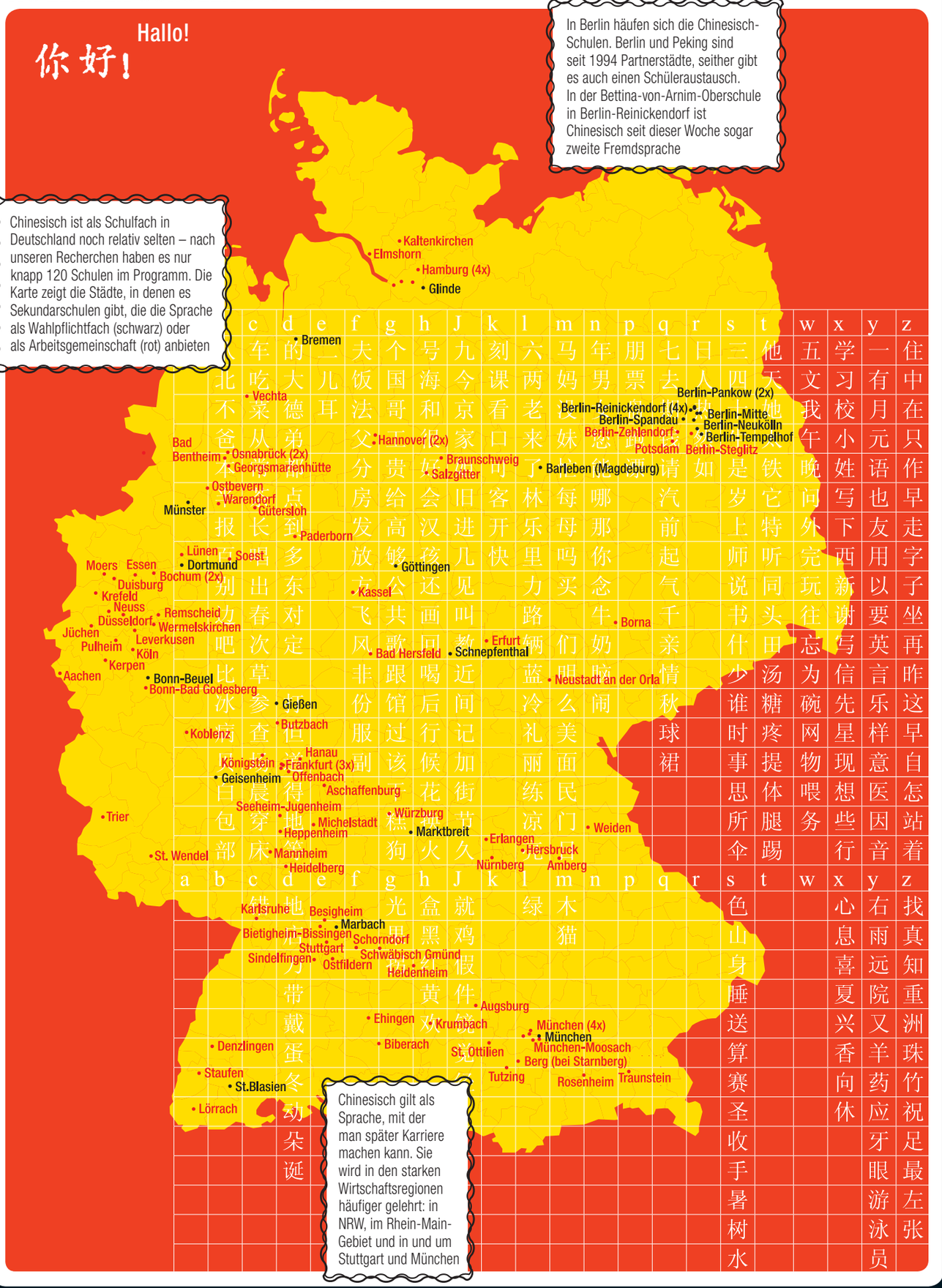
06 Martenstein 36.indd 6 24.08.2007 13:44:31 Uhr

WO LERNEN SCHÜLER CHINESISCH?

Hallo!
你好!

In Berlin häufen sich die Chinesisch-Schulen. Berlin und Peking sind seit 1994 Partnerstädte, seither gibt es auch einen Schüleraustausch. In der Bettina-von-Arnim-Oberschule in Berlin-Reinickendorf ist Chinesisch seit dieser Woche sogar zweite Fremdsprache

Chinesisch ist als Schulfach in Deutschland noch relativ selten – nach unseren Recherchen haben es nur knapp 120 Schulen im Programm. Die Karte zeigt die Städte, in denen es Sekundarschulen gibt, die die Sprache als Wahlpflichtfach (schwarz) oder als Arbeitsgemeinschaft (rot) anbieten



Chinesisch gilt als Sprache, mit der man später Karriere machen kann. Sie wird in den starken Wirtschaftsregionen häufiger gelehrt: in NRW, im Rhein-Main-Gebiet und in und um Stuttgart und München

Redaktion: Matthias Stolz Infografik: von-rotwein / caepsele Quelle: Fachverband Chinesisch e.V. und eigene Recherchen

07 Karte_Chinesisch 36.indd 7 24.08.2007 11:01:07 Uhr

WIE MAN EIN KOCHMESSER FÜRS LEBEN FINDET

Es war einer jener Tage, an die man sich ein Leben lang erinnert. Es war der Tag, an dem ich beschloss, fortan nur noch ernsthaft zu kochen.

Mit allen Konsequenzen: keine Kochbeutel mehr, keine Fertigsoßen, kein Chaos in der Küche. Und eine weitere Konsequenz hieß: Ich brauchte ein Kochmesser. *Mein* Kochmesser. Das Instrument, das kein anderer je verwenden würde, das mich begleiten würde durch mein ganzes restliches Hobbykoch-Leben, vielleicht einmal bis ins Grab. Ich hatte so was über japanische Köche gehört.

Dieser Entschluss traf mich wie ein Blitz, und es war kein Zufall, dass das in Barcelona geschah. Auf der Plaça del Pi nämlich, im Gotischen Viertel unweit der Ramblas, gibt es den unglaublichsten Messerladen, den ich kenne. Und ich kenne inzwischen viele.

Von außen ist die Ganiveteria Roca ganz Vitrine, mit Hunderten von Messern, Messerchen, Scheren und wieder Messern, die hinter Glas die Fassade hochklettern, sich auffächern zu opulenten Blütenmustern. Von innen gleicht der Laden einer Behörde: hochgeschlossene Schränke, die nichts von ihrem Inhalt verraten, gemurmelte Beratungsgespräche, man zieht eine Wartenummer. Wenn sie aufgerufen wird, tritt man vor und schildert sein Anliegen. Die Señora, die für mich zuständig war, holte eine Filzmatte hervor, ein grünes Rechteck, wie es einst unter meiner Schreibmaschine lag, damit meine nächtlichen Ergüsse nicht die Familie weckten. Die Señora legte die Filzmatte vor mir auf den Tresen. Dann taxierte sie meine Hand. Dann brachte sie die Messer.

Ich lernte viel in der nächsten Dreiviertelstunde: dass die teuersten, handgeschmiedeten Messer nicht einmal rostfrei sind. Dass man Messer, auch wenn ihr Griff das aushalten würde, nie, nie in die Spülmaschine geben darf, weil das Spülmittel den feinen Grat der Schneide wegätzt. Ich lernte, was ein Santoku ist: ein Messer in dieser breiten Form, bei dem die Schneide gerade und der Rücken gebogen ist, so wie es in Japan beliebt ist. Und dass der Kullenschliff an manchen Klingen dafür sorgt, dass das Schneidegut nicht festklebt. Ich erfuhr, dass das Wichtigste bei einem Kochmesser die Ausgewogenheit zwischen Klinge und Griff ist. Und wie es in der Hand liegt. Außerdem: Die Kurve muss stimmen, in der die Klinge geformt ist. Nur so klappt's mit dem Wiegeschnitt.

Das durfte ich auf der Filzmatte testen, Messer für Messer. Viele blieben auf der Strecke an diesem Vormittag: teure, schicke, schöne, exotische.

Und ich verließ den Laden mit einem Messer aus – Deutschland. Ein Dreizack-Messer von Wüsthof: klassische, spitz zulaufende Form, schwarzer Kunststoffgriff, kein Renommierstück. Aber mein Kochmesser seit nunmehr siebeneinhalb Jahren. Es hat mich noch nie enttäuscht. **WOLFGANG LECHNER**

Im Uhrzeigersinn von oben rechts:

GIESSER
Duo, 18 cm, 45 Euro

DICK
1778, 24 cm, 429 Euro

CHROMA
Haiku Pro-Gyutou, 21 cm, 650 Euro

GLOBAL
G-2, 20 cm, 89 Euro

WÜSTHOF DREIZACK
Grand Prix 11, 20 cm, 69 Euro

CHROMA
Haiku, 20 cm, 79 Euro

Nächste Woche: Warum Herren unbedingt **HÜTE** tragen sollten

Foto: Christian Schmidt; KORREKTUR Ausgabe 35/07: Foto von Johann Cohrs

08 Konsum_Messer 36.indd 8 24.08.2007 10:50:52 Uhr

KALLE SIEHT FERN
DAS HERBSTPROGRAMM

WIE WIRD DER HERBST?

Ich bin kein Mann für jede Jahreszeit, nur im Herbst habe ich gute Laune. Es liegt am Fernsehen, dass es mir dann besser geht, denn dann geben die Sender-verantwortlichen ihr Bestes. Während sie im Sommer vor allem Wiederholungen zeigen, lassen sie sich im Herbst für die Zuschauer etwas Neues einfallen, denn dann schalten die wieder ein, und das bedeutet Quote und die bedeutet Geld. Im Herbst ist das Fernsehen überraschend, spannend, unterhaltsam. In diesem Jahr leider nicht.

Kein Sender wagt etwas, alle setzen auf Bewährtes. Die ARD ist ein bisschen mutig: Anne Will übernimmt von Sabine Christiansen den Sonntagabend, Dieter Moor – in den neunziger Jahren mal ein Hoffnungsträger – moderiert *Titel, Thesen, Temperamente*, Kurt Krömer und Frank Plasberg bekommen Sendezeit, und Oliver Pocher wird Harald Schmidt zur Seite gestellt. Das ZDF hat sich auf der Suche nach einer jüngeren Zielgruppe komplett verirrt – der Sender zeigt im Herbst allen Ernstes ein „Event Movie“: *Das Wunder von Berlin* – über die Monate vor und nach dem Mauerfall – ist solide produziert von Nico Hofmann und routiniert gespielt von Veronica Ferres und Heino Ferch. Aber es ist kein Ereignis.

Sollte man also die Privaten schauen? Besser nicht, denn die haben einfach nur haufenweise Spielfilme eingekauft *(King Kong*, *Kill Bill Vol. 2*, *Sin City),* die sie dann „Blockbuster“ nennen. Sie zeigen die neuen Staffeln erfolgreicher Serien *(Dr. House*, *Lost*, *CSI),* die sich die meisten schon als DVD gekauft haben. Dazu einige bekannte Comedyformate, die auch in der vierten Variante nicht lustiger werden. Die Privaten haben Angst, Fehler zu machen, Angst vor der Rendite, Angst vor der Quote, Angst vor dem Zuschauer.

Und ich habe Angst, dass ich meine Winterdepressionen in diesem Jahr zu früh kriege. **MATTHIAS KALLE**

MEIN FERNSEHTIPP

VON **TOBIAS TIMM,** ZEIT-Mitarbeiter Feuilleton

Künstler sind Spinner, denkt sich der Spießer. Manche Künstler aber saßen wirklich im Irrenhaus, wurden dort sogar erst entdeckt. Der Psychiater Hans Prinzhorn sammelte um 1900 die Kunst von psychisch Kranken und widmete ihnen sein Buch „Bildnerei der Geisteskranken“. In einer zweiteiligen Dokumentation zeigt Arte nun kurze biografische Skizzen zu den irren Künstlern. (Wahnsinnige Kunst, 2. 9. und 9. 9., 20.15 Uhr, Arte)

Illustrationen: Frank Nikol

WORTE DER WOCHE
…die leider NICHT gesagt wurden

„Und als Nächstes schaffe ich die Nacht ab.“
Hugo Chávez, venezolanischer Staatspräsident, zu seiner Entscheidung, die Uhren um eine halbe Stunde vorzustellen

„Für mich persönlich ist diese Klimakatastrophe ja ein Glücksfall.“
Umweltminister Sigmar Gabriel während der Grönlandreise mit der Kanzlerin

„Mein Mann kommt ja nur ungern mal mit.“
Kanzlerin Merkel auf die Frage, weshalb sie Sigmar Gabriel mit auf Grönlandreise genommen hat

„Herzlichen Glückwunsch!“
Das britische Boulevardblatt „Sun“ nach dem 2 : 1-Sieg der deutschen Nationalmannschaft gegen England im neuen Wembley-Stadion

„Mehr war leider nicht drin.“
Klaus Kleinfeld, Ex-Siemens-Chef, über die Höhe seines Gehalts beim US-Aluminiumhersteller Alcoa – das Begrüßungsgeld beträgt allein 5,6 Millionen Euro

„Als Außenminister bin ich Exotik ja gewohnt.“
Frank-Walter Steinmeier zu seinem neuen Wahlkreis Brandenburg an der Havel

„Die Chinesen können halt Brei und Blei nicht unterscheiden.“
Toys-'R'-Us-Chef Gerald L. Storch über die in China produzierten Babylätzchen, die Blei enthielten

„Loyalität? Was ist das?“
Der Fußballer Rafael van der Vaart (zwischen Hamburg und Valencia) zu seiner professionellen Einstellung

Haben Sie auch einen Vorschlag für die Worte der Woche? Schreiben Sie uns per E-Mail an worte@zeit.de oder an ZEITmagazin LEBEN, Worte, Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin

09 Fernsehen 36.indd 9 24.08.2007 13:57:10 Uhr

ERINNERN SIE SICH?

SENTA BERGER

Die Schauspielerin über ein Bild aus dem Jahr 1970. Es zeigt sie mit ihrem Mann Michael Verhoeven und dem damaligen Kanzler Willy Brandt

Eigentlich rauche ich gar nicht. Aber kurz bevor dieses Bild entstand, hatte mir Willy Brandt eine Zigarette angeboten. Ich nahm an und hielt mich so elegant wie möglich daran fest, um meine Verlegenheit zu überspielen. Ich verehrte Willy Brandt, und nun saß ich ihm gegenüber.

Seit wenigen Monaten regierte eine sozialliberale Koalition Deutschland. Mein Mann Michael Verhoeven und ich waren als Vertreter der Filmbranche nach Bonn eingeladen worden. Die Filmkünstler versprachen sich viel von dieser neuen, wesentlich verjüngten Regierung. Auch ein größeres Interesse am deutschen Film, etwa wie in Frankreich, wo Film schon immer als Teil der nationalen Kultur galt. Das Wort „national“ hätten wir in Deutschland gar nicht benutzen können oder wollen. Das Protokollamt hatte uns für zwei Tage ein Programm ausgearbeitet. Wir sollten der neuen Regierung vorgestellt werden, Höhepunkt war die Begegnung mit Willy Brandt. Ich zog mein bestes schwarzes Kostüm an, das einzige, das ich von Yves Saint Laurent hatte. Der Meister selbst hatte die Schulterpolster hineingeheftet. Die Kleiderordnung für sogenannte Linke war damals in Deutschland streng reguliert: schwarz und schlicht. Ich widersetzte mich dieser Maßregelung. Ich kam gerade aus Italien, wo ich einen Film mit Lina Wertmüller vorbereitete. Sie war Kommunistin und trug immer Valentino – in Italien kein Widerspruch.

Die Stimmung im Kanzleramt war entspannt, die Türen der Büros standen auf, Möbelpacker lieferten neue Sofas, Bilder wurden abgehängt, umgehängt. Man meinte den Aufbruch zu spüren, an den die Koalition glaubte und den sie uns versprochen hatte.

Willy Brandt konnte sehr witzig sein, so ein trockener Witz. Er war geradezu lausbübisch gut aufgelegt an diesem Nachmittag. Wir lachten viel. Mein Mann, wunderschön mit den langen Haaren und den Koteletten der siebziger Jahre, verstand sich auf Anhieb mit ihm. Sie flirteten beide ein wenig mit mir. Spielerisch. Wie jung wir damals waren!

Foto: privat

10_11 Erinnern_SentaBerger.indd 10 22.08.2007 10:40:16 Uhr

DES KAISERS VIELE KINDER

Jean-Bédel Bokassa herrschte von 1966 bis 1979 mit brutaler Härte über die Zentralafrikanische Republik. Er hinterließ 17 Frauen in aller Welt und mindestens 37 Kinder, vielleicht sogar mehr als hundert. Nirgendwo auf der Welt finden sie einen Ort, an dem sie ihrem Vater ganz entkommen können.

Dies ist die erste von vier Reportagen über „Globale Familien“, die in den nächsten Wochen im ZEITmagazin LEBEN zu lesen sein werden

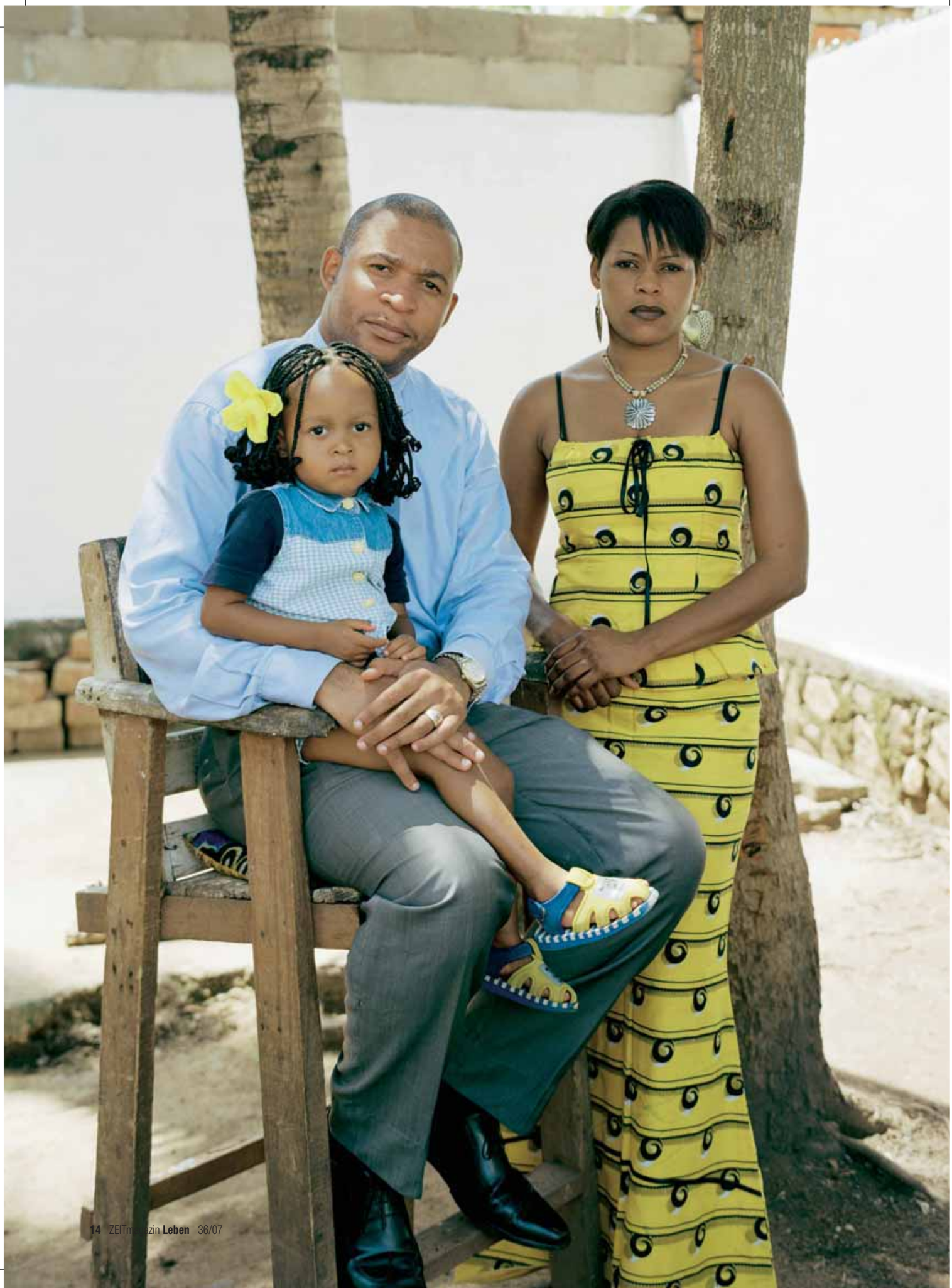
VON **STEFAN WILLEKE**
FOTOS **ALBRECHT KUNKEL**

Foto: Yann Arthus-Bertrand/Corbis

12-27 Bokassa 36.indd 12 24.08.2007 18:21:39 Uhr

Der Abgeordnete Jean-Serge Bokassa, 35, im Plenarsaal der Nationalversammlung Zentralafrikas. Seine politische Karriere profitiert vom Namen seines Vaters

12-27 Bokassa 36.indd 13 24.08.2007 18:21:43 Uhr



12-27 Bokassa 36.indd 14 24.08.2007 18:22:32 Uhr

BANGUI

Jean-Serge Bokassa lebt mit seiner 26-jährigen Verlobten Marie und der dreijährigen Tochter Chouna hinter hohen Mauern in einem gepflegten Haus in Bangui, der Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik. Er versuchte herauszufinden, wie viele Geschwister er wohl hat. Aus der ganzen Welt hat er Namen und Adressen zusammengetragen, aber vor dem Zeugungswahn des Vaters musste er kapitulieren: „Wir sind zu viele geworden“

Das Erste, was man von Bokassa sieht, sind seine Assistenten. „Geben Sie mir Ihren Pass“, sagt einer, der sich Protokollchef nennt. „Er wartet hinten im Ehrensaal“, sagt ein anderer, „wo ist Ihr Koffer?“ Auf dem Gepäckband im Flughafen von Bangui drehen sich die Metallkisten mit den Jagdgewehren von Franzosen und Belgiern, die auf Büffel schießen wollen, nachdem sie ihre Geschäfte in der Zentralafrikanischen Republik erledigt haben. Früh um halb fünf sind sie mit der Maschine aus Paris gekommen, der einzigen Verbindung nach Europa, die es hier noch gibt. Das nächste Flugzeug der Air France landet in einer Woche.

Aus einer Hosentasche fischt der Protokollchef Geldscheine, die er mit einem Gummiband zu einer Rolle gewickelt hat und jetzt in den Händen von Grenzbeamten verschwinden lässt. Die Polizisten nicken und geben den Weg frei. Im *salle d’honneur,* dem Ehrensaal, läuft der Fernseher. Ein kräftiger Mann in einem hellgrauen Anzug richtet sich in einem Sessel auf. *„L’honorable député“,* sagt der Protokollchef, der ehrenwerte Abgeordnete. Jean-Serge Bokassa. Erinnert überhaupt noch etwas an Jean-Bédel Bokassa, den ehemaligen Herrscher über Zentralafrika?

Der Vater führte stets einen Gehstock bei sich, mit einer Spitze aus Elfenbein. Damit schlug er einmal einen englischen Korrespondenten blutig. Lange ist das her, das waren die siebziger Jahre. Dass dieser Stock auch in sein Leben fuhr, wird der Sohn später erzählen, jetzt reicht er die Hand und sagt: „Herzlich willkommen.“ Seine Worte klingen weich und rund. Vorsichtig lächelt er.

An den Absperrgittern des Flughafens drängen sich Männer, die Getränke in Plastikkanistern anbieten. Sie schieben und drücken, zwei Jungen in Sporthosen prügeln aufeinander ein. „Ich hasse diesen Ort“, sagt Jean-Serge Bokassa und schließt seinen Wagen auf, einen verbeulten grünen Nissan. Die Fahrertür klemmt. „Ein Leihwagen. Ich musste ihn leihen, weil mein Auto in der Werkstatt ist. Ein Unfall.“ Prüfend guckt er herüber. „Nein, nicht, was Sie denken. Ein ganz normaler Unfall. Ich war gar nicht im Auto, als es passierte.“

Jean-Serge Bokassa fährt vorbei an winkenden Jungen, die echte Handykarten und falsche Pässe anbieten, vorbei an verhuschten Mädchen, die sich selbst anbieten. In einer Wolke aus rotem Staub schaukelt der Wagen von Schlagloch zu Schlagloch, und Bokassa, der Fahrer in dem seidig schimmernden Dreiteiler, sagt: „Das war hier früher eine Autobahn, dann kam die Anarchie. Wussten Sie, dass es hier auch einen Deutschen gab, einen deutschen Botschafter? Aber auch der hat uns verlassen.“

Wie sollte es auch anders kommen in einem Land, das in allen Karten, die der reiche Norden von Afrika zeichnet, nur noch in der Farbe Rot auftaucht, Dunkelrot? Erschreckend viele Aids-Kranke, erschreckend viel Armut, Kriminalität, Korruption. Im April kam eine Statistik heraus, in der die Städte mit der höchsten Lebensqualität aufgeführt wurden, Zürich, Genf,

12-27 Bokassa 36.indd 15 24.08.2007 18:22:53 Uhr

PARIS

Ein Mann, der so alt ist wie seine eigene Tante: Der 32-jährige Jean-Barthélémy Bokassa (großes Foto rechts) in Paris, ein Enkel des ehemaligen Herrschers und dessen Biograf. Der Alte zeugte von 1949 bis 1985 pausenlos Kinder, da geraten die Generationen leicht durcheinander. Der Musik-produzent Anthony Bui (kleines Foto), dessen Mutter aus Vietnam stammt, muss lange nachdenken, bevor er sagt, dass er Bokassas Enkel sein müsse. In Wahrheit ist er ein Stiefenkel. Der Lieblingsenkel von Bokassas erster vietnamesischer Frau ist er in jedem Fall

Marie-Jeanne Bokassa, eine Tochter des ehemaligen Herrschers, arbeitet in einem Pariser Reisebüro. Ihre taiwanesische Mutter kennt sie nicht

Vancouver und so weiter. Der Vollständigkeit halber wurden auch die 50 schlimmsten Städte der Welt genannt. Bagdad führt die Liste der Finsternis an, gefolgt von Bangui, der flirrenden Silhouette hinter Bokassas Windschutzscheibe, der Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik.

„Niemand auf der Welt kennt dieses Land“, sagt Jean-Serge Bokassa, „aber jeder kennt meinen Vater.“ Was solle er zeigen, wenn ihn jemand nach ihm fragen sollte? Jean-Serge Bokassa merkt nicht, dass ihm ein Junge mit einer lebenden Schildkröte fast in den Wagen rennt, nur noch sein Vater beschäftigt ihn. Sogar dessen Freund Idi Amin habe einen Film bekommen, *Der letzte König von Schottland.* „Aber was bleibt von Papa? Er könnte ein Markenzeichen sein für dieses Land, das doch keiner kennt.“

Ein Markenzeichen, wie Coca-Cola für Amerika?

„Wie Coca-Cola, ganz genau.“

Papa Bokassa, geboren 1921, Beruf: Soldat. Im Dienst der Kolonialmacht Frankreich zog er in den Indochinakrieg und nach Algerien, kehrte 1964 zurück in sein Heimatland, das gerade unabhängig geworden war. Mit einem Militärputsch brachte er sich 1966 in Zentralafrika an die Macht, 1979 wurde er mit Hilfe französischer Truppen gestürzt. Er floh an die Elfenbeinküste, lebte im Exil. Seine Familie verteilte sich über die Welt, viele Verwandte zogen nach Frankreich. Als er nach Zentralafrika zurückkehrte, musste er dort ins Gefängnis. Wenige Jahre nach seiner Entlassung starb er, 1996.

Eine Bokassa-Stiftung müsse man gründen, findet der Sohn, ein Bokassa-Museum, einen historischen Erlebnispark, und damit sich in dieser Richtung etwas bewege, habe er ein Komitee mit Förderern ins Leben gerufen. Als Abgeordneter im Parlament könne er vielleicht etwas ausrichten, als Politiker einer unabhängigen Liste, die den Staatspräsidenten unterstützt. Bevor der Präsident vor zwei Jahren gewählt wurde, hatte er es mit einem Militärputsch probiert. Weil daraufhin die Weltbank alle Kredite einfror, ließ der Präsident Wahlen anordnen. Ein Ergebnis ist der 35-jährige Abgeordnete Bokassa. Bevor er in die Politik wechselte, war er der erste Assistent eines Restaurantbesitzers und stellte Speisekarten zusammen.

„Sehen Sie“, sagt er, „hier fahren nicht viele Autos.“ Außerhalb von Bangui gibt es nur sieben Tankstellen, sieben fürs ganze Land. Möchte man dort tanken, findet man vorher besser heraus, ob noch Benzin da ist. „Wie gut ging es uns, als Papa noch regierte“, sagt Bokassa und zeigt auf eine verkohlte Ruine. „Das war das Krankenhaus, das Papa gebaut hatte.“ Und da hinten, eine weitere Ruine, „das Hotel Intercontinental sollte dort hinein. Aber da war Papa schon nicht mehr hier.“ Am Busbahnhof warten keine Busse mehr, und am Ufer des Flusses Ubangi verrottet eine Fähre, die früher Händler auf die andere Seite brachte, in die Demokratische Republik Kongo. Aber dann überfielen Banditen das Schiff so oft, dass es keiner mehr besteigen wollte.

„Das waren die Chinesen“, sagt Bokassa, als ein imponierend großes Fußballstadion auftaucht. Ein Geschenk chinesischer Geschäftsleute, die wegen der tropischen Hölzer in Zentralafrika sind und den Urwald ausplündern. Mit dem Stadion kann niemand etwas anfangen, weil es hier nicht einmal eine Nationalmannschaft gibt, aber die Chinesen entschieden: entweder ein Stadion oder nichts. Ein Schatten fällt von der Betonschüssel auf den wetterzerfressenen Sportpalast daneben. Bokassa sagt: „Hier wurde Papa zum Kaiser gekrönt.“

Dass Papa sich selber krönte, sagt er nicht. Er sagt auch nicht, dass Papa mächtiger sein wollte als Idi Amin, dass Papa überschnappte, dass Papa sich für den 13. Apostel Jesu hielt, dass Papa seinen Thron mit Hermelinfellen polstern ließ und sich zwischen die vier Meter hohen Schwingen eines vergoldeten Adlers setzte, dass Papa vor seiner Krönung 24 000 Flaschen Château Mouton Rothschild in Paris bestellte und in Stuttgart 60 schwarze Mercedes-Limousinen, dass Papa acht Schimmel vor seine Kutsche spannen und sich einen Kaiserwalzer komponieren ließ, dass Papas Ökonomie vor allem dank französischer Wirtschaftshilfe blühte, dass Papa seinem Freund und Gönner, dem früheren französischen Präsidenten Giscard d’Estaing, ein Jagdrevier in Zentralafrika schenkte, dass Papa Tausende Elefanten von den Bossen einer Firma erschießen ließ, die Papa dafür am Diamantengeschäft beteiligten, dass Papa gar nicht merkte, wie lächerlich er sich machte, als er sich auch noch den Titel „Großmeister der internationalen Ritterbruderschaft der Briefmarkensammler“ gab, dass Papa im Allgemeinen nicht viel merkte, weil Papa nämlich glaubte, in ihm sei der afrikanische Napoleon geboren worden.

Der Sohn erwähnt auch nicht, dass in dieser Ruine hier der Gerichtsprozess stattfand, in dem Papa von den Anklägern vorgeworfen wurde, Geld unterschlagen, Kinderleichen versteckt und einige davon gegessen zu haben. Von Papas Swimmingpool berichteten Zeugen, auf dem Grund Menschenknochen gefunden zu haben. Papas Koch sagte aus, Papa habe ihn gezwungen, aus den Leichen von Oppositionellen Filets zu schneiden.

Als Jean-Serge Bokassa in einem Kreisverkehr an einer Säule vorbeifährt, sagt er nur: „Ein Denkmal.“ Nichts sagt er von Papas Massaker, an das hier erinnert werden soll. Aus Maschinengewehren feuerte Papas Elitegarde auf Schulkinder, nur weil sie gegen Papas Erlass demonstriert hatten, in Papas Läden die von Papa neu entworfenen Schuluniformen zu kaufen.

Am nächsten Morgen bringt Bokassa einen Zettel vorbei, den er hütet wie seinen Autoschlüssel. Der Zettel ist eine Lebensbilanz und wurde mit einer Schreibmaschine getippt, eine Seite voller Namen, alle in Großbuchstaben. 37 Zeilen, persönlich vom Vater unterzeichnet, kurz vor seinem Tod. Die meisten Frauen auf der Liste heißen Marie, Marie-Claire, Marie-France, Marie-Reine. Die meisten Männer heißen Jean, Jean-Christian, Jean-Parfait, Jean-Bertrand. „Ich sehe gerade, dass er mich vergessen hat“, sagt Jean-Serge Bokassa, „die Liste ist gar nicht komplett.“

Über die Frage, wie viele Kinder der Diktator zeugte, kann man nächtelang diskutieren. Es gibt Fachleute, die sehr konservativ rechnen und sich auf 37 Kinder festlegen. Es gibt Aufstellungen, die 54 Kinder nennen. Und es gibt Leute, die von über hundert Kindern ausgehen, von mehreren Hundert sogar. Es seien genau 104, behauptet ein Experte, wohingegen Freunde des ehemaligen Kaisers glaubhaft beteuern, es seien ganz sicher weniger als hundert.

Hätte es im Leben des Kaisers nur die Kaiserin gegeben, die schöne Catherine, wäre die Sache über-

12-27 Bokassa 36.indd 16 24.08.2007 19:26:16 Uhr

12-27 Bokassa 36.indd 17 24.08.2007 18:23:08 Uhr

12-27 Bokassa 36.indd 18 24.08.2007 18:23:32 Uhr

schaubar geblieben. Aber da waren auch die vielen Nebenfrauen und Geliebten, die Rumänin, die Gabunerin, zwei Vietnamesinnen, die Belgierin, die Taiwanesin, die Schwedin, die Zairerin, die Libyerin, die Tunesierin, die Angolanerin, die Libanesin, die Kamerunerin. Insgesamt 17 Frauen. Weil ihm die Belgierin kein Kind gebar, scheuchte er sie aus dem Haus.

Jean-Serge Bokassa, der Sohn, hat versucht, sich einen Überblick über seine Geschwister zu verschaffen, weil er ja den Namen wieder groß machen will in der Welt. Er hat E-Mail-Adressen und Telefonnummern aus der Schweiz gesammelt, aus Frankreich, dem Nahen Osten, Nordamerika, vielen afrikanischen Staaten. Aber seinen Plan, alles zu einem Stammbaum der Familie zu ordnen, hat er verworfen. „Wir sind zu viele geworden. Zu viele Brüder, zu viele Schwestern, einfach zu viele."

5170 Kilometer nördlich, in einer Seitenstraße des Boulevard Haussmann in Paris, wartet Jean-Barthélémy Bokassa darauf, dass sich ihm eine Tür öffnet. Er trägt ein Jackett aus schwarzem Samt und weiße Krokoschuhe, er wirkt ein wenig nervös. Gerade mal drei Jahre jünger ist er als der afrikanische Bokassa, 32 Jahre, aber wenn er vom Diktator spricht, sagt er nicht „Papa", sondern „Großpapa". Er sagt das sehr stolz und fügt hinzu: „Ich bin sein erster Enkelsohn." Wie viele Enkelkinder es insgesamt sein mögen, wagt niemand zu schätzen. Einige von Bokassas Kindern sind jünger als einige von Bokassas Enkeln, was dadurch zu erklären ist, dass der Herrscher über einen Zeitraum von 36 Jahren pausenlos Kinder zeugte, weil er dem Wahn verfallen war, sich unsterblich zu machen durch Multiplikation.

Über den Großvater hat Jean-Barthélémy Bokassa vor einem Jahr eine Biografie geschrieben, die sich in Frankreich gut verkauft, obwohl doch von dem Despoten nichts Glorreiches übrig blieb, nachdem die Franzosen geholfen hatten, ihn zu stürzen. Es muss sich etwas verändert haben.

Ein alter Mann öffnet die Wohnungstür, der junge Bokassa tritt ein. Matte Spiegel, angestaubte Cognacschwenker, erschlagend hohe Regale, Bücher mit goldenem Schnitt. „Wussten Sie", fragt ihn der Alte, „dass ich Ihrem Großvater den Anwalt bezahlt habe?"

„Sie waren das, Sie?"

„Ja, mein Junge, ich."

Der Alte rief ihn an, nachdem er die Biografie gelesen hatte. Er könne etwas beitragen, raunte er, und Jean-Barthélémy Bokassa dachte an die nächste Auflage. „Ich habe im Bett des Kaisers geschlafen. Ich, ein weißer Geschäftsmann in Zentralafrika, ich wurde sein Freund, ein sehr, sehr, sehr, sehr guter Freund", und er steckt sich eine Zigarre an. In Schwaden verteilt sich der Qualm unter der Stuckdecke, während der Alte mit rauchiger Stimme von Außenbordmotoren erzählt, die Bokassa ihm abkaufte, weil die kaiserlichen Grenzschützer schnelle Patrouillenboote brauchten.

Jean-Barthélémy Bokassa ist dankbar für jede Pointe, und er hört auch noch gebannt hin, als ihm der Alte die Geschichte von Hitler hinwirft, jenem Mann, über den die Welt behaupte, er habe sich 1945 umgebracht. „Es war anders", keucht der Alte.

„Sie meinen Adolf?"

„Sicher, mein Junge, Adolf."

Der Alte holt eine Flasche 93er Bardoux Père & Fils, und bevor ein gespenstischer Nachmittag seinen Lauf nimmt, kratzt er mit zittrigen Händen das Silberpapier

KORSIKA

Die Vietnamesin Nguyen Thi Hué lebt auf Korsika. Von dem jungen Soldaten Bokassa, der in der Nähe ihres Heimatdorfes bei Saigon stationiert war, bekam sie 1953 eine Tochter. Für die Kolonialmacht Frankreich zog er in den Indochinakrieg und verließ die Frau und das Baby. Die Vietnamesin heiratete einen anderen Mann und bekam eine weitere Tochter, die inzwischen auch mehrere Kinder hat. Jetzt ist die 74-Jährige vielfache Großmutter. Hier geht sie mit der Enkelin Marie-Victoria auf Korsika spazieren

12-27 Bokassa 36.indd 19 24.08.2007 18:24:15 Uhr

KORSIKA

vom Verschluss. „Sie wollen mehr erfahren? Sie wollen alles erfahren, oder?“ Der Alte lächelt stumm in sich hinein und beugt sich so dicht über vergilbte Fotos, als erschließe sich ihm die historische Wahrheit schon am Geruch. „Ihr Großvater hatte einen Fehler, mein Junge, nur einen einzigen. Er war zu großzügig. Trinken wir auf Jean-Bédel, den Kaiser!“

„Auf Jean-Bédel, den Kaiser“, erwidert der Junge. Er braucht Stoff für seine nächsten Episoden, in seinem Weblog im Internet berichtet er ständig über Großpapas Welt, und von dem fantastischen Gedächtnis des kauzigen Alten will er in der englischen Übersetzung seines Buches zehren.

Jean-Barthélémy Bokassa war fünf Jahre alt, als er mit Verwandten aus Zentralafrika nach Frankreich floh. An viel mehr als einen Garten voller Antilopen erinnert er sich nicht. Aber er hat auf 298 Seiten alles beschrieben, was andere ihm erzählen konnten. Großpapa, ein Antiheld der Geschichte, ist jetzt der Held seiner Geschichten. „Mein Leben“, sagt der Enkel aufgekratzt, „scheint aus einem Roman zu kommen.“

Jean-Barthélémy Bokassa geht in Paris in die Bars, in die schon John Lennon ging, und setzt sich dort auf die Sofas, auf denen schon Madonna saß. Er teilt sich mit einem Freund eine schlichte Wohnung im 15. Arrondissement, in der er Fremde nur ungern empfängt, weil sie nicht einmal halb so groß ist wie das Foyer des edlen Hyatt-Hotels nahe dem Place Vendôme. Vor dem künstlichen Kaminfeuer in der Bar trifft er sich mit ausgesuchten Freunden wie der Wahrsagerin Isabelle Viant, die ihren Lebenslauf mit aufregenden Namen aus Politik und Showbiz garniert und von sich berichtet, sie habe dem Herrscher Bokassa einst „den Frieden gebracht“. Frauen wie sie, die sich bei einem Gläschen Sancerre hineinzuträumen verstehen in ein entzückendes Abenteuer, ziehen Jean-Barthélémy Bokassa an. Events, bei denen sich Prominente wohlfühlen, hat er über Jahre organisiert, bevor er den Großvater als Thema entdeckte. Das Leben der stöckelnden Diven in den satinverhangenen Salons sei aber so viel langweiliger als das von Großpapa, gierig seien die Leute auf schaurig-schöne Geschichten.

In französischen Schulen wurden Bokassas Kinder und Enkel früher verhöhnt und verprügelt wegen ihres Namens. „Ihr esst Kinder!“, riefen Jungen auf dem Schulhof. Heute bitten Talkshows Jean-Barthélémy Bokassa als Gast ins Studio, weil Prominenz inzwischen alles andere verblassen lässt, und sei es auch nur die geliehene Prominenz eines Enkels. Ist es hart, Bokassa zu heißen?, fragte ihn ein Moderator

im Fernsehen. Nein, antwortete Jean-Barthélémy Bokassa, das Leben sei sogar einfacher. „Man kommt in jeden Club.“ Sein Briefkasten sei übergequollen von Möglichkeiten, der Präsident der Fédération Française de Tennis habe ihn als Ehrengast zum Turnier Roland-Garros eingeladen. Eine Cousine, erzählt Bokassa, habe einen gut bezahlten Beraterjob in dem Ölkonzern Total bekommen, obwohl sie in verschlissenen Jeans zum Vorstellungsgespräch erschienen sei. „Der Name öffnet Türen.“

Mit dem weißen Geschäftsmann, der so herrlich erzählen kann, freundet sich der junge Bokassa an. Als sie sich wiedersehen, hat ihm der Alte einen Stapel Papiere auf den Rücksitz seines Autos gelegt, Anwaltskram, verwickelte Verhältnisse. Der Rechtsstreit Bokassa geht in die nächste Runde. Sieben Schlösser in Frankreich, zwei Villen und ein Palast in Zentralafrika, Geld auf Schweizer Konten, seit Langem beschlagnahmt, alles in allem ein Vermögenswert von schätzungsweise 500 Millionen Euro. Es kann auch mehr sein, oder weniger, da geht der Streit schon los. Bokassa gegen Bokassa gegen Bokassa gegen Bokassa. Die meisten Kinder und Enkel haben sich Anwälte genommen, nur der Sohn Charlemagne nicht, der als Penner endete. Tot wurde er in Paris unter einer Brücke an der Seine gefunden.

Wird das Erbe jemals der Familie überlassen, wer würde dann was kriegen? Auf eine gemeinsame Linie konnte man sich nicht einigen, es gab Konflikte. Bei einem Fest der Exilfamilie vor einem Jahr in Paris, an

12-27 Bokassa 36.indd 20 24.08.2007 18:24:20 Uhr

Bokassas zehntem Todestag, umrahmten nur fünfzehn Verwandte die brennenden Kerzen.

„Die Sache ist kompliziert“, sagt der Alte am Steuer des Wagens, biegt auf die Autobahn nach Nordwesten ab und tritt aufs Gas. 160, 180, 200, er rast wie von Sinnen in die abendrote Sonne, bis ihm Bokassas Enkelsohn auf die Schulter tippt. „Kein Problem“, sagt der Alte, kein Verkehrspolizist könne ihn belangen, und er zieht etwas aus der Innentasche seines Jacketts. Ein Diplomatenpass der Zentralafrikanischen Republik, ein Geschenk. Auch der heutige Staatspräsident sei sein Freund.

In dem Städtchen Meulan parkt der Alte vor dem Restaurant Le village de M’Baïkï, das einer Tochter des ehemaligen Herrschers gehört. Es gibt viel Reis und Fisch und leichten Rosé. „Bokassas Töchter waren immer besser als seine Söhne“, ruft der Alte feixend in die Runde. „Ein hübsches Zitat“, findet der erste Enkelsohn, und der Alte flüstert hinter vorgehaltener Hand: „Jean-Serge“, Bokassas Sohn in Afrika, „vielleicht schafft er es.“ Vielleicht schafft er was? „Was sein Vater begonnen hat.“

Nur ein einziges Mal während einer ganzen Woche in Zentralafrika spricht Jean-Serge Bokassa von sich aus über seine Mutter, eine Frau aus dem westafrikanischen Gabun. Es ist eine traurige Geschichte, die mit einem mysteriösen Selbstmord in einer Gefängniszelle endet. Traurig daran ist auch, dass der Sohn kein Haus und keinen Baum in Zentralafrika kennt, an dem diese Geschichte ihren natürlichen Ort finden könnte. Nichts hier erinnert an die Mutter. Ganz Bangui besteht nur aus dem Vater, seiner Universität, seinen Hotels, seiner Schaffenskraft. Der Junge war sechs Jahre alt, als er mit der Mutter ins Ausland flüchtete, nach dem Putsch gegen den Vater. Eine Begleiterin in ziellosen Jahren war die Mutter dem Jungen. Sein Vater wechselte so oft die Frauen, dass der Junge meist nur Ziehmütter erlebte, die an ihm vorüberzogen, ohne dass er sich an ihnen festhalten konnte. Das Provisorische im Leben, das war die Mutter. Allein der Vater bestimmte, welche Mutter gerade geduldet war.

Die Frau, die ihm als kleinem Jungen eine Mutter zu sein hatte, war nicht seine leibliche Mutter und wurde in Bangui „die Rumänin“ genannt. Der Kaiser hatte sie in einem Tanzlokal in Bukarest kennengelernt, wo er seinen Freund Ceauşescu besucht hatte, den früheren rumänischen Diktator. So ist es eigentlich immer gewesen. Ein Staatsbesuch des Vaters, begleitet von einer hübschen Dolmetscherin, eine Einladung zum Abendessen, die ein unerfahrenes Mädchen unmöglich ausschlagen konnte, und Jean-Serge Bokassa hatte eine weitere Mutter, zumindest eine Frau, von der er weitere Brüder und Schwestern erwartete, Halbbrüder und Halbschwestern.

Das Handy bimmelt, Jean-Charles ist in der Stadt. Der Bruder, geboren in Brazzaville von einer vietnamesischen Geliebten des Alten, will ins Ölgeschäft einsteigen, er trifft sich mit Ministern und überreicht seine neuen Visitenkarten. Die Brüder begrüßen sich in einer Hotelbar, in der nichts zu spüren ist von der Hitze draußen. Wo sie sind, bestimmen Klimaanlagen die Temperatur, und hohe Zäune aus Blech schützen vor den Blicken von Bettlern. Wo die Brüder sich begegnen, begegnet sich die Oberschicht, und wenn es ein Vermächtnis des Vaters gibt, dann ist es die Weisung, sich abzusetzen von den Verhältnissen. Der Bruder, der ins Ölgeschäft drängt, ist neun Jahre älter, als ein Mann in Zentralafrika im statistischen Durchschnitt wird. Der Bruder ist 49. Er soll mitziehen. Jean-Serge Bokassa sammelt bei Verwandten Unterschriften und kopiert ihre Pässe, damit er die Familie vor den Gerichten vertreten kann. Er bewirtet die Söhne von früheren Feinden des Vaters, Anwälte, Putschisten, Mörder. Er will alles erfahren. Er will der Sprecher aller Bokassas sein und die beschlagnahmten Immobilien zurückholen.

Jean-Serge Bokassa lebt mit seiner 26-jährigen Verlobten Marie, der Tochter eines Armeegenerals, und der dreijährigen Tochter Chouna in einem steinernen Haus mit einem gepflegten Garten, umgeben von einer Mauer mit einem Eisentor in der Mitte. Der kleine Reichtum einer sehr kleinen Familie, in Bangui ein Paradies und doch ein belangloses Nichts, gemessen an den Schlössern und Frauen des Vaters.

Eine Mappe mit Dokumenten hat Jean-Serge Bokassa gesammelt, lauter verstaubtes Zeug. Er hat auf eigene Kosten ein Büro gemietet, eine mit Stahlschlössern gesicherte Höhle, in der es keine Glühbirne gibt, weil es keinen Strom gibt, nicht einmal einen Schrank. Briefe des Vaters hat er auf dem Boden verteilt, Munition für den nächsten Gerichtstermin. „Ich fühle mich alleine in diesem Kampf“, sagt er, „ich will meine Brüder und Schwestern aufwecken.“ Er behauptet von sich, er kämpfe im Namen des Vaters. Nur: Was hat er zu gewinnen?

Nach Berengo, wo früher der Palast des Kaisers stand, bricht er auf. Mitten im Urwald ein Exerzierplatz, umstanden von Ruinen mächtiger Gebäude. Das Wasser im Swimmingpool ist algengrün, in der

Die 54-jährige Martine Bokassa hat auf Korsika ein Restaurant eröffnet. Schon in Zentralafrika betrieb sie eines. Das gefiel dem Vater gar nicht, der sich zum Kaiser gekrönt hatte. Nachdem der Ehemann, den der Vater ihr ausgesucht hatte, von Rebellen erschossen worden war, flüchtete sie

12-27 Bokassa 36.indd 21 24.08.2007 18:24:22 Uhr

KORSIKA

ehemaligen Residenz des Herrschers liegen drei aufgebrochene Stahltresore auf dem Boden. Herausgerissene Fensterrahmen, Wandkacheln, Waschbecken. Nichts von Wert haben die Plünderer vergessen. An der Pforte spielen Soldaten Karten. Die Ampel auf der Straße ist aus, der Wind hat den Mast gekrümmt. Früher schaltete der Kaiser die Ampel auf Rot, wenn er nachdenken wollte und sich gestört fühlte durch den Straßenlärm. Jetzt jagen die Kinder der Soldaten Hühner über den Kasernenplatz.

Was würde Jean-Serge Bokassa mit diesem schäbigen Friedhof anfangen, sollte er ihn jemals zurückbekommen? Es ist doch alles verkohlt, zerfleddert, entstellt. Sein eigener Bruder wirft eine Zigarettenkippe achtlos in ein feuchtes Loch, das früher sein Kinderzimmer gewesen sein soll. Wozu braucht Jean-Serge Bokassa diesen Ort? Spricht man ihn darauf an, weicht er aus. Das Wort, das bei diesen Manövern fällt, ist „Wahrheit". Aber die Wahrheit macht hier verdächtig. Im Namen der Wahrheit wurde in diesem Land gelyncht, vertrieben und gequält. *Ma Verité* schrieb der gestürzte Diktator Bokassa über sein Buch. Seine Wahrheit endete beim Klappentext.

Am Abend erscheint einer von Bokassas Assistenten im Hotel, klappt seinen Laptop auf und sagt, er sei Bokassas Kommunikationsberater. Eigentlich sei er Professor für Biochemie, aber in Bangui sei auch die Universität pleite. Den Banken hier geht ja ohnehin schnell das Bargeld aus, Kreditkarten will fast niemand annehmen, Euro-Scheine tauscht der libanesische Bäcker gegen zentralafrikanische Franc. Der Staat schuldet seinen Lehrern, Ärzten, Richtern, Soldaten acht Monatsgehälter, und das ist ein Fortschritt, weil es mal 30 Gehälter waren. Kündigt sich aber ein *payeur* an, spricht sich die Nachricht sofort herum. Ein Zahlmeister der Regierung! Die Aufregung steigt von Stunde zu Stunde, und die Stadt wird sich betrinken vor Glück, wenn nur der *payeur* endlich seinen Schalter aufmacht. Die Schlangen der Menschen reichen bis auf die Straße, und der *payeur* schafft es nicht einmal auf die Toilette, ohne dass ihm Wartende folgen. Schlägt die Vorfreude aber mit einem Mal in Verzweiflung um, dann hat die Regierung bekannt gegeben, der Zahlmeister sei gerade ausgeraubt worden.

„Zentralafrika ist gefährlich", sagt Bokassas Kommunikationsberater, tippt Zahlen in seinen Laptop und stellt fest, dass er für den Service, den ehrenwerten Abgeordneten Bokassa gesprächsbereit zur Verfügung zu stellen, exakt 1,6 Millionen zentralafrikanische Franc zu bekommen habe. Er rechnet das schnell um: 2442 Euro und 70 Cent. Antwortet man ihm, dass ein deutsches Zeitungshaus kein Diamantenhandel sei, erwidert der Professor: „Hier ist das Leben teurer, als man glaubt. Das müssen Sie einsehen. Aber in Libreville ist es noch teurer." Nach einer ergebnislosen Diskussion klappt er den Laptop zu, verabschiedet sich kopfschüttelnd und sagt: „Das war ein erster Vorschlag. Bis bald."

4340 Kilometer nördlich, in dem Dorf Ile Rousse auf der Insel Korsika, schließt eine dunkelhäutige Frau ein Restaurant auf und stellt die Stühle nach draußen. Noch nie, sagt die 54-jährige Martine Bokassa, habe ein Verwandter aus Afrika sie besucht. Nur mit ihrem Bruder Jean-Serge, der irgendwelche Vollmachten wegen einer verrückten Erbschaftssache wolle, telefoniere sie manchmal. Nach Politik erkundige sie sich nie, weil sie fürchte, seine Telefonleitung werde abgehört. Martine Bokassas erster Ehemann wurde von Männern getötet, die ihren Vater stürzen wollten. Seitdem ist sie auf der Hut.

Dann erzählt sie ihre Geschichte, bei der man nur ahnen kann, was wohl in einem Menschen vorgeht, der in dieser Geschichte eingesperrt ist. In einem Dorf bei Saigon, wo der junge Soldat Bokassa einst der französischen Armee diente, bekam ein vietnamesisches Mädchen eine Tochter von ihm. Das Baby war einen Monat alt, als Bokassa verschwand. 18 Jahre später, als Staatschef in Zentralafrika, ließ er die Tochter suchen. Die vietnamesische Polizei brachte eine 18-jährige Frau mit dunkler Haut, der eingeschärft wurde, dass sie Martine heiße. Als sie in Afrika ankam, glaubte Bokassa seine Tochter zu erkennen und nahm sie auf. „Ich war das aber nicht", sagt Martine Bokassa, „das war die falsche Martine." Auch die echte Martine ließ der Diktator später zu sich holen, als sich der Irrtum aufgeklärt hatte. Ein schönes Gefühl, sagt Martine Bokassa, in der Fremde auf eine

12-27 Bokassa 36.indd 22 24.08.2007 18:24:23 Uhr

falsche Schwester zu treffen, mit der sie sich auf Vietnamesisch unterhalten konnte. Auf einem Foto sieht man die beiden in Hochzeitskleidern. Eine Doppelhochzeit, „Papas Idee“. Sie beginnt zu lachen.

Ist das alles nur eine Anekdote? Es klingt so, aber dahinter verbirgt sich die Irrfahrt einer auseinandergerissenen Familie. Ehefrauen, Geliebte und Kinder wurden herumgestoßen zwischen afrikanischen Ländern, die den Angehörigen des vertriebenen Tyrannen zunächst Exil anboten, dann plötzlich nicht mehr. Abgedrängt in die tristen Einwanderergettos französischer Vorstädte, notlagernd in Garagen, ohne Zuhause, dankbar für eine Bleibe, auf Jahre hinaus zur Geschichtslosigkeit verdammt.

Die 74-jährige Vietnamesin Nguyen Thi Hué, die in Martine Bokassas Restaurant manchmal beim Abwasch hilft, ist ihre Mutter, Bokassas Mädchen aus jenem Dorf bei Saigon. Hier, auf Korsika, hat die alte Frau nie etwas über Bokassa erzählt, der Name sei lange Zeit vergiftet gewesen. Dass man sie in Vietnam „die Kannibalin“ genannt habe, seinetwegen, habe man ihr am Telefon erzählt. Nicht ein einziges Mal sei sie zurück in das Land ihrer Kindheit gefahren.

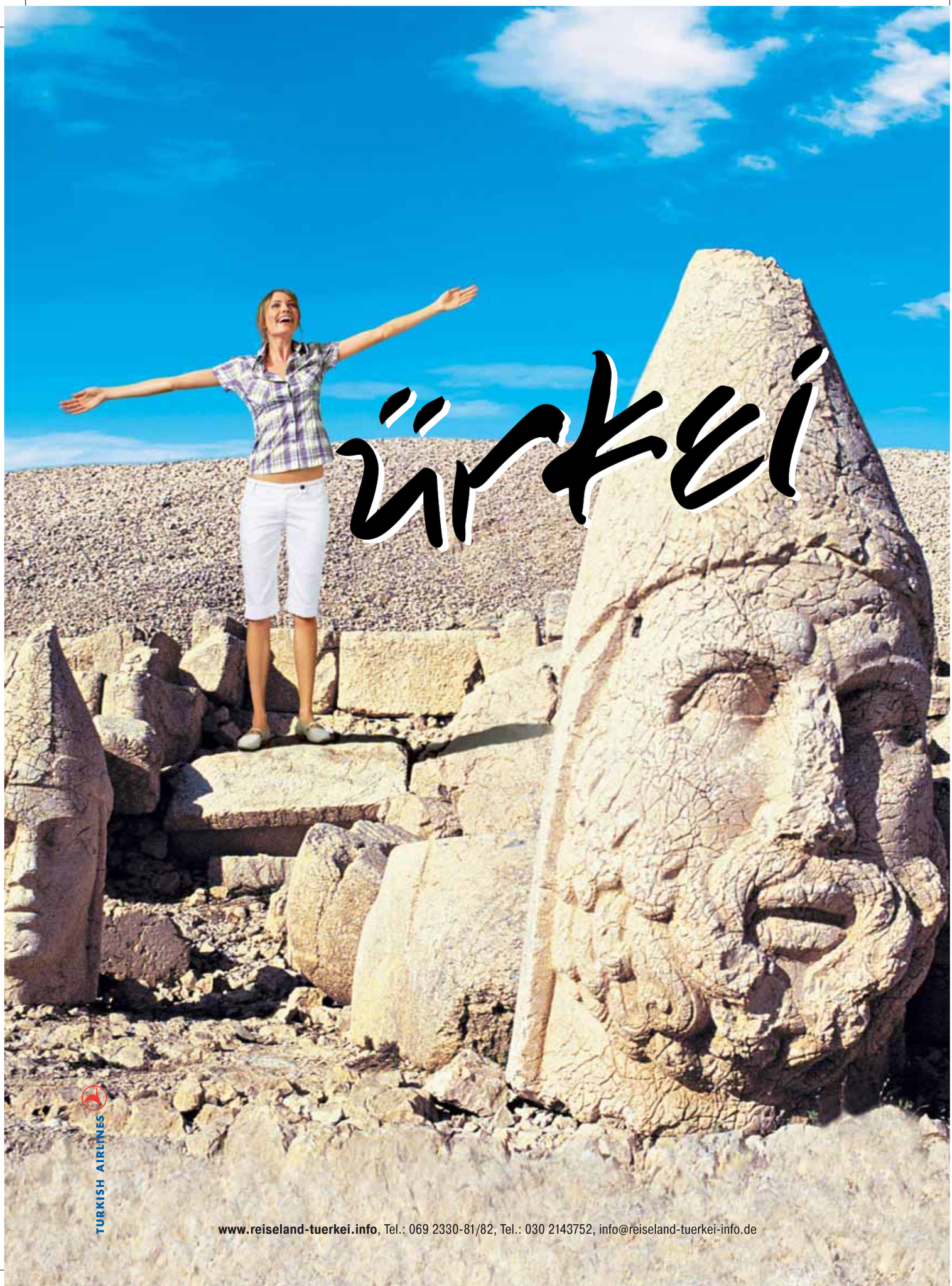
Das Leben der Bokassas ist auf eine Rutschbahn ins Ungewisse geraten. Den letzten Halt, und darin liegt die Tragik der Kinder, bietet ein Wahnsinniger mit einem Gehstock. Ein Geräusch hat sich in die Köpfe der Kinder geschlichen, sein Geräusch, und sie werden es nicht mehr los. Ein Klopfen, ein Klacken, jeder von ihnen hat es gehört, frühmorgens um fünf fing es an. Auf Holzdielen klang es hohl, auf Terrakottafliesen klang es tönern. Auf Schlosstreppen klang es anders als auf den Stufen der Sportpalastes. Keines der Kinder hat es je vergessen können. Mit der Spitze des Gehstocks komponierte er den Takt ihres Lebens, Bokassas Hausmusik. Hört man die Kinder davon erzählen, meint man, sie beschrieben eine Filmmelodie, die zu einem heraufziehenden Drama passte, dann aber konnte alles in Harmonie zerfließen, bevor das Drama erneut einsetzte. Papa hat einen Film gedreht, in dem er zwar jeden mit einer Rolle bedacht hat, aber er hat den Schluss vergessen. Jetzt läuft dieser Film noch immer, und wo soll alles enden ohne ihn?

So jäh dem Vater die politische Herrschaft abhandenkam, in seiner Familie hat er sich durchgesetzt. Seine Kinder und Kindeskinder eifern ihm nach, schämen sich seiner, verklären ihn, verstecken sich vor ihm. Nirgendwo auf der Welt haben sie einen Platz gefunden, wo sie sich ihm entziehen können.

Aus ganz Zentralafrika sind die Abgeordneten in die Hauptstadt gefahren, aus Lobaye, Ouaka, Sangha-Mbaéré, Basse-Kotto. Das Gebäude der Nationalversammlung, errichtet von Chinesen, ist mit Fahnen geschmückt. Jean-Serge Bokassa hat sich verspätet und streicht seine festliche Schärpe glatt. Er musste noch etwas in der Villa Haile Selassie erledigen, beim Chef der Zentralbank, der früher Minister unter dem Vater war. „Es läuft nicht schlecht“, sagt Bokassa, die Weltbank hat wieder Kredite bewilligt.

Der Norden meldet sich zurück, er hat das Rote Kreuz vorgeschickt, die Caritas, die WHO, sogar die Unesco. Man kann es Frieden nennen, was in der Hauptstadt Bangui herrscht, oder Erschöpfung vom Kampf. Dösend hält es die Stadt in der Hitze aus, vernarbt und geduldig. Von den Rebellengefechten im Norden des Landes bekommt man hier nichts mit. Nur dann, wenn UN-Leute von einer Exkursion zurückkehren und Fotos von ausgebrannten Dörfern auf ihre Computer laden. Nur dann, wenn französische Fallschirmjäger staubend aus ihren Uniformen steigen und sich in den Pool des Hotels Central fallen lassen. Wegen der Massenvergewaltigungen in der Zeit der Anarchie wird vielleicht Anklage in Den Haag erhoben. Einen nationalen Versöhnungsprozess hat es schon gegeben. Der Supermarkt-Libanese führt wieder drei verschiedene Sorten roten Bordeaux, der Bäckerei-Libanese nimmt wieder Dollar an, sogar die Regenzeit lässt auf sich warten. Versinken die Wege nicht im Schlamm, müssen die Import-Export-Libanesen Mehl und Salz nicht in einem entlegenen Küstenhafen kaufen, und die Preise hier schießen nicht ins Unermessliche. Wenig Schlamm, wenig Inflation. Es gibt eine Fahrschule, und es gibt Polizisten, die Führerscheine verkaufen. Es gibt Polizisten, die Häftlinge erschießen, und es gibt ein Büro zur Pflege der französischen

Was Vanessa und Marie-Catherine von ihrem berüchtigten Großvater Bokassa wissen, das haben sie von ihrer Mutter Martine erfahren



www.reiseland-tuerkei.info, Tel.: 069 2330-81/82, Tel.: 030 2143752, info@reiseland-tuerkei-info.de

Sprache. Es gibt jetzt alles zur gleichen Zeit, man sagt dazu: Hoffnung.

Im Plenarsaal der Nationalversammlung muss Jean-Serge Bokassa viele Hände schütteln, bevor er seinen Sitzplatz erreicht, zweite Reihe, Mitte, Nummer 15. Bittet man ihn, sich für ein Foto auf das Podium zu stellen, steht er da, als habe er das vorher hundertmal geübt. Als die Sitzung zu Ende ist und die Plakate mit der angekündigten Entwicklungshilfe weggetragen werden, taucht Bokassa in eine fröhlich schwatzende Menge. Ein Diener bleibt noch allein im Saal, weil er die leeren Plastikbecher zusammenfegen muss. „Er ist der Sohn des Kaisers. Wussten Sie das? Der Sohn des Kaisers." Der Diener flüstert.

Man muss mit Bokassa nur einmal aufs Land fahren, um zu spüren, wozu er imstande ist kraft seiner Familiengeschichte. Da umarmen ihn Soldaten, die von der Disziplin des Soldaten Bokassa schwärmen. Da umgurren ihn Dorfvorsteher und schwärmen am Holzfeuer davon, dass sich niemand vor Dieben fürchtete, als noch Bokassa regierte. Da umtanzt ihn ein Mann, der sich die Welt durch eine Hornbrille mit wagenradgroßen Gläsern scharf stellt, und schreit: „Mich nennt man Bokassa, den Zweiten! Ich würde alles so machen wie er!" Die Not hat vielen Menschen das Gedächtnis durchlöchert. In ihren Erinnerungen blenden sie den afrikanischen Tyrannen aus und schaffen Platz für den Baumeister und Devisenbeschaffer, den Architekten des Aufschwungs.

Auf der Straße hebt sich jeder Schlagbaum für Jean-Serge Bokassa, ohne dass jemand Geld verlangt. Als wieder eine Straßensperre im Rückspiegel seines Autos verschwindet, sagt er: „Der Wächter gerade, das war ein Sohn von Dacko." Papa Dacko war Präsident des Landes, bevor ihn Papa Bokassa 1966 stürzte. Als schließlich Papa Bokassa stürzte, wurde Papa Dacko wieder Präsident. Die beiden waren Cousins. Das alles geschah unter dem Schutzschirm der Franzosen, die in der ehemaligen Kolonie noch immer so mächtig sind, dass sich Frankreichs Soldaten in den umkämpften Gebieten des Landes einmischen, sobald die Truppen Zentralafrikas überfordert sind.

Erkundigt man sich nach dem heutigen Präsidenten François Bozizé, bringt Jean-Serge Bokassa ein altes Foto aus einem Familienalbum mit. Bozizé ist blutjung, steckt in einer weißen Uniform und salutiert stocksteif neben dem Befehlshaber Bokassa. „Er war Papas Leibwächter." Welche Regierung auch zerbrach, die Macht blieb stets in den Familien.

Kinder aus einem Dorf schauen neugierig herüber, als Jean-Serge Bokassa die Hosenbeine seines Anzugs hochzieht und über dornige Zweige steigt. Kolongo. Hier stand früher eine Villa des Herrschers. Romeo und Julia hießen die beiden Löwen, die der Kaiser mit Regimegegnern fütterte. „Das erzählen sich die Leute, aber ich habe davon nichts mitbekommen", sagt der Sohn.

In einer überwucherten Ruine baut sich Jean-Serge Bokassa unter dem Deckengemälde eines napoleonischen Adlers auf. Scharen von Kindern sammeln sich um ihn, aber keines von ihnen wagt, die Stille durch ein vorlautes Wort zu gefährden, bis es der vornehme Herr von sich aus tut. „Ich bin Jean-Serge Bokassa." Die Kinder sehen ihn staunend an. Woher sollen sie ihn kennen? Sein Vater war schon tot, als sie geboren wurden. Niemand im Dorf besitzt einen

24.08.2007 18:24:35 Uhr

Fernseher, ein Radio, nicht einmal eine Toilette. „Ich bin Bokassa“, sagt er, und das ist das Einzige, was er den Kindern mitgibt, einen interessanten Namen.

Als er drei Tage später dorthin zurückkehrt, rennen ihm die Kinder schon entgegen. Ein Mann aus dem Dorf versucht noch, die Menge mit einem Holzknüppel auseinanderzutreiben, aber der Ansturm ist zu gewaltig. Die Kinder haben die Nachricht zu den Erwachsenen gebracht: Ein Mann mit dem Namen Bokassa war hier, genau unter dem Adler. Alles wirbelt jetzt wild durcheinander, das Gestern und das Heute, hundert Hände greifen nach Bokassa, und einem alten Mann aus der Siedlung wird vor Aufregung schwindlig. Selig krächzt er: „Der Kaiser ist zurück.“ Die Gefühle eines verlorenen Dorfes drücken den Abgeordneten gegen den Wagen. Jetzt kämpft der tote Vater für ihn.

BEIRUT

Ihre libanesische Mutter hatte sie gewarnt, aber die Malerin Kiki Bokassa wollte es herausbekommen: Wer war dieser Mann, von dem sie kaum mehr wusste, als dass er ihr Vater ist? Auf eigene Faust reiste sie aus Beirut nach Afrika und kehrte erschüttert zurück

3700 Kilometer nordöstlich, in der libanesischen Hauptstadt Beirut, schickt eine junge Malerin eine E-Mail ab, an die sie das Foto eines ihrer Gemälde heftet, es heißt *Bangui wartet auf Regen.* Ruft man sie an, sagt sie, dass sie nicht wisse, wie lange sie sprechen könne. Die Lage in Beirut sei nicht stabil, die Telefonleitung breche schnell zusammen. Sie nennt sich jetzt Kiki Bokassa, nicht mehr Marie-Ange. Sie verhält sich nicht mehr so, wie der Vater es wollte.

Einen Ausschnitt eines Tagebuchs fügt sie ihrer nächsten E-Mail hinzu, darin steht: „Bevor Papa zu Bett ging, schloss er meine Zimmertür ab, zur Sicherheit, wie er fand ... Noch Stunden nach dem Aufstehen bestrafte er Jean Le Grand dafür, dass er mich im Nachthemd gesehen hatte. In seiner Wut nannte er ihn einen Perversen und verbot ihm, sich jemals wieder im Zimmer seiner Schwester aufzuhalten.“

Das Tagebuch, sagt Kiki Bokassa am Telefon, habe sie verfasst, als sie im Alter von 18 Jahren in Afrika war. Sie habe unbedingt den Mann treffen wollen, den sie bis dahin nur vom Hörensagen kannte, ihren Vater. Aus dem Gefängnis war Bokassa entlassen worden, als sie eintraf, er stand unter Hausarrest. Drei Söhne, auch Jean-Serge Bokassa, lebten mit dem Alten isoliert in einer ehemals kaiserlichen Villa, die nun das Verlies eines Ausgestoßenen war.

„Ich bin von meiner Mutter im Libanon sehr modern erzogen worden“, sagt Kiki Bokassa. „Dann bin ich für sechs Wochen in dieses Haus gezogen. Jeder dort dachte: Wie komme ich hier raus?“ Ihre Brüder hatten dem Vater Diener zu sein, Gärtner, Protokollbeamte, Leibwächter, Boten. Er teilte sie zum Rasenmähen ein, zum Sortieren der Post, zum Ordnen der Bücher. Ein kleiner Fehler genügte, und er schlug auf sie ein. Seine Diktatur wollte er retten, indem er sie zu sich holte. Von Besuchern ließ er sich weiterhin mit Empereur anreden, Kaiser. „Er glaubte an seine eigenen Lügen.“

Kiki Bokassa flüchtete in ein Hotel, als der Vater ihr eröffnete, er habe einen Mann für sie ausgesucht. Als sie sich widersetzte, meinte er, sie schmiede ein Komplott gegen ihn, und ließ die Briefe, die sie an die Mutter im Libanon schrieb, heimlich aus dem Arabischen übersetzen.

Zurück in Beirut, sagt sie, habe sie mit dem Malen begonnen, sie habe Abstand gebraucht. Sie habe versucht, dieses Kapitel abzuschließen. Meist gelinge ihr das, und es helfe ihr, wenn sie ein Medium zwischen sich und das Familiendrama schiebe, eine Leinwand zum Malen, einen Block zum Schreiben, das Internet. Eine Schwester in Virginia, USA, kennt sie nur aus E-Mails, und sie hat von Verwandten erfahren, die ihren Namen wechselten, weil sie in Frieden leben wollten. Hin und wieder melde sich Jean-Serge aus Afrika bei ihr, wegen dieser Erbschaftssache. Aber sie hat einen Anwalt engagiert, der den Streit von ihr fernhalten soll.

An einem heißen Abend in Zentralafrika sitzt Jean-Serge Bokassa im Schatten eines Baumes und bestellt bei der Kellnerin eine Dose Mützig-Bier. Kaum jemand kennt dieses Idyll am Ufer des Ubangi-Flusses, hoch über den dahingleitenden Pirogen der Fischer, weit weg von diesem Land, das wartet und wartet, auf ein Bündel frischer Geldscheine, eine Ladung Spitzhacken, einen Austauschmotor für einen kaputten Bananenlaster. Afrika brauche eine harte Hand, sagt der Abgeordnete Bokassa, die Korruption sei unerträglich. „Wir können arm sein und trotzdem in Würde leben.“ Korruption zerstöre die Würde. „Drastische Strafen“, darin ist er sich einig mit den meisten anderen Bokassas auf der Welt, „mit Afrikanern muss man anders umgehen.“ Die ewige Litanei der afrikanischen Herrscherfamilien, die ihren Völkern misstrauen, stimmt er an.

Jean-Serge Bokassa weiß nie, wie er sich verhalten soll, wenn ihn Menschen anschauen, denen ein Stück vom Ohr fehlt. Soll er sagen: Entschuldigung? Einfacher Diebstahl: ein Ohr abschneiden. Zweifacher Diebstahl: beide Ohren ab. So war es in Bokassas Reich geregelt. „Das war eine andere Zeit“, sagt er, viel Unsinn werde darüber erzählt, auch über den Vater. Das Gericht ließ am Ende den Vorwurf des Kannibalismus fallen, weil die Beweise nicht reichten und die Zeugen unglaubwürdig wirkten. „Man muss ihn rehabilitieren“, sagt der Sohn.

Man mag es kaum glauben: Er, der seinen Vater bewundert und verteidigt – er hat sich entschuldigt. Im Haus der Nationalversammlung hat sich Jean-Serge Bokassa mit einem Redemanuskript vorn aufs Podest gestellt und das Volk um Verzeihung gebeten für die Verbrechen des Vaters. Die Verbrechen nannte er „Fehler“. Seitdem ist der Weg frei für den Sohn, und Bokassa benutzt er als Parole, die ihm Herzen öffnet. Morgen wird er in den Dörfern das Foto eines Gebärstuhls herumzeigen, den er beschafft hat. Aus einem Stuhl könne etwas entstehen, eine Entbindungsstation, eine Klinik vielleicht. „Wir stehen am Anfang eines Anfangs“, sagt er.

Haben Sie vor, Präsident Ihres Landes zu werden?

„Präsident? Das ist weit weg. Man muss das gut vorbereiten“, antwortet Bokassa.

„Er macht langsam, was Papa schnell machte“, sagt seine Schwester auf Korsika, „er macht politisch, was Papa militärisch machte.“

„Sein Vater war beispiellos“, sagt der weiße Geschichtenerzähler in Paris, „aber auch er ist schon sehr gut.“

„Er hat mir geschrieben, er plane etwas Wichtiges“, sagt seine Schwester in Beirut, „aber ich weiß nicht, was.“

„Ich schlage vor, wir einigen uns jetzt auf 200 Dollar“, sagt sein Kommunikationsberater.

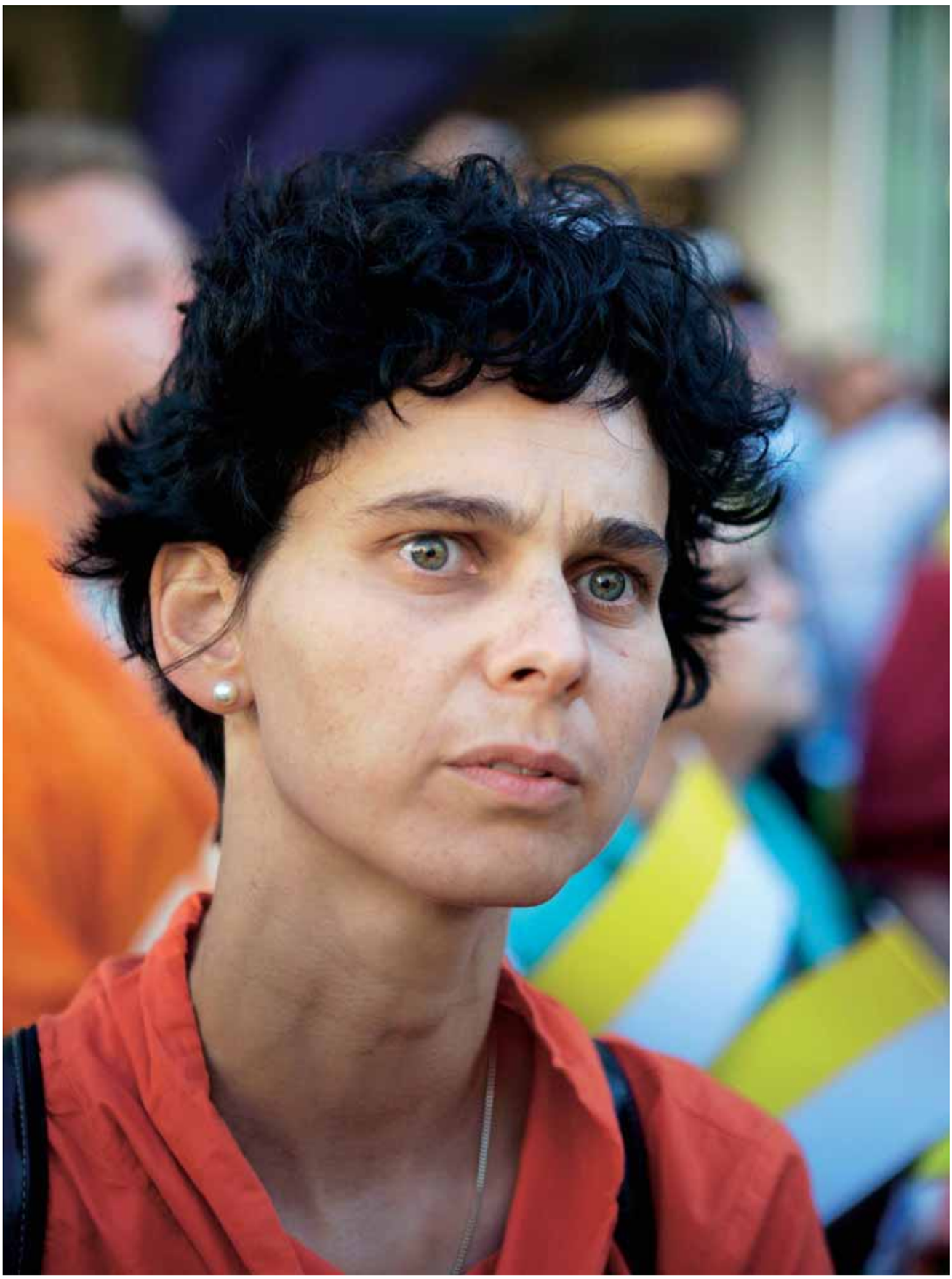
12-27 Bokassa 36.indd 26 24.08.2007 18:24:44 Uhr

28-37 Papst 36.indd 28 24.08.2007 15:39:21 Uhr

WENN DER PAPST KOMMT

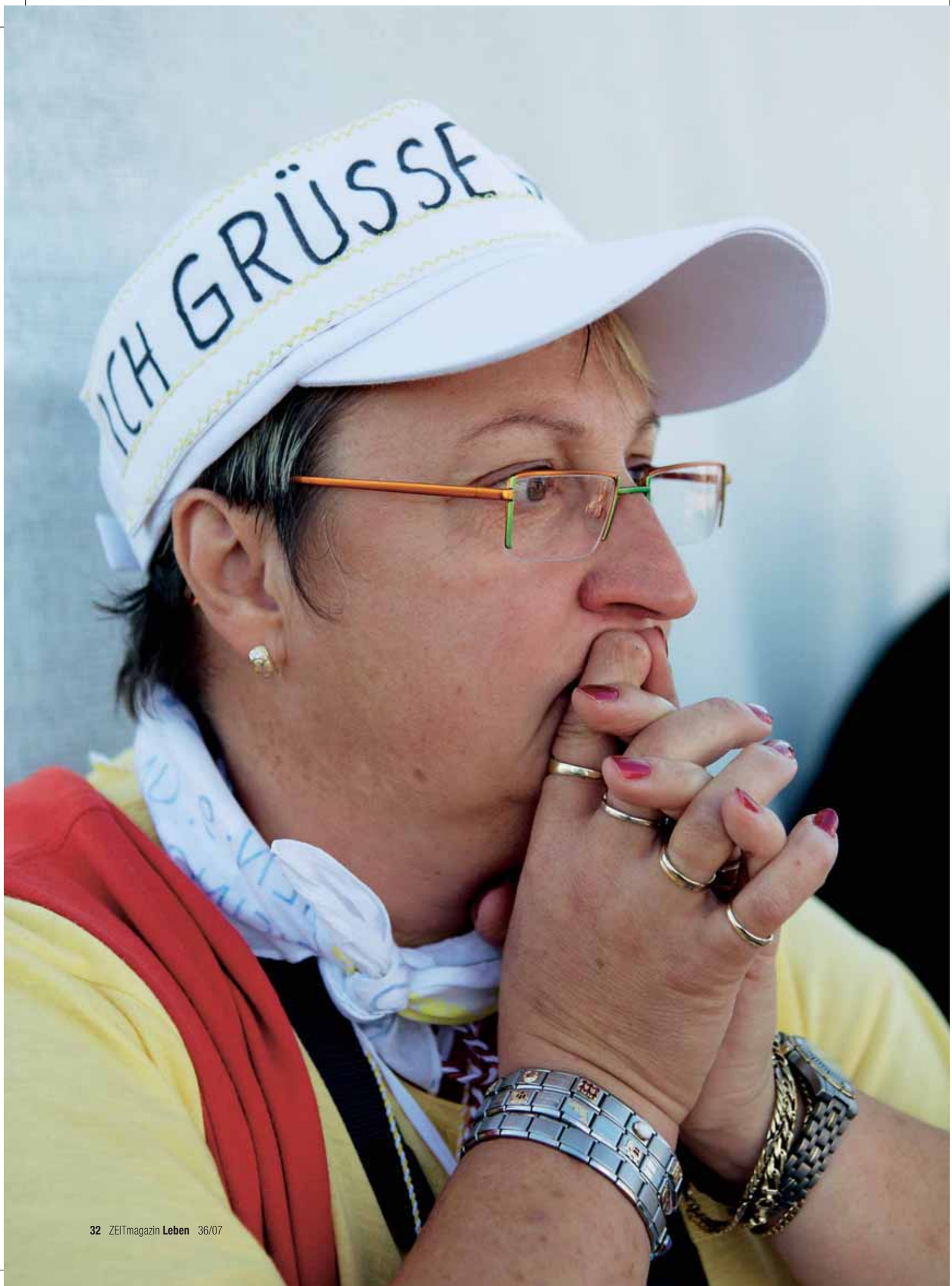
Nächste Woche besucht Benedikt XVI. Österreich. Und wieder wird seine Wirkung auch in den Gesichtern der Zuschauer zu lesen sein – wie beim Papstbesuch vor einem Jahr in München, als der Fotograf THOMAS DASHUBER die folgenden Bilder machte

28-37 Papst 36.indd 29 24.08.2007 15:39:39 Uhr

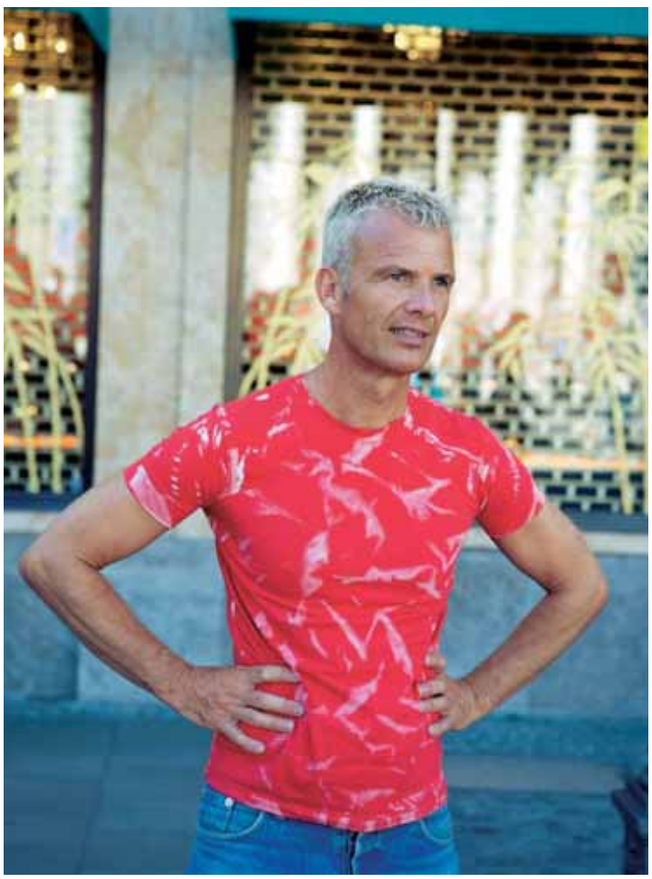


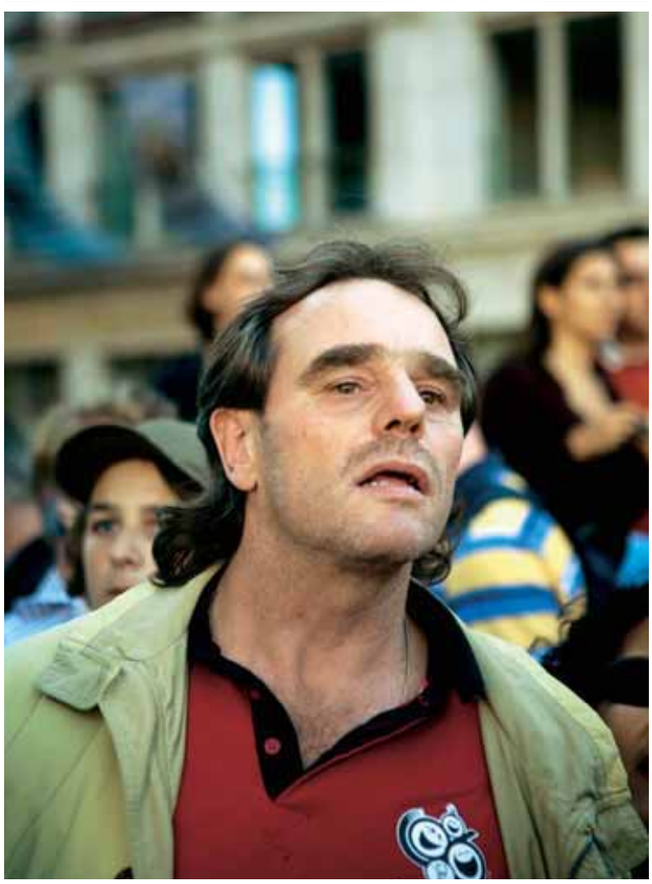
28-37 Papst 36.indd 30 24.08.2007 15:39:40 Uhr

28-37 Papst 36.indd 31 24.08.2007 15:39:58 Uhr



28-37 Papst 36.indd 32 24.08.2007 15:40:06 Uhr

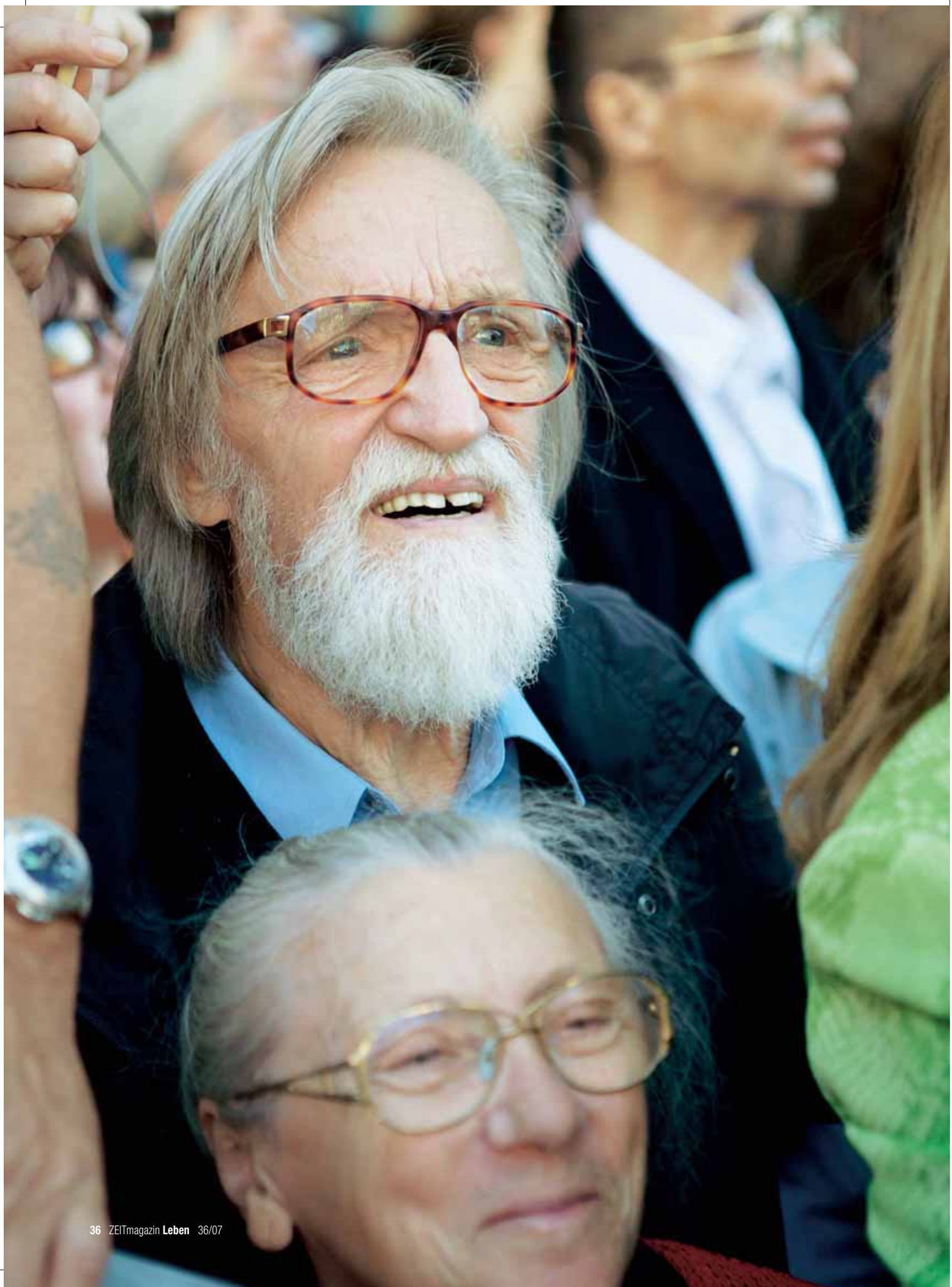




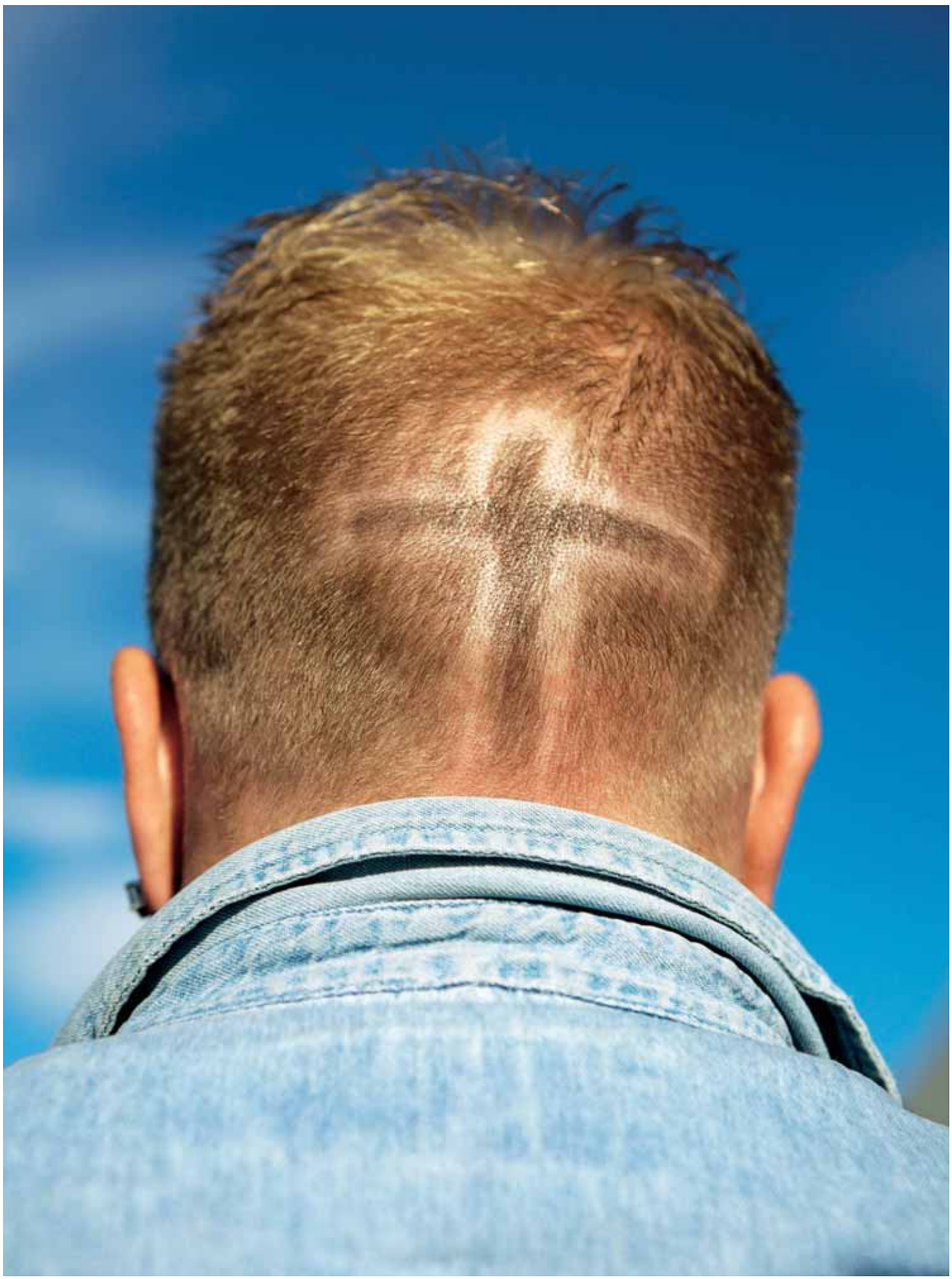
28-37 Papst 36.indd 33 24.08.2007 15:40:13 Uhr

28-37 Papst 36.indd 34 24.08.2007 15:40:31 Uhr

28-37 Papst 36.indd 35 24.08.2007 15:40:50 Uhr



28-37 Papst 36.indd 36 24.08.2007 15:41:07 Uhr



28-37 Papst 36.indd 37 24.08.2007 15:41:20 Uhr

WIE WOLLEN WIR LEBEN?

Der Philosoph und Schriftsteller Peter Bieri sucht in seiner monatlichen Kolumne nach Antworten auf Fragen, die uns immer wieder beschäftigen

WAS MACHT BEWUSSTSEIN ZU EINEM RÄTSEL?

Es fühlt sich auf bestimmte Weise an, ein Mensch zu sein. Jeder von uns ist ein Zentrum des Erlebens. Dieses Erleben umfasst Unterschiedliches: Sinnesempfindungen wie Farben und Töne; Körperempfindungen wie Lust und Schmerz; Emotionen wie Angst und Hass; Stimmungen wie Melancholie und Heiterkeit; schließlich Wünsche und Triebe, also unseren Willen. Was wir erleben, ist nicht nur vorhanden, es ist etwas *für* uns und macht in diesem Sinne unser Bewusstsein aus. Bewusstsein ist ausschlaggebend dafür, dass wir uns als *Subjekte* erfahren, und damit ist es entscheidend für all die Dinge, die uns als Subjekte betreffen: eine seelische Identität über die Zeit, die Ausbildung eines Selbstbilds, Anerkennung und Respekt von den Anderen, Verantwortung für unser Tun. All diese Dinge gibt es nur, weil wir über eine Innenperspektive des Erlebens verfügen.

Zugleich sind wir biologische Systeme. Um ein solches System in seinem Aufbau und seiner Funktionsweise zu erforschen, brauchen wir nicht über sein Erleben nachzudenken. Es geht um anatomische Strukturen, funktionale Zusammenhänge, Stoffwechselvorgänge, elektrische Aktivitätsmuster. Worauf es hier ankommt, ist Objektivität: Erkenntnisse, die von subjektiven Beimischungen möglichst gereinigt und für jeden in gleicher Weise nachvollziehbar sind. Für das Erleben dagegen ist wesentlich, dass es sich in dem, was es ist, nur dem Subjekt selbst ganz erschließt: Ich muss den Schmerz und die Angst *fühlen,* um sie vollständig zu kennen, und diese Kenntnis von innen macht mich zu einer Autorität. Eine solche private Autorität gibt es im Körperlichen nicht: Dort sind die Phänomene öffentlich und allen in gleicher

Fotos: Mathias Bothor

38_39 Bieri-4 36.indd 38 24.08.2007 17:09:43 Uhr

Weise zugänglich. Sofern wir ein Stück Natur sind, ist das Ziel der Erkenntnis Objektivität. Sofern wir ein Zentrum des Erlebens sind, kommt es auf die subjektive Vertrautheit mit dem Erlebten an.

Erleben und biologisches Geschehen sind nicht unabhängig voneinander: Nichts geschieht im Erleben, ohne dass sich auch im Körper etwas verändert, und bestimmte biologische Vorgänge erzwingen eine Veränderung im Erleben. Davon geht jeder aus, der Alkohol trinkt oder ein Aspirin nimmt. Wir alle sind in diesem Sinne minimale Materialisten: Wir glauben, dass Körper und Erleben zusammen variieren und dass wir zwischen ihnen eine Beziehung des Erklärens herstellen können: Ein bestimmtes Erleben tritt auf, *weil* eine körperliche Veränderung stattfindet. Und zudem scheint klar: Es ist vor allem das Geschehen im Gehirn, das wir kennen müssen, um unser Erleben zu verstehen.

Stellen wir uns nun ein menschliches Gehirn vor, das maßstabgetreu so weit vergrößert wäre, dass wir in ihm umhergehen könnten wie in einer riesigen Fabrik. Wir machen eine Führung mit, denn wir möchten wissen, woran es liegt, dass der entsprechend vergrößerte Mensch, dem das Gehirn gehört, ein erlebendes Subjekt mit einer Innenperspektive ist. Der Führer erklärt uns den Aufbau der Nervenzellen, die schwindelerregende Vielfalt der Verbindungen, die Chemie der Botenstoffe und das Muster der Gehirnströme.

„Alles sehr eindrucksvoll", sagen wir zu ihm, „aber wo in dem Ganzen ist das Bewusstsein, das erlebende Subjekt?" – „Komische Frage", lacht er, „das erlebende Subjekt ist nicht irgendwo *in* dieser Fabrik; es ist die Fabrik *als ganze,* die für das Bewusstsein verantwortlich ist."

Das sehen wir ein. Ein Schnitzer. Trotzdem beschäftigt uns etwas: Wir können uns ohne Weiteres vorstellen, dass hier drin alles genau so wäre, wie es ist, ohne dass der Mensch auch nur den Schatten eines Erlebnisses hätte. Nichts von dem, was uns gezeigt worden ist, scheint es *notwendig* zu machen, dass da einer etwas erlebt: nicht die Art des Materials, nicht die Architektonik der Fabrik, nicht die chemischen Reaktionen, nicht die elektrischen Muster.

„Es ist eine Gesetzmäßigkeit der Natur", sagt der Führer, „dass dann, wenn hier drin etwas geschieht, der Mensch bestimmte Dinge erlebt. Das ist notwendigerweise so."

Er hat unser Problem nicht verstanden. Wir bezweifeln nicht, dass es hier Notwendigkeiten *gibt.* Was wir nicht verstehen, ist, *warum* es sie gibt. Warum ist der eine Stoff verantwortlich für Schmerz und der andere für Angst? Warum nicht umgekehrt? Warum lässt mich dieses Erregungsmuster im visuellen Cortex Rot sehen und nicht Grün oder Blau? Und auch eine noch tiefere Frage hält uns gefangen: Wie können all die öffentlich zugänglichen Dinge hier drin etwas hervorbringen, das nur das erlebende Subjekt selbst wirklich kennen kann? Wie kann etwas, dessen Existenz ein erlebendes Subjekt verlangt, von etwas erzeugt werden, bei dem das nicht gilt? Und dann noch mit Notwendigkeit?

Ein System als Ganzes hat oft Eigenschaften, die sich an den Teilen nicht finden. Etwa die Härte und Durchsichtigkeit eines Diamanten. Ist das vielleicht der Schlüssel? Hätten wir nicht ein ähnliches Problem, wenn wir in einem Diamanten herumliefen? Nein: Wir sähen die Gitterstruktur der Kohlenstoffatome, wir kennten die energetischen Verhältnisse und könnten uns ausrechnen, dass sich das Ganze bei Druck und Licht genau so verhalten *muss.* Und ähnlich bei lebendigen Systemen wie etwa Pflanzen. Aus diesem Grund sind das ehemalige Rätsel des Lebens und das Rätsel des Bewusstseins nicht vergleichbar. Das Vertrackte an Bewusstsein ist gerade, dass diese ganze Betrachtungsweise die Lücke des Verstehens nicht zu schließen vermag, denn sie ist noch von ganz anderer *Art.*

„Alle Erklärungen hören doch irgendwann auf", sagt der Führer. „Warum ziehen sich Körper an und stoßen sich nicht vielmehr ab?" Doch Bewusstsein ist eine Systemeigenschaft, Gravitation nicht, und bei Systemeigenschaften ist es stets sinnvoll zu fragen, wie sie aus den Eigenschaften der Komponenten entstehen. Trotzdem macht uns die Bemerkung des Führers nachdenklich. Im Alltag wundern wir uns nicht, dass das Aspirin den Schmerz vertreibt und der Alkohol die Stimmung hebt. Rührt der Eindruck des Rätselhaften daher, dass wir einen gewohnten und in diesem Sinne verstandenen Zusammenhang künstlich *verfremden?* Und ist das nicht ebenso müßig wie bei der Gravitation? Etwas ist nur rätselhaft vor dem Hintergrund bestimmter Erwartungen des Erklärens und Verstehens. Solche Erwartungen können berechtigt oder unangebracht sein. Erwarten wir einfach zu viel, wenn wir verstehen möchten, wie uns Milliarden von verknüpften Nervenzellen zu einem Zentrum des Erlebens machen können? Können wir uns die Verwunderung einfach abgewöhnen?

Wir lassen den Blick durch die Gehirnfabrik schweifen und denken: Alles, was mit diesem Menschen geschieht, entscheidet sich doch hier drin – vor aller Augen. Nirgendwo in diesem gigantischen Uhrwerk gibt es eine kausale Lücke, die ein privates Erleben erforderte, damit es weiterläuft. Bedeutet das nicht, dass unser Erleben zwar wirklich, aber wirkungslos ist? Kausal überflüssig wie das Pfeifen der Lokomotive für das Fahren des Zugs? Das wäre eine dramatische Erkenntnis, denn sie würde bedeuten, dass wir in einer durchgehenden Täuschung befangen sind, wenn wir glauben, unser Leben aus unserem Erleben heraus zu leben. Wir wären nur zum Schein erlebende Subjekte, die über ihr Leben bestimmen. Unser ganzes Selbstverständnis geriete ins Wanken.

Genau das ist der Grund, warum wir mit unserem Fragen nicht lockerlassen: Wir könnten die kausale Macht des Erlebens erst dann beweisen, wenn es uns gelänge, seinen inneren Zusammenhang mit dem physiologischen Geschehen verständlich zu machen. Und deshalb ist es so beunruhigend, wenn sich die Lücke des Verstehens nicht schließen lässt.

Was machen wir falsch? Haben wir den subjektiven Charakter des Erlebens falsch beschrieben? Bewusstsein mystifiziert? Haben wir das Entscheidende am Gehirn noch nicht verstanden? Das Besondere an seiner Komplexität übersehen? Oder fehlt uns insgesamt die richtige Konzeption von Verstehen und Erklären?

„Übrigens", fragt unser Führer beim Hinausgehen, „auf welchem Gebiet arbeiten Sie?" – „Philosophie", antworten wir. – „Ach so", sagt er und schließt hinter sich ab.

PETER BIERI

ist Philosophie-Professor an der FU Berlin. Dieses Jahr wurde der 62-Jährige mit der Lichtenberg-Medaille der Göttinger Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet. Unter dem Namen Pascal Mercier hat er die Bestseller „Nachtzug nach Lissabon" und „Lea" veröffentlicht

38_39 Bieri-4 36.indd 39 24.08.2007 17:10:10 Uhr

40_43 Atelier_Eitel.indd 40 24.08.2007 11:15:46 Uhr

ATELIERBESUCH
TIM EITEL

VON **HELMUT ZIEGLER**
FOTO **LARS BORGES**

Wie überlebt man den schnellen Ruhm? Tim Eitel kocht Kaffee. Er überlegt einen Moment, dann sagt er: „Letztlich wohl nur, indem man sich verschließt.“ Das hat er getan. Allerdings weniger der Kunst oder der Karriere als der Liebe wegen: Eitels Marktwert hatte schwindelerregende Höhen erreicht, als seiner Freundin vor zwei Jahren in Los Angeles ein Praktikum angeboten wurde. Er zog mit, auch anschließend für ein paar Monate nach New York. Zwar stellte der 36-Jährige dort neue Werke aus, wahrgenommen wurde dies in Deutschland aber kaum.

Jetzt hat seine Freundin einen Job in Berlin, und erneut ist Eitel ihr nachgereist. Im hohen und lichten Atelier in Kreuzberg liegt der Duft von frischem Holz in der Luft, die gut hundert Quadratmeter im Hinterhofhaus sind frisch geweißt, der Boden ist fleckenfrei, Pinsel und Farbtuben sind auf einem Rollwagen sortiert. Alles wirkt sehr aufgeräumt. „In meinem Kopf nicht“, sagt Eitel und lacht. Auch das kann man im Atelier erkennen. Auf Planen, die den Fußboden schützen, stehen bis zu drei Meter hohe Leinwände. Ihr Farbspektrum hat wenig von den plakativen Mondrian-Tönen oder dem gedeckten Trabi-Kolorit

Tim Eitel wurde mit Caspar David Friedrich verglichen, seine Bilder erzielten sechsstellige Beträge. Im neuen Kreuzberger Atelier malt er langsamer, als der Markt es sich wünscht

40_43 Atelier_Eitel.indd 41 24.08.2007 11:16:16 Uhr

„Öffnung“ (links) entstand 2006 in New York. Verschwunden sind die zuvor leuchtenden Farben

Tim Eitels Figuren stehen oft vereinzelt im Raum. „Plattform“, 2003

früherer Bilder. Heute reicht es von düsterem Grau bis zu mitternächtlichem Schwarz. Die Gemälde wirken wie die Welt nach der Apokalypse: ohne Sonnenlicht, von Ruß und Asche überzogen.

Eitel hat noch nie das reine Glück in Öl gegossen. Sein Markenzeichen waren Bilder junger Menschen, die fast immer von hinten oder von der Seite dargestellt waren. Unaufgeregt bewegten sie sich in großflächigen, realistischen Landschaften oder geometrisch strengen Räumen. Unbeobachtet, doch in der Öffentlichkeit. Den Bildern wurde mal morsche Melancholie, mal spirituelle Stärke attestiert. Einig war man sich darüber, dass sie die Vereinzelung des Menschen im gegenwärtigen Kapitalismus spiegeln. Eitel selbst will kein Repräsentant einer Generation sein. Er bezeichnet seine Werke lieber als kritisch „im philosophischen Sinn des Wortes. Als Untersuchung.“ Sie machten ihn rasend schnell berühmt. Zu Beginn des Booms der Neuen Leipziger Schule galt er als deren größtes Talent.

An der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst war er zunächst zweimal abgelehnt worden. Erst 2001 wurde er endlich aufgenommen und war zwei Jahre lang Meisterschüler bei Arno Rink. Nach dem Studium ging es Schlag auf Schlag: Bald wurde Eitel mit Caspar David Friedrich verglichen. FDP-Chef Westerwelle und die Deutsche Bank kauften seine Bilder; die Preise erklommen sechsstellige Höhen; seine Maltechnik wurde von der *New York Times* zur „olympischen Disziplin“ erhoben. „Letzten Endes gibt es in einer solchen Situation zwei Möglichkeiten“, sagt Eitel. „Entweder man arbeitet so, wie es einem natürlich entspricht. Oder man haut das Zeug ohne jede Entwicklung raus, bis man sich selbst totgeritten hat.“

Derzeit produziert Eitel langsamer, als der Markt es sich wünscht. Ohne Assistenten, ohne vorherigen Entwurf am Computer. Vormittags erledigt er in seiner Wohnung in Berlin-Mitte das Administrative, nach dem Mittagessen geht er nach Kreuzberg, wo er zu Punk- und Independentklängen eines Internetradios aus Los Angeles bis neun, zehn Uhr abends malt. Sechs große Bilder entstehen auf diese Art jährlich und zehn kleinere Formate. Dass sie ihre Szenen, ihre Schwärze ausgerechnet Los Angeles verdanken, der Metropole von Sonne, Strand und Künstlichkeit, ist nur auf den ersten Blick unverständlich. Eitel war häufig nachts in Downtown, wo Obdachlose Unterkunft bekommen. Er hat dort viel fotografiert, aus der Masse jener Bilder entstanden die Gemälde, als „Gegenbild zu den Mythen“.

Neu ist, dass Eitel den langwierigen Entstehungsprozess dokumentiert. Aus seinem Bücherregal zieht er einen Katalog, der zahlreiche aus der Hüfte geschossene Fotos enthält sowie vier Wolkenvariationen, seinen ersten Versuch eines Großformats ohne menschliche Protagonisten. Bild eins zeigt eine kompakte Wolke über einer Strandpromenade. Eitel gefiel der untere Teil aber nicht, also übermalte er ihn. Bild zwei zeigt die gleiche Wolke, etwas bedrohlicher, darunter dann doch im Sand buddelnde Kinder. Bild drei, die endgültige Version, zeigt nur noch die Kinder: Der Sand ist nun schwarz, der Himmel eine stählern blaue Fläche. Mit der Wolke war Eitel dennoch nicht fertig. Ein neues Bild präsentiert sie wieder, dichter als vorher, über einigen kleinen Häusern. Anfangs war der Himmel blau, dann schmutziggelb, am Ende kam Eitel bei Schwarz an. „Bei Bildern, die problemlos von der Hand gehen“, sagt er, „habe ich immer dass Gefühl, dass etwas fehlt.“

Im August stellt er erstmals seit zwei Jahren wieder in Deutschland aus. „Natürlich war es ein Risiko, so dunkle Bilder zu malen. Aber das Geschäft basiert wie die Börse auf Gefühlen, Launen und Gerüchten. Ob man mit vierzig ein erledigter Fall sein wird, hat man eh nicht unter Kontrolle.“ Er macht eine Pause und blickt in den Kaffeebecher. „Man darf sich vor der eigenen Entwicklung nicht fürchten.“

TIM EITEL

wurde 1971 in Leonberg bei Stuttgart geboren. Er studierte bei Arno Rink, der schon Neo Rauch ausgebildet hatte. Tim Eitel galt als eines der größten Talente der Leipziger Schule. Bekannt wurde er mit Gemälden, die als Kritik am Kapitalismus interpretiert wurden. Einschneidend verändert hat sich Tim Eitels Malerei nach einem Aufenthalt in den USA

Fotos: courtesy Galerie EIGEN+ART Leipzig/Berlin and PaceWildenstein

40_43 Atelier_Eitel.indd 42 24.08.2007 11:16:21 Uhr

KUNST MARKT

MACHT DER KUNSTBOOM DIE GALERISTEN REICH?

Die Galeristin Gisela Capitain in ihrer gleichnamigen Kölner Galerie vor einer Installation ohne Titel von Martin Kippenberger

Die hohen Preise für Kunst, die seit drei Jahren regelmäßig für Schlagzeilen sorgen, zeichneten ein falsches Bild, sagt Bernd Fesel, einer der wenigen Experten, die den Kunstmarkt systematisch analysieren und die wirtschaftliche Situation der deutschen Galeristen kennen.

Bis vor vier Jahren war der 45-Jährige Geschäftsführer des Bundesverbandes Deutscher Galerien (BVDG), heute arbeitet er als Marktanalyst in Bonn. Bei 135 Millionen Dollar, die für einen Klimt bezahlt werden, und 140 Millionen Dollar für einen Pollock, sagt Fesel, glaube jeder, dass in der Branche das ganz große Geld gemacht werde: „Aber vor fünf Jahren setzte eine Galerie durchschnittlich rund 350 000 Euro im Jahr um, etwa 10 Prozent davon waren Gewinn. Davon kann man in der Regel nicht seinen Unterhalt bestreiten. Da hilft nur ein Erbe oder ein Partner mit zusätzlichem Einkommen.“ Aktuelle Erhebungen habe es in den letzten drei Jahren nicht gegeben. Aber Fesel schätzt, dass nur jede fünfte deutsche Galerie von ihrem Umsatz leben kann. Bei etwa 30 Unternehmen vermutet er einem Umsatz von mehr als einer Million Euro.

Gisela Capitain zählt zu diesen Ausnahmegaleristen mit Millionenumsatz. In ihrer Galerie in Köln vertritt sie Künstler wie Christopher Wool, Martin Kippenberger und Franz West. Zwischen 20 und 50 Prozent des Preises bekomme sie als Kommission, wenn sie eine Arbeit vermittle, sagt Gisela Capitain. Vom Anteil der Galeristin müssen noch Transport und Katalog, Vernissage und Miete bezahlt werden.

Je größer die Bekanntheit, je besser die Marktposition eines Künstlers, desto günstigere Vertragsverbindungen könne er zudem mit seinen Galeristen aushandeln: „Bei einem internationalen Star wie Brice Marden muss man sich dann auch schon mal mit 20 Prozent zufriedengeben.“ Wenn sie Werke von Christopher Wool verkaufe, sagt Gisela Capitain, „dann geht ein Teil der Provision an seine Galerie in den USA. Und dann ist es noch ein Unterschied, ob ich die Werke für eine Messe in Kommission nehme oder in meiner Galerie zeige. Für eine Ausstellung vereinbare ich eine höhere Kommission, weil ich ja auch höhere Kosten habe.“

Der Abschlag wird dabei weder nach Preis noch nach Format gestaffelt: An einer kleinen Zeichnung verdient der Galerist denselben Prozentsatz wie an einem großen Gemälde. „Bild klein – wenig rein, Bild groß – viel Moos“, so hat der Berliner Galerist Max Hetzler Vor- und Nachteile dieses Geschäftsprinzip einmal auf den Punkt gebracht. **STEFAN KOLDEHOFF**

Fotos: Dominik Asbach

Neumeister Münchener Kunstauktionshaus

18 000 €

Tiere gehen immer. Diese Regel gilt nicht nur bei Journalisten, sondern auch in Auktionshäusern. Das Haus Neumeister in München hat die großformatige „Schaffamilie“ des Münchner Malers Anton Braith auf 18 000 Euro geschätzt, versteigert wird das Gemälde am 19. September. Braith (1836–1905) wurde mit Meisterwerken der Tierdarstellung wie „Kühe im Krautacker“, „Ein Zug Ochsen“ und „Die Flucht einer Herde vor dem Gewitter“ bekannt.

44_45 Kunstmarkt 36.indd 45 23.08.2007 11:37:37 Uhr

AUTOTEST

CHRISTOPH SEILS
(Mitarbeiter ZEIT online) im
KIA CEE'D 1.6 CVVT

Ganz schön normal

Kompaktklasseautos sehen immer gleich aus: heruntergezogene Motorhaube, schräges Heck, dazwischen möglichst viele aerodynamische Rundungen. Mut zu Experimenten gibt es in diesem heiß umkämpften Marktsegment wenig. Der Durchschnittskunde verlangt keine Sitzheizung, sondern ein übersichtliches Cockpit, er leistet sich keine großen Emotionen, sondern Zuverlässigkeit, nicht teuren Schnickschnack, sondern günstiges Einheitsdesign – und das bekommt er auch.

Der koreanische Autobauer Kia, der mit seinem neuen Modell die Kompaktklasse aufmischen will, macht da keine Ausnahme. Das Gefährt sieht schön normal aus, 122 PS sorgen für einen Verbrauch von durchschnittlich sechseinhalb Litern. Bei Vollgas können es schon mal klimakillende zwölf werden – auch das ist in der Kompaktklasse unguter Schnitt.

Das Auffälligste am neuen Kia ist noch der milde irritierende Name: cee'd. C, e, e – Apostroph, d, das ist eine Spielerei, mehr nicht, auch wenn laut Hersteller „e'd" bedeutungsschwanger „europäisches Design" verheißt. Tatsächlich ist der Kia cee'd eigentlich kein Koreaner. Entwickelt wurde er in Rüsselsheim, und montiert wird er in der Slowakei. Und eigentlich will der cee'd auch gar kein Kia sein, sondern ein Golf. Vor allem dem Lieblingsauto der Deutschen soll er jedenfalls Konkurrenz machen.

Meinen ganz persönlichen Vergleichstest hat der Kia schnell für sich entschieden. Schon im ersten Moment, noch vor der Abfahrt, denn er springt bei jedem Wetter an. Bei meinem alten Golf III hingegen zickt, wenn es regnet, jedes Mal die Zündung. Niemand weiß, warum; weder mein Schwager, obwohl der mal beim Daimler in Untertürkheim geschafft hat, noch mein Autopapst im Hinterhof. Auch sonst bin ich mit dem Kia zufrieden. Die Kurvenlage kann ich nicht beanstanden, der Motor surrt leise.

Trotzdem: Gegen den Platzhirsch der Kompaktklasse, den neuen Golf V, wird es der cee'd schwer haben. Denn koreanische Autos gelten bislang als Loser. Ihr Image bezogen sie in den letzten Jahren vor allem aus ihrer Anfälligkeit und den hinteren Plätzen in der Pannenstatistik. Deshalb bietet Kia beim cee'd jetzt eine besondere Rundumgarantie: Fünf Jahre lang zahlt der Hersteller alle Reparaturen, bei Motor und Getriebe sogar noch zwei Jahre länger. Das trauen sich die Wolfsburger bislang nicht. Für mich würde das bedeuten: nie wieder unterhaltsame Schraubereien mit meinem Schwager. Aber auch: nie wieder teure Audienzen beim Autopapst.

Und der nächste Kia-Coup soll bald folgen. Als Chefdesigner wurde jüngst Peter Schreyer engagiert. Der hat unter anderem den Audi TT und den VW New Beetle entworfen. Schreyer soll dem bislang gesichtslosen Kia zu mehr Attraktivität verhelfen. Denn auch der Durchschnittskunde ist schließlich zu Gefühlen bereit, wenn er Cabrios oder Roadstern begegnet – selbst wenn er anschließend doch zum günstigen Einheitsdesign greift. Zwecks Imagegewinns will Kia jetzt offenbar den Widerspruch zwischen Kompaktklasse und großen Emotionen auflösen.

TECHNISCHE DATEN

MOTORBAUART: Benzinmotor, 4 Zylinder
LEISTUNG: 90 kW (122 PS)
BESCHLEUNIGUNG (0–100 km/h): 10,8 s
HÖCHSTGESCHWINDIGKEIT: 192 km/h
CO_2-EMISSION: 152 g/km
DURCHSCHNITTSVERBRAUCH: 6,4 Liter
BASISPREIS: 15 750 Euro

Foto: Alexander Magerl

46 Autotest_KIA 36.indd 46 22.08.2007 10:45:03 Uhr

DAS TRÄGT MAN JETZT SO

ESTHER KOGELBOOM ÜBER DIE RÜCKKEHR DER STOFFROSETTE

Heutzutage bekommen nur noch die wenigsten Menschen Lob in Form von Orden, Pokalen und Urkunden. Lange Zeit gab es Grund zu der Annahme, diese Art von anerkennender Zuwendung (von Hollywood, dem Sport und dem Militär mal abgesehen) stürbe zugunsten von Douglas-Gutscheinen aus.

Nun endlich ist eine alte Form der Auszeichnung wieder auf der Straße zu sehen. Man kann sie sich selbst verpassen – wenn sich schon keiner mehr findet, der das für einen übernimmt. Die Stoffrosette ist zurückgekehrt, nicht als echter Orden, sondern als Mode-Accessoire. Man steckt sie wie eine Brosche ans Kleid oder an den Rand des „V“ vom Spätsommerstrickpullover. Pferdeliebhaberinnen erinnert die Stoffrosette an die Siegerschleifchen vom Reitturnier, den Wandschmuck vieler Mädchenzimmer. So sieht das Ding tatsächlich aus: wie eine flache Textilblume. Und unten schauen zwei schräg abgeschnittene Bändchen heraus.

In der Kunstgeschichte ist die Rosette laut Brockhaus als ein „einer runden Blüte ähnelndes, in allen Kulturen bekanntes Zierelement“ definiert. Es handele sich um „eines der ältesten Ornamentmotive; die Blütenblätter zeigen in frühen orientalischen Darstellungen Strahlenformen“.

Im Vergleich zu einer der größten Accessoire-Sünden aller Zeiten, dem Modeschmuck-Diadem aus Strass, das in der vergangenen Saison sehr beliebt war, wirkt die Rosette angenehm bescheiden. Wer sie trägt, tut das meistens selbstironisch. Anders als die Selbstgekrönten mit dem Diadem, die doch nur selbstverliebt wirkten.

Die Frage ist, ob auch Männer solche Rosetten tragen sollten. Stoffrosetten mögen zwar unisex sein, aber dennoch wirken sie am Männerkragen so verdächtig wie ein Pferde-Siegerband an der Wand eines Jungenzimmers. Deshalb sollten Männer lieber eine andere Art der Selbstbelohnung wählen, eine nach Gutsherrenart. Sie ist wie gemacht für den Herrn, dem Status ohnehin wichtiger sein soll als der Frau: ein Sakko mit aufgenähtem Wappen auf der Brust, das Herkunft und Familientradition, vielleicht sogar landadelige Abstammung signalisiert – stilecht nur in Kombination mit einem Siegelring und einem Kästchen Ferrero Rocher auf dem Schreibtisch.

Der Herbst 2007 verströmt schon jetzt dezenten Stallgeruch.

Illustration: Rahel Arnold

Nächste Woche
Georg Diez’ Designkolumne:
ICH HABE EINEN RAUM

47 Stil_Mode 36.indd 47 23.08.2007 15:48:32 Uhr

TIM
ibyan en
'sery

WOLFRAM SIEBECKS SOMMERSEMINAR

DIE SPEZIALITÄTEN EUROPAS. IN DER NEUNTEN FOLGE: ROASTBEEF AUS ENGLAND

Sie nehmen den Mund ganz schön voll, die Briten. Nicht nur das Londoner Magazin *Gourmet* hat großmäulig verkündet: „Nirgendwo auf der Welt isst man besser als hier." Auch sonst werden die Briten nicht müde zu behaupten, der Nabel der kulinarischen Welt befände sich in Groß-London. Zweifellos gibt es dort mehr Multikulti-Restaurants als im restlichen Europa. Wenn sie die meinen, haben sie recht. Sie haben sogar einen Charmebolzen als Fernsehkoch, Jamie Oliver, der populärer ist, als es Frau Christiansen je war. So ein richtig lieber Bub, der den Engländern auch den Inhalt des königlichen Rennstalls schmackhaft machen könnte. Aber wie das so ist mit Pferdefleisch: Solang es an der Prominenz entlanggaloppiert, jubeln ihm alle zu. (Vor allem, wenn der Sieger Feitlebaum heißt.) Landet es aber auf dem Teller, sieht die Sache anders aus.

Nicht anders bei Londons Gastronomie: Da gibt es Sushi, Dim Sum und Tandoori, aber auch *Yorkshire pudding* und *steak and kidney pie.* Wäre ich bösartig wie die englische Boulevardpresse, würde ich behaupten: „Die englische Nationalspeise heißt *fish 'n' chips."* Das ist Kabeljau mit Fritten, wurde früher an jeder Straßenecke verkauft und aus Zeitungspapier gegessen. War so populär wie bei uns die Currywurst.

Also doch die Hammelkeule mit Minzsauce? Wenn ich bedenke, welche Aversionen bei uns allein die Keule vom Lamm hervorruft, so halte ich es für zwecklos, hier das Lob und Rezept einer Hammelkeule zu verkünden.

Dagegen ist nichts gegen eine andere Spezialität einzuwenden, welche in England so britisch ist wie Kricket: das Roastbeef. Dieser Braten hat, wie die Regeln des Schlagballspiels, etwas Geheimnisvolles, das Fremde furchtbar irritiert. Es ist die Tatsache, dass sie in London und Umgebung ein großes Stück Fleisch aus dem Ofen holen, das offensichtlich noch halb roh ist. Nämlich rosa von oben bis unten. Und trotzdem ist kein Tropfen Blut zu sehen. Ein küchentechnisches Wunder? Sie nehmen es gelassen, die Brits. Ein Roastbeef hat rosa und saftig zu sein, wie ein englischer Rasen grün und saftig ist. Wenn der Gärtner das nicht schaffte, endete er am Galgen. Vom Küchenpersonal sind ähnlich krasse Strafen nicht bekannt. Es wurde schlimmstenfalls verprügelt. Und sogar diese Tradition ist seit über hundert Jahren verboten.

Wir dürfen nicht einmal unsere Metzger verprügeln, wenn sie uns ein frisch geschlachtetes, sehniges Stück als Roastbeef verkaufen, sodass wir einen zähen Braten aus dem Ofen holen, das größte anzunehmende Unglück für einen Hobbykoch, der sich Gäste eingeladen hat. An alles hat er gedacht. Die gestärkten Servietten sind schneeweiß, über den Manzanilla als Aperitif haben sich alle gefreut. Beim Roastbeef, dem Hauptgericht, konzentriert sich jedermann nur auf eines: Es hat rosa zu sein (aber nicht blutig) sowie saftig und den unvergleichlich langweiligen Geschmack zu haben, den nur englisches Roastbeef besitzt.

Vielleicht können sie es auf ihrer Insel im Supermarkt kaufen. Bei uns braucht man einen erstklassigen Metzger, der Beiried führt (die Fortsetzung des Rückens zur Keule hin). Die Knochen sind ausgelöst.

Das Fleisch reibe ich gegen britische Tradition mit Salz ein und lege es mit der Fettseite nach oben auf ein paar dicke Fettscheiben in einen flachen Bräter. Mitten in den Braten stecke ich ein Fleischthermometer. Der Ofen ist auf 250 Grad vorgeheizt (keine Umluft!). Das muss mein Roastbeef ungefähr 20 Minuten aushalten. Dann drehe ich die Hitze auf 175 Grad herunter und lasse es etwa 1 Stunde weiterbraten. Dabei muss ich das Bratenthermometer genau beobachten. Heißer als 60 Grad sollte das Fleisch in seinem Inneren nicht werden, nur so bleibt es rosig und saftig.

Vor dem Anschneiden muss der Braten unbedingt fünfzehn Minuten lang ruhen. Zum Roastbeef trinkt der Engländer lauwarmes dunkles Bier aus Irland.

»V

Nächste Woche geht das Sommerseminar 2007 zu Ende: Zum Dessert gibt es **KAISERSCHMARREN** aus Österreich

Foto: Oliver Schwarzwald, Food+Styling: Volker Hobl, Bildbearbeitung: Til Schlenker und Martina Huber Porträtfoto: Mathias Bothor

48_49 Siebeck_England 36.indd 49 23.08.2007 13:02:29 Uhr

LOGELEI

Es gibt drei Arten von Sobilanern. Professor Knusi hat sie zu dieser Thematik bereits interviewt und die Ergebnisse seinem Assistenten Flusi zur Auswertung vorgelegt. Der liest folgendes Protokoll:
Asi: „Besi knast Fesi.“ Besi: „Desi knast Fesi nicht.“ Cesi: „Besi knast Desi.“ Desi: „Cesi knast Esi.“ Esi: „Besi knast Asi.“ Fesi: „Desi knast Esi nicht.“ Asi: „Fesi knast Esi nicht.“
Flusi klagt der Sekretärin sein Leid: „Wie soll man aus diesem Geknase schlau werden? Ich meine, ich weiß, dass ein Borese mit ‚A knast B‘ meint, dass A und B von der gleichen Art sind. Aber was die Domesen und Gnaresen darunter verstehen ...“
„Oh, das weiß ich zufällig“, freut sich die Sekretärin, „ein Domese macht so eine Aussage, wenn A Borese und B Domese oder wenn A Domese und B Gnarese oder wenn A Gnarese und B Borese ist; und bei den Gnaresen ist es genau umgekehrt. Die machen eine solche Aussage nur, wenn A Domese und B Borese oder wenn A Borese und B Gnarese oder wenn A Gnarese und B Domese ist. Aber ich fürchte, da bleiben trotzdem zwei Möglichkeiten übrig.“
Daraufhin Flusi: „Aber nein, weißt du denn nicht, dass Gnaresen niemals auf eine Frage zwei verschiedene Antworten geben?“ **ZWEISTEIN**

LÖSUNG AUS NR. 35:

WAAGERECHT:
A 27 **C** 2187
G 924 **H** 673
I 39 **J** 6735
L 825336 **O** 946
P 198 **R** 531441

SENKRECHT:
A 293895 **B** 729
C 24 **D** 16
E 873 **F** 7356
J 6561 **K** 73
M 243 **N** 394
P 14 **Q** 81

SUDOKU

Füllen Sie die leeren Felder des Quadrates so aus, dass in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jedem mit stärkeren Linien gekennzeichneten 3 x 3-Kasten alle Zahlen von 1 bis 9 stehen. Noch mehr solcher Rätsel finden Sie im Internet unter www.zeit.de/sudoku

	4	3		6		8	9	
5	7						6	2
6		9		5		4		1
			6		4			
9		4		8		7		6
			9		7			
4		7		9		1		3
3	9						4	8
	1	2		3		9	5	

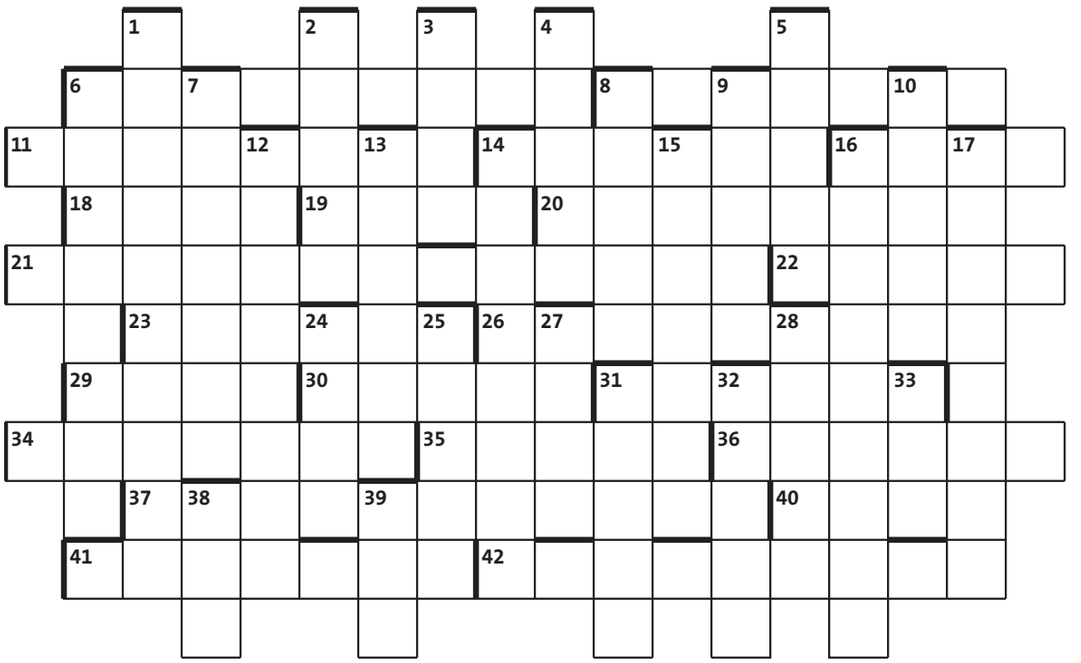
LÖSUNG AUS NR. 35:

182	673	459
659	481	732
374	592	816
521	739	684
967	814	325
438	256	197
243	165	978
816	927	543
795	348	261

50_53 Spiele 36.indd 50 23.08.2007 17:06:51 Uhr

LASSEN SIE UNS SPIELEN

UM DIE ECKE GEDACHT NR. 1874



LÖSUNG AUS NR. 34:

WAAGERECHT: 6 BEGONIE **10** TAMBURIN **15** MELANGE **17** MORAENE **18** FLOP in Flipflop **20** KATZENSPRUNG **21** ETAT **22** an der Loire entlang: NANTES **23** LEEDS auf demselben Breitengrad **25** WEG **26** SWIFT **29** AVENTIN **32** ENER**GIEEF**FIZIENZ mit Feige **34** FISCHE **36** FEINHEIT **37** PALISANDER **42** TAEL **44** SEELE **45** FERIENTAG aus E-i-f-e-r n-a-g-t **47** ROLF Liebermann **48** UNARTIG **49** UNGETUEME

SENKRECHT: 1 BONZE **2** WIEN **3** NARR **4** BUNGEE **5** LIFT **6** BEKASSINE mit Schwanzfeder- Wummern **7** ELAN **8** GATTIN **9** EMS **10** TOP **11** MAULAFFEN **12** BENE in Poe-bene **13** Lou REED **14** POTENZIALE **16** GESTREIFT **19** Blech-LAWINE **24** STEHER **27** G. A. Bürger, „Die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die WESPEN nagen" **28** FEHLER aus H-e-l-f-e-r **30** Stadt-VIERTEL **31** NINA in Ber-nina **33** ZITAT **35** Kalauer aus CALAU **38** SEIL **39** ARG (Hoffmann, „Struwwelpeter") **40** NIUE **41** DEN **43** LOME, Togo, in Ki-lome-ter **46** „Ende gut, alles GUT"

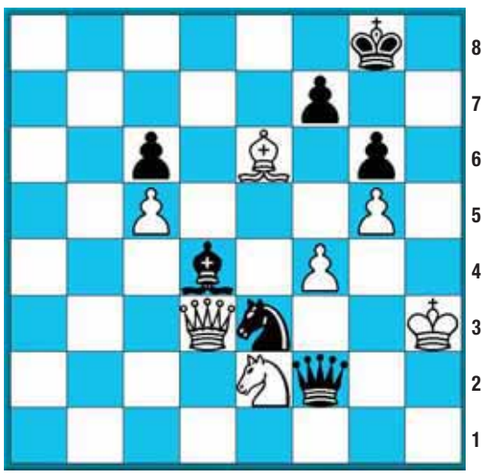
WAAGERECHT: 6 Stätte umstürzlerischen Geschehens **8** Wenn Feder, Fliegen oder Papier Kategorien sind, worum geht's? **11** Will gern den Geist via Zwerchfell erreichen **14** Gehört zu hin wie zu zu ab **16** Am Ende von Pariser Datumsangaben: pünktlicher Nachfolger vom August **18** Operiert immer mal wieder auf der Bühne im Team mit Farin **19** Nicht nur an die azurne zieht's Leute mit France-Faible **20** Der interessierte sich für Amarillo, die sich für Schiwago **21** Die Liebe zur Ordnung, welche die Ordnung hervorbringt, heißt Güte, und die Liebe zur Ordnung, welche sie erhält, heißt … (J.-J. Rousseau) **22** Bei den Spontannennungen von Schlankheitssymbolen stets dabei **23** Auch Barbadosbares, Kaimankies, Singapurmoos **26** Beladene Tage, so hofft man durchaus, nach etlichem Ackern **29** Gehört zu Eyre wie Charlotte zu Brontë **30** Von herausragender Bekanntheit als Nabel ferner Welt **31** Da lässt sich Windflüchter gern einen Korb geben **34** Eine und eine zweite sind noch kein Gesamtüberblick **35** Sprichwörtlich: Gute … macht reich auch in der Hütte **36** Ein Haltfinden im Grunde **37** Klimawandelfolgen-warntafel? Allgefährts Rückreiseversicherung! **40** Mit Plädoyer und Sang dabei im gefilmten Chicago **41** Wer mit Güte nichts erreicht, erreicht auch nichts mit … (A. Tschechow) **42** Fünf-Finger-Beschäftigung, wie man herauszuhören meint

SENKRECHT: 1 Würde sie doch …, wünscht sich manch Entscheidungs-Empfänger, manch Terrassen-Nutzer **2** Dünner, aber doch härterer Rede-Stoff **3** Je mehr der Geizige hat, desto weniger wird er … (Sprichwort) **4** Am Wege Anlass, den Blick zu wenden, im Wege Grund, die Richtung zu wechseln **5** Hat Spitzenposition in Hausbau hier, in Ranglisten anderswo **6** Schwer begehrt bei Fabrikanten von Laberdan und Lebertran **7** Kam vordem mit Windes Eile und Geschützes Donner **8** Bodenkontaktvolle Tätigkeit, wenn man nicht gerade an die Decke denkt **9** Die wird bestaunt am Ozean, das suchen wir, wo's uns missfällt **10** So gerufener Mann wird wohl meist auf Rich(!)tigstellung pochen **12** Im Mittelpunkt der Tafelrunde mit pfanntastischer Arbeitsteilung **13** Einstellungssache: findet ebensolche Zustimmung bei jenen, die alles auf einmal sehen wollen **14** Mann am Verkehrsäderchen, ganz in Wiesengrün **15** Zeiteinheit in der Welt der Puckbeförderer **16** Berüchtigte Methode der Tester der Haltbarkeit der Eintracht **17** Die Giganten unter den alten Seegefährten mit Bizepsantrieb **24** Hiesiger Namensvetter von Gino **25** Kann auf viel Heimatlandkarte zwischen Weißem und Schwarzem Meer schauen **27** Wohl ganz Dame, aber nicht die volle Briten-Wahrheit **28** Zimmermannsgehilfin nach Fehlschlag **31** Fühlt sich wie Schneekönig, als Fisch im Wasser **32** Gaganz vorn genannt im Queen-Titel **33** Für Kindergartengarderobe doppelt notwendiger Artikel **38** Die Maid, die Majestix' Medizinberater im Kopf hat **39** Wenn man's von der rechten Seite besieht: bevorzugtes Subjekt in der Ellbogengesellschaft

50_53 Spiele 36.indd 51 23.08.2007 17:06:53 Uhr

LASSEN SIE UNS SPIELEN

SCHACH



Nachbarländer leben bekanntlich nicht immer in Eintracht nebeneinander. Das trifft sicher in Maßen auch auf Bulgarien und Rumänien zu. So sind die Rumänen stolz auf ihre „lateinische“ (romanische) Sprache und sehen etwas auf slawischsprachige Länder herab, vergessen dabei aber gerne, dass ihre eigene Sprache ein Mischmasch aus Lateinisch, Ungarisch, Türkisch, Slawisch und sogar etwas Deutsch ist, weil Eroberer, „Eroberte“ und Einwanderer ihre Spuren hinterließen. Umgekehrt können Sie zwar mitten in Sofia am berühmten Vasil-Levski-Stadion auf Deutsch und Bulgarisch den Satz von Friedrich Schiller lesen: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“, Ähnliches auf Rumänisch suchen Sie aber wohl vergeblich. Der bulgarische Meister Ljuben Popov sagte mir einmal über einen rumänischen Schachspieler: *„Capul mare, minte n-are“* („Großer Kopf ohne Verstand“). Mit diesem Satz hatte sich sein rumänischer Sprachschatz erschöpft; ich glaubte aber herauszuhören, dass er die Sentenz durchaus als Pars pro Toto verstanden wissen wollte.

Diese Vorbehalte treffen auf den teils deutschstämmigen rumänischen Spitzenspieler Liviu-Dieter Nisipeanu und den in der bulgarisch-rumänischen Grenzstadt Ruse geborenen Veselin Topalov nicht zu. Sie spielten letztes Jahr ein Freundschaftsmatch in Rumänien, nun war Nisipeanu zum Turnier in Sofia eingeladen. Um gleich in der ersten Runde den bulgarischen Volkshelden zu „misshandeln“.

Nach 1…Df3+ 2.Sg3 Dg2+ gab Topalov als Weißer auf, weil er wegen 3.Kh4 Dh2+ 4.Lh3 Sg2+ 5.Kg4 Dxh3+! 6.Kxh3 Sxf4+ 7.Kg4 Sxd3 eine Figur verliert. Und sicher war Nisipeanus Scherz danach nicht sadistisch: „Warum matt setzen, wo ich doch eine Figur gewinnen kann?“ Wie hätte er aber in 5 Zügen matt setzen können?

HELMUT PFLEGER

LÖSUNG AUS NR. 35:

Der Schlüsselzug war das Abzugs-Doppelschach **1.Te8++!** Dies zwang den schwarzen König zu **1…Kg7**, worauf sich Weiß mit **2.Txa8** (aber ja nicht 3.Dxb4?? axb4 4.Txa8 Kxf6, und der Freibauer b4 kostet den Turm) den schwarzen Turm einverleibte, um die einstehende Dame nach **2…Dxd6** mit der Springergabel **3.Se8+** zurückzugewinnen und aufgrund des Turms mehr klar auf Gewinn zu stehen

LEBENSGESCHICHTE

Das Verzeihen kommt immer gleich nach dem Sterben. Denn ist einer erst einmal von dieser Welt gegangen, setzt kollektive Verklärung ein. Als gäbe es da ein geheimes Abkommen, wollen sich schon auf der Trauerfeier alle nur noch an das Gute erinnern. So wird auch der Fiesling postum zum Lamm – und kann sich nicht mal dagegen wehren. Die Totenruhe ist heilig, auch wenn der Tote selbst kein Heiliger war.

In seinem Fall nahm die nachgetragene Liebe fast schon bizarre Züge an. Witwe und älteste Tochter beschlossen nämlich ein Vierteljahrhundert nach seinem Ableben, ihm eine Gedenkausstellung in seiner Geburtsstadt zu widmen. Darin verschwiegen sie alle Risse und Widersprüche in seiner Biografie, stilisierten ihn sogar zum treuen Gatten und Vater – der er nie gewesen war.

Ganz im Gegenteil hatte er Frau und drei kleine Kinder eines Tages verlassen. Und damit auch die Stadt seiner Kindheit, „in der alles nach Straßenbahn roch und es immerzu regnete“. Zwar war er, als der Erfolg sich einstellte, später hin und wieder bei den Seinen aufgetaucht wie ein ferner Verwandter – aber meist lebte er doch ohne die Familie, mit Affären und Abenteuern, ein Verführer und rastlos Reisender. Und ebendas strahlte er auch mit jeder Körperfaser aus: diese wilde Entschlossenheit, die Tage und die Nächte in sich aufzusaugen und dabei keine Rücksicht zu nehmen, nicht mal auf sich selbst.

Dass so was keine achtzig Jahre gut gehen konnte, dafür sorgte irgendwann der Lungenkrebs. Vielleicht war die Zigarette in der Hand das Beständigste in seinem Leben gewesen, jetzt wurde sie sein Verhängnis. Immerhin starb er im Herbst und nicht im Frühling, was ihm wohl schwergefallen wäre, wie er einmal schrieb. Und er bestimmte auch noch, wo er begraben liegen wollte: auf einer Insel, die ihm in seinen letzten Jahren zur Wahlheimat geworden war.

Viel früher hatte einmal ein Maler hier gelebt, und auch er malte: nicht mit Farben, dafür mit Worten und Tönen. Als Teenager hatte er das begonnen, als junger Mann wusste er, dass es seine Zukunft sein würde, und verweigerte von jetzt auf gleich die vorgesehene Laufbahn als Fabrikbesitzer. Abend für Abend stand er bald auf irgendeiner Bühne, anfangs noch belächelt für seinen Akzent, bald jedoch gefeiert und geliebt. In seinen Versen beschrieb er Kneipe, Kirche, gute Stube – die Orte, an denen er das Leben belauschte. So erzählte er von Himmel und Hoffnung, aber auch von Hohn und Hass. Und von der Liebe, von ihrem Anfang wie auch ihrem Scheitern – und davon, dass die Ehe der Tod der Liebe sei: „Ich weiß, dass diese nächste Liebe die nächste Niederlage sein wird …“

Solche Sätze machten ihn berühmt. Dazu kam seine Art, sie vorzutragen, manchmal entwaffnend kindlich und ungestüm, sodass man die verletzliche Seele ahnen konnte. Und dann, als sich alle seine Träume erfüllt zu haben schienen, reichte es ihm – und er verkündete einen weiteren Abschied, diesmal vom Publikum. Trat wieder mal die Flucht an, raus aus dem Gewohnten, rein ins Ungewisse.

Ein paar Jahre zuvor hatte er übrigens einen seiner größten Erfolge gefeiert – mit einem Poem, in dem sich einer mit Galgenhumor darüber mokiert, was für scheinheilige Töne am Tag seiner Beerdigung alle Welt auf ihn anstimmen wird.

Wer war's?

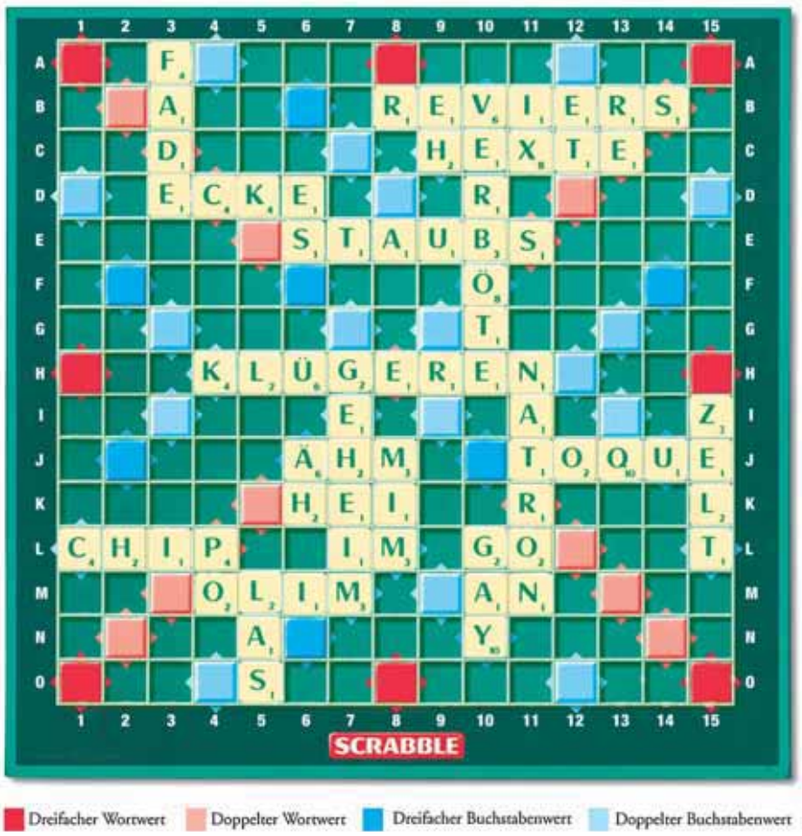
FRAUKE DÖHRING

LÖSUNG AUS NR. 35:

Es war Mustafa Kemal Atatürk (1881 bis 1938). Der Beiname „Kemal“ bedeutet „vollendet“. Er schloss sich den Jungtürken an, war aber entschieden gegen das Bündnis mit den Deutschen. Dennoch kämpfte er im Ersten Weltkrieg loyal unter deutschem Kommando. Zu seinem Reformwerk als erster Präsident der Republik Türkei gehörte die Einführung von Nachnamen, er erhielt von der Nationalversammlung den Namen „Atatürk“ („Vater der Türken“)

50_53 Spiele 36.indd 52 23.08.2007 12:16:30 Uhr

SCRABBLE



Während des *ZEIT*-Scrabble-Sommers haben allein die Leser über die Spielsituation in der nächsten Ausgabe entschieden. Jetzt ist es wieder an mir, schmucke und knifflige Rätsel zu basteln. Da kam mir diese reizvolle Konstellation von Heimke Wetzel gerade recht.

Ich muss gestehen: Ich bin gescheitert. Denn die Aufgabe hat es wirklich in sich, besonders wenn man Heimke Wetzels Kommentar berücksichtigt: „Der 140er ist schon ziemlich verblüffend, aber meine Lösung finde ich einfach nur niedlich. Schon als Kind habe ich mich jeder … zugewendet." Leider habe ich es versäumt, der Braunschweigerin beim letzten Zusammentreffen (im Rahmen eines Scrabble-Turniers!) einige Geheimnisse über ihre Jugend zu entlocken. Es geht also um zwei Begriffe: einen, der 140 Punkte bringt, sowie einen noch höher dotierten. Wie lauten sie, und wo sind sie zu platzieren? **SEBASTIAN HERZOG**

Es gelten nur Wörter, die im Duden, „Die deutsche Rechtschreibung", 24. Auflage, verzeichnet sind, sowie deren Beugungsformen. Die allgemeinen Scrabble-Regeln finden Sie im Internet unter www.scrabble.de

Foto: Simon Gallus

Impressum

REDAKTIONSLEITER Christoph Amend

STELLVERTR. REDAKTIONSLEITER Jürgen von Rutenberg (Textchef)

ARTDIREKTORIN Katja Kollmann

REDAKTION Jörg Burger, Heike Faller, Dr. Wolfgang Lechner (besondere Aufgaben), Christine Meffert, Ilka Piepgras, Tillmann Prüfer (Stil), Dr. Adam Soboczynski, Matthias Stolz, Henning Sußebach

FOTOREDAKTION Michael Biedowicz (verantwortlich), Usho Enzinger

GESTALTUNG Nina Bengtson, Jasmin Müller-Stoy

MITARBEIT Moritz Müller-Wirth und Dr. Christof Siemes (Sport), Tanja Stelzer, Carolin Ströbele (Online), Tobias Timm, Annabel Wahba

AUTOREN Anita Blasberg, Marian Blasberg, Carolin Emcke, Matthias Kalle, Harald Martenstein, Wolfram Siebeck, Jana Simon

PRODUKTIONSASSISTENZ Margit Stoffels

KORREKTORAT Mechthild Warmbier (verantwortlich)

DOKUMENTATION Uta Wagner (verantwortlich)

HERSTELLUNG Wolfgang Wagener (verantwortlich), Oliver Nagel, Frank Siemienski

DRUCK Broschek Tiefdruck GmbH

REPRO Twentyfour Seven Digital Pre Press Services GmbH

ANZEIGEN DIE ZEIT, Matthias Weidling

EMPFEHLUNGSANZEIGEN GWP media-marketing, Axel Kuhlmann

ANZEIGENPREISE ZEITmagazin LEBEN, Preisliste vom 1. 5. 2007

Anschrift Verlag Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg; Tel.: 040/32 80-0, Fax: 040/32 71 11; E-Mail: DieZeit@zeit.de

ANSCHRIFT REDAKTION ZEITmagazin LEBEN, Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin; Tel.: 030/59 00 48-7, Fax: 030/59 00 00 39; www.zeitmagazin.de, E-Mail: leben@zeit.de

IN DER NÄCHSTEN AUSGABE

EIN FLUSS IN DER STADT
Der Eisbach mitten in München. Er reizt die Wellenreiter – trotz oder wegen der Gefahr

AUTOTEST
Unser Tester ist den Lexus LS 600hL gefahren, das erste Auto überhaupt mit einem Hybridmotor und acht Zylindern

50_53 Spiele 36.indd 53 23.08.2007 12:16:33 Uhr

AUF EINE ZIGARETTE MIT HELMUT SCHMIDT

Im Urlaub habe ich mit einem Architekten gesprochen, der auf Sie böse ist.
Was fehlt dem Mann?
Er war beteiligt am Entwurf für einen ambitionierten Bau neben dem Pressehaus, in dem unsere Redaktion in Hamburg sitzt. Dieses Projekt haben Sie im Alleingang abgeschossen.
Abgeschossen habe ich gar nichts. Ich habe einen kleinen Aufsatz geschrieben.
Ja, für die ZEIT. Danach war der Plan vom Tisch.
Ich war mit dem Ergebnis jedenfalls zufrieden. Dieser Stahl-Glas-Kubus, den sie bauen wollten, der passt überall hin, aber nicht in die vom Backstein dominierte alte Innenstadt Hamburgs. Es war ein Entwurf, der genauso gut nach Shanghai passt oder nach Osaka oder nach Dubai. Der passt vielleicht in die Hamburger Hafencity.
Die gefällt Ihnen also auch nicht.
Sehr richtig. Auch das ist moderne Allerweltsarchitektur, die man genauso gut in irgendeinem anderen Hafen der Welt hinstellen kann.

„DAS KANZLERAMT? ICH NENNE DAS BRUTALBETON“

Sie wollten selbst Architekt werden.
Ja, von ganzem Herzen.
Was hat Sie davon abgehalten?
Die Tatsache, dass mich der Krieg acht Jahre meines Lebens gekostet hat und ich bei Kriegsende zu alt war, um danach noch Architektur zu studieren.
Wer waren damals Ihre Lieblingsarchitekten?
Mein Vorbild war der hamburgische Oberbaudirektor Fritz Schumacher. Er hatte während des Ersten Weltkrieges in Köln ein Meisterwerk vollbracht mit diesen schönen Ringstraßen, die der alten Befestigungslinie folgen. Und dann noch eins in Hamburg, indem er den Backstein hier wieder zur Geltung gebracht hat.
Über den von Ihnen so gelobten Backstein schreibt unser Kollege Theo Sommer: „Der vorgetäuschte Backstein – meist nur dünnes Blendwerk, auf Beton geklebt – stürzte Hamburg in die architektonische Monotonie.“ Da ist doch das Glas in der Hafencity eine überfällige Abwechslung.
Natürlich ist der Backstein nicht schon Architektur, sondern Bekleidung der Außenwand. Das war auch zu Zeiten des Chilehauses oder des Sprinkenhofes so, der großen städtebaulichen Leistungen der zwanziger Jahre. Anders war es im Mittelalter, als die großen Kirchen in Lübeck, in Wismar, in Ratzeburg tatsächlich aus Backstein aufgemauert worden sind. Aber es gab eine große Chance nach dem Kriege, diesen der Landschaft angemessenen Baustoff Backstein zu einem Signum Hamburgs zu machen.
Gegen die Bausünden, die in der Nachkriegszeit begangen wurden, sind doch die modernen Häuser, die Ihnen missfallen, reine Schmuckstücke!
Das kann man so nicht sagen. Ich glaube, die erhaltenswürdige Bausubstanz ist genutzt worden. Aber es war wirklich nicht mehr viel, weil über die Hälfte aller Häuser total zerstört waren. Der Rest hatte keinen besonderen Wert. Das waren Mietskasernen.
Dem Bonner Bundeskanzleramt haben Sie den Charme einer rheinischen Sparkasse attestiert. Was halten Sie vom Kanzleramt in Berlin?
Ich nenne das Brutalbeton.
Nicht einmal der Blick aus dem Kanzleramt hat Sie beeindruckt?
Von oben auf eine Stadt zu gucken ist immer interessant. Wenn man aber in die Büros der in jedem Gebäude tätigen Beamten schaut, dann hat man Mitleid.
Gibt es moderne Architektur, die Ihnen gefällt?
Ja, eine ganze Menge. Die Kuppel von Foster auf dem Reichstag zum Beispiel.
Sie wohnen seit beinahe einem halben Jahrhundert in Hamburg-Langenhorn, einem ganz unspektakulären Vorort. Hat es Sie nie dahin gezogen, wo Hamburg besonders schön ist – an die Elbe oder an die Alster?
Nee, das war mir zu vornehm.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE
GIOVANNI DI LORENZO

Foto: Uwe Aufderheide / Agentur Focus

54_55 Zigarette 36.indd 54 23.08.2007 15:41:11 Uhr